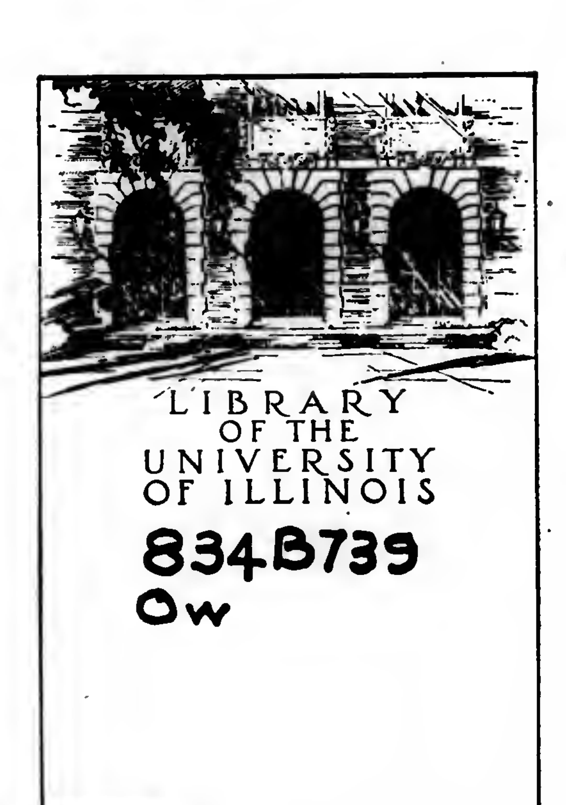

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834B739
Ow

Wer die Heimat liebt wie du

Roman von Artur Brausewetter



Sechsundzwanzigstes bis dreißigstes Tausend

Verlag von Georg Westermann
Braunschweig – Berlin – Hamburg



Druck von Georg Westermann in Braunschweig

Dem Retter Ostpreußens
General-Feldmarschall
von Hindenburg
in Dankbarkeit und Bewunderung zugeeignet.

Was lange nicht in Reckenstein geschehen war, das geschah heute: man feierte ein Fest.

Edith, die einzige Tochter des alten Reckensteiner, die ihm seit fünf Jahren in Haus und Hof die früh heimgegangene Gattin mit Umsicht und Treue ersetzte, beging ihren einundzwanzigjährigen Geburtstag. Der Reckensteiner war für die Feste nie zu haben gewesen; in seiner Eintönigkeit lag für ihn des Lebens Sinn und Glück. Diesmal machte er eine Ausnahme; von ihm war die Anregung zu dieser Feier gekommen.

Klein war der Kreis der Geladenen: aus der Nachbarschaft Harro von Ubitzsch, hager, ernst, verschlossen, mit einer kleinen, gern ins Leere schwätzenden Gattin; von weiter her Dr. Werner Stoltzmann, der erste Bürgermeister von Rodenburg, der kurze Zeit in Königsberg Stadtkämmerer gewesen, und den für ihre aufblühende Stadt und nicht leichte Verwaltung gewonnen zu haben die Rodenburger Stadtverordneten mit Stolz zur Tat sich rechneten. Er war noch jung und von ausgesprochener Begabung, deren Bewußtsein sich in einem für seine vierunddreißig Jahre sehr sicheren Wesen und Auftreten prägte, das ihm von mancher Seite als Hochmut und Selbsteingenommenheit ausgelegt wurde. Wer ihn jedoch genauer kannte, wie der Reckensteiner und seine Tochter, der wußte, daß er im Herzen demütig und bescheiden war. Aber das Leben und die große Öffentlichkeit, in die es ihn so früh gestellt, mochten ihn gelehrt haben, daß in dieser Welt mit solchen Tugenden nicht viel anzufangen war.

Den ausgleichenden Gegensatz bildete seine Frau, eine hochgewachsene Brünette mit roten, runden,

weichen Wangen, lachenden Augen und einer kühngebauten Nase mit ganz dünnen, feingezeichneten Flügeln, die, wenn sie sprach, leise zitterten. Aus einer alten rheinischen Offiziersfamilie stammend, hatte sich Frau Lisa vermöge einer tadellosen Erziehung in die steiferen norddeutschen Verhältnisse schnell eingelebt und durch ihr natürliches, warmherziges Wesen die Herzen aller Rodenburger im Fluge gewonnen, auch derer, die ihrem Gatten vorläufig noch wägend gegenüberstanden.

Edith, ernster, aber lebensbejahend wie sie, war ihr von einem Genfer Pensionsjahr eng befreundet, nun wurde der Verkehr, nachdem sie sich eines Tags hier wiedergefunden, möglichst aufrechterhalten, wenngleich man bis Reckenstein drei Stunden Eisenbahnfahrt hatte und die beiden Männer durch die Unterschiede von Alter und Gesinnung weit getrennt erschienen.

Der Tag war für die frühe Jahreszeit ausnehmend heiß gewesen. Als man sich in dem großen Eßzimmer zur Abendtafel niederließ, blieben die Fenster und die beiden Flügel der auf die Gartenveranda hinausführenden alten Eichentür weit geöffnet. Obwohl die Dunkelheit noch nicht eingetreten war, hatte man die Kerzen auf den mächtigen silbernen Armleuchtern angezündet, die, von den Urvätern geerbt, zu den schönsten Stücken des Reckensteiner Hausschatzes gehörten. Ihr im leichten Luftzug flackerndes Licht griff mit langen Fingern über die Frühlingsblumen dahin, die betäubend duftend die Tafel zierten. Durch die Fenster und die Tür aber drang das allmählich matter und dämmerungsstiller werdende Abendlicht. Und wenn die Unterhaltung einmal verstummte, dann vernahm man von draußen her das Lied einer Nachtigall in wundervollen, bald jauchzenden, bald schluchzenden Klängen.

Nun aber brach es ab, von einem lauten Ton, der seine weichen Melodien schrill abschnitt, zum Schweigen gebracht. Dr. Stolzmann hatte an sein Glas geklopft und sich erhoben.

„Meine Damen und Herren," begann er in seiner etwas harten, aber des Wohlklangs nicht entbehrenden Sprache, „Sie wissen, daß ich mehr der Mann der sachlichen Rede als der wohlgestutzten Tafelsprüche bin. Die freundschaftliche Stellung jedoch, die wir zu unsern Gastgebern, die insbesondere meine Frau zu der Tochter dieses Hauses einnimmt, treibt mich heute, zugleich in ihrem Namen, in diesem Kreise auserwählter Freunde Fräulein Edith unsre Glückwünsche darzubringen. Es ist der Tag, an dem sie" — er nahm einen Anflug, humoristisch zu werden, was ihm aber nie sonderlich gelang — „aus den Kinderschuhen tritt und unter die Erwachsenen aufgenommen wird. In ihren äußeren Lebensbeziehungen wird dies Ereignis wenig ändern. Und das ist gut; die in der Heimat wurzelnde und in ihr wirkende, die haus- und bodenständige Frau ist für mich die stärkste und tüchtigste. Wir freuen uns, daß unsre jugendliche Wirtin hier in ihrer schönen ostpreußischen Heimat, die seit einer Reihe von Jahren auch die meine zu nennen ich stolz und glücklich bin, auf der Scholle ihrer Väter ein Feld reicher Wirksamkeit und segenbringender Arbeit gefunden. Daß sie ihrer Tätigkeit, diese ihr in jener glückbringenden Enge und Weite zugleich erhalten bleibe, wie sie sie zum Wohle ihres Vaters, seines schönen Gutes und aller Leute, die in Reckenstein arbeiten, bisher mit ihrem lebensfrohen Sinn erfüllt hat, das ist mein Wunsch zu ihrem Geburtstage. Darauf bitte ich Sie, mit mir die Gläser zu erheben und zusammenstoßen zu lassen in einem frohen und kräftigen Hurra für Fräulein Edith von Barrnhoff!"

1*

„Hurra, hurra, hurra!" tönte es von der Tafelrunde wider. Aber es war ein matter, ein beinah zerstreuter Widerhall. Schon die letzten Worte des Redners hatten keine Aufmerksamkeit mehr gefunden, ein andrer Klang hatte sich in sie hineingemischt, erst von der Ferne, dann näher und näher kommend: der Hall von Hufeisen, die mit eilendem Trabe auf das Pflaster der Auffahrt schlugen und nun — „Da hört sich ja alles auf!" rief der Reckensteiner und sprang mit zornglühendem Antlitz von seinem Stuhl empor. In meinen Garten reiten sie!"

„In unsern Garten?" fragte jetzt auch Edith. „Das ist unerhört!"

Aber bevor sie oder ihr Vater nach draußen treten konnten, waren bereits zwei Reiter in der schmucken Offiziersuniform der Kürassiere über die kleine, den Garten vom Hof abschließende Dornhecke gesetzt, in kurzem Galopp über den zu Ehren des heutigen Tages mit besonderer Sorgfalt geharkten Steig gesprengt und hielten plötzlich die schweißtriefenden Pferde unmittelbar vor den Holzstufen an, die zur Gartenveranda emporführten. Und immer noch nicht genug, jetzt zwangen sie die auf solche Kunststücke wohlgeübten Pferde die kleine Treppe empor, und ehe sich die Gesellschaft, die sich ausnahmslos von der behaglichen Abendtafel erhoben, von ihrem Erstaunen erholt hatte, standen sie mit ihren Pferden oben auf der Veranda. „Hurra, hurra, hurra!" riefen sie, den rechten Arm erhebend, zehnmal so kräftig, als es eben erst die ganze Tafelrunde fertiggebracht hatte, und noch einmal: „Hurra dem Geburtstagskinde!"

Das alles war das Werk eines Augenblicks; so schnell und überraschend war es gekommen, daß niemand wußte, wie ihm eigentlich geschehen, und was dieser unbegreifliche Einfall bedeuten sollte.

„Fritz Warsow!“ hörte man da Ediths helle Stimme, und in ein heiteres, glückliches Lachen ausbrechend, streckte sie dem einen der beiden Reiter ihre Hand entgegen. Der war bereits abgesessen, grüßte und erwiderte ihren herzlichen Händedruck. Dann trat er zu dem alten Reckensteiner: „Verzeihen Sie diesen Überfall, Herr Major, aber ich mußte meine Wette gewinnen. Und gestatten Sie mir, Ihnen und den Damen und Herren meinen Kameraden, Herrn von Uechteritz, vorzustellen, der mich als einwandsfreier Zeuge begleitet hat, und dem ich Ihre Gastfreundschaft oft gerühmt habe.“

Auch der war längst aus dem Sattel gestiegen; ein herbeigeeilter Knecht nahm die dampfenden Pferde in Empfang und führte sie in den Stall. „Aber tüchtig abreiben und gut füttern, sie haben etwas geleistet!“ rief ihm Fritz Warsow nach und begab sich mit seinem Kameraden auf ein Fremdenzimmer, um sich nach dem schweren Ritt für die Tafel zurechtzumachen.

Sehr bald kehrten sie zurück und nahmen die ihnen eingeräumten Plätze, Herr von Uechteritz zwischen den beiden elternlosen Besitzerstöchtern, Fritz Warsow zwischen Edith und Frau Stoltzmann.

„Aber Ihre Wette, Herr Rittmeister!“ rief der Reckensteiner von der gegenüberliegenden Seite der Tafel. „Edith hat mir nie ein Wort davon erzählt.“

„Ich hatte sie völlig vergessen,“ gab diese zurück

„Ja, Ihre Wette!“ tönte es von mehreren Seiten zu ihm herüber.

„Ich hatte mit Fräulein von Barrnhoff vor einem Jahre, als ich ihren Geburtstag in unverantwortlicher Weise vergessen hatte, gewettet, daß ich bei der nächsten Wiederkehr dieses Tages zur Stelle sein würde, und wenn ich von meiner Garnison

aus in einer Strecke bis in Ihren Eßsaal hineinreiten müßte."

„Und haben glänzend gewonnen!" rief die temperamentvolle Bürgermeistersfrau, und ihre Wangen blühten wie die roten Nelken auf ihrer Brust. Solch ein Abenteuer und Reiterkunststück, das war nach ihrem Geschmack! Was sie noch hinzugewünscht hätte, und was ihr eigentlich fehlte, war, daß Fritz Warsow seine Wette nicht wörtlich ausgefochten und mit seinem Kameraden mitten ins Eßzimmer gesprengt war. Und hätten sie dabei die ganze Tafel in Grund und Boden geritten! Der stürzende Tisch und die klirrenden Scherben — es wäre ein richtiger rheinischer Karneval gewesen, und der war das einzige, was sie bei aller Anpassung und Eingewöhnung im nüchternen Norden entbehrt und diesem bis zum heutigen Tage nicht verziehen hatte!

Aber auch der alte Reckensteiner schmunzelte behaglich vor sich hin. Das Stück gefiel ihm. Er hatte den Fritz immer gern gehabt. Er war ja selber Soldat mit Leib und Seele gewesen, alle Übungen hatte er mitgemacht, noch bis vor zehn Jahren. Dann hatte er aufhören müssen. Aber den Titel „Major" hatte er erhalten und war stolz darauf. „Und wenn es einmal darauf ankommt, ich bin der erste, der mitmacht — am liebsten gegen die Russen!" pflegte er zu sagen.

„Wie lange sind Sie unterwegs gewesen, Herr Rittmeister?" wandte sich Frau Lisa aufs neue zu Fritz, und ihr frohes Auge lachte ihm voller Wohlgefallen entgegen.

„Acht Stunden, gnädige Frau, die kurze Mittagsrast nicht eingerechnet. Aber zuletzt sind wir auch wie die Teufel geritten, ich weiß nicht, trieb uns der Hunger oder die Sehnsucht."

Edith kannte ihn sonst nur ernst, um so mehr gefiel ihr sein heiteres Wesen und der frische Humor, der ihm gut stand. Er war keine in die Augen fallende Erscheinung, vielmehr von untersetzter, beinah kleiner Gestalt, aber in seinem Gesicht war ein Zug von Kraft und Energie, und sein Blick war klug und gut zugleich.

Nun zog ihn Frau von Ubitzsch in ein sehr eingehendes Verhör. Eine Weile hielt er ihr geduldig stand, dann brach er ein wenig unvermittelt ab und beteiligte sich an der lustigen Plänkelei, die sein Freund Uechteritz mit zwei jungen Landdamen aus der Nachbarschaft eröffnet hatte. Aber mit wenig Eifer; er hatte hübsche Mädchen gern, doch das eigentlich Gesellschaftliche und der leichte Ton, den es erforderte, lag ihm nicht. Das Kräftige und Männliche seines Wesens paarte sich mit einer gewissen Schüchternheit, über die er schwer Herr wurde.

Es war stiller an der Tafel geworden. Aus dem Garten klang, nicht so laut und quellend mehr wie vorhin, aber mit noch süßerem Wohllaut, die Musik des Vogels, der das Hohelied der Liebe und Minne sang. War es Jubel oder Traurigkeit?

Man hatte nicht lange bei Tisch gesessen, der Garten da draußen lockte. Fritz Warsow ging an Frau Lisas Seite. Die warme Luft zitterte im Frühlingsblütenduft, ein wenig Mond war schon da: eine ganz schmale Sichel, die blaß und milchweiß über den zackigen Wipfeln der Bäume hing. Etwas Geborgenes und Beruhigendes ging von dem scheidenden Tag aus, der Himmel war ein Spiel von aufglühenden und verlöschenden Farben. Vom Hofe her klang das Brüllen der Kühe, ab und zu auch das Wiehern eines Pferdes aus den Ställen. Alles war Stille und Frieden.

„So etwas kann man nur auf dem Lande haben," sagte Fritz Warsow, und mit einem Seufzer der Befreiung und Erleichterung, der aus einem aufrichtigen Herzen kam: „Hier ist man doch wirklich einmal Mensch!"

Frau Lisa war nicht ganz seiner Meinung; sie liebte auch das Land, aber sie liebte es wie ein Mensch, der nicht mit ihm verwachsen ist: mehr von der Ferne, wie ein angenehmes Schauspiel, dem man ein paar Stunden zusieht. Aber in der Seele gepackt und ergriffen ist man nicht von ihm; von seinen lösenden Geheimnissen, seiner tiefen Schöpferkraft hat man nie etwas erfahren, sein Atem ist einem nicht ins Herz gedrungen. Sie widersprach nicht, doch sie nahm die nächste Gelegenheit wahr, in ihrer munteren Beredsamkeit ein Loblied auf die Stadt zu singen, die die wirkenden Kräfte des Menschen im Zusammensein mit den andern, im frohen Wettstreit von Arbeit und Lust mehr wachrufe als das beschauliche Land.

Er ließ sie reden und hatte sein stilles Gefallen an ihrer sprudelnden Begeisterung. Aber bei der Sache war er nicht. Als ginge er ganz allein durch diesen wunderbaren Abend, so gab er sich der Fülle seiner Eindrücke und dem linden Zauber hin, der aus jedem Beet, jedem Strauch zu ihm sprach.

Als sie in den Park einbogen, kam ihnen ein andres Paar entgegen: Edith an der Seite von Uechteritz, der in seiner frohen Soldatenart auf die Stillere einredete. Bald hatten sie die Plätze gewechselt, und keiner schien mit dem Tausch unzufrieden. Fritz ging jetzt mit Edith, und Frau Lisas helles Lachen klang wie helles Vogelgezwitscher zu ihnen herüber, während sie sich in die Tiefe des Parkes verloren. An dem Stamme einer alten Rotbuche, deren Zweige bis tief auf die Erde reichten,

blieb Edith stehen: „Ist es wahr, Fritz, wirklich wahr?"

Er verstand sie sofort. „Ja," sagte er, „es ist wahr. Ich habe noch mit keinem darüber gesprochen. Aber du magst ein Recht haben, es zu erfahren."

„Du gehst?"

„Ich habe gestern mein Gesuch eingereicht. Zuerst den üblichen Urlaub auf ein halbes Jahr oder länger. Doch das ist nur die Einleitung."

„Und dann?"

„Nehme ich meinen Abschied — es scheint dich nicht angenehm zu berühren."

„Ich erlaube mir kein Urteil. Aber ganz begreiflich ist es mir nicht."

Ein Schatten flog über sein Antlitz. „Und ich glaubte, niemand würde es verstehen wie du."

„Vielleicht, wenn du mir Zeit läßt, mich dareinzufinden — heute ist es mir etwas Fremdes. Du hast mich ja schon einmal schwerfällig genannt."

Eine alte Erinnerung schien in ihm wach zu werden, er lächelte. „Glaubst du, daß es mir so leicht geworden? Unsre Naturen sind so unähnlich nicht. Ich habe lange genug mit dem Entschluß gerungen, jetzt ist er unabänderlich."

„Eben jetzt, wo du befördert und nach Berlin in den Generalstab berufen bist."

„Gerade deshalb gehe ich." Und als sie schwieg: „Man überschätzt meine Fähigkeiten. Ich kann nur gedeihen und wirken in der frischen Luft, in der Natur, auf dem Pferde, das durch Felder und Wälder fliegt. Die sitzende Lebensweise, das Arbeiten in der engen Stube ist nichts für mich."

„Du hast deine Verdienste. Man würde deinen Wünschen Rechnung tragen, der Vater meinte es gestern erst."

„Er irrt. Im Soldatenberuf gibt es kein Wün-

schen, sondern nur Gehorchen. Man bestimmt uns den Platz, wir wählen ihn nicht. Und es ist recht so. Will ich mein eigner Herr sein und mir ein Dasein zimmern, wie es meiner Eigenart entspricht, so bleibt mir nichts als das Gehen."

Ein heimliches Dunkel schlich über die Wege. Unter den Bäumen war es kühl geworden. Ein Stern leuchtete auf.

„Und wenn man dich nun in deiner Garnison gelassen hätte?"

„Vielleicht wäre ich geblieben," erwiderte er nach kurzem Nachdenken, „vielleicht auch nicht. Sieh, Edith, es ist ein eigen Ding um den Beruf des Soldaten im Frieden. Er ist für den Krieg geschaffen."

„Wer weiß, wie bald wir ihn haben werden!"

„Dann wäre es Lust und Glück, Soldat zu sein!"

„Und nun?"

„Es mag im Blute liegen," antwortete er, und seine Stimme war ernst, beinah schwer, „das klebt an der Scholle und kann nicht von ihr los. Es ist etwas in mir, das mich zum Lande drängt, auf dem ich großgeworden, mit dem ich mich eins fühle. Die Großstadt würde mich ersticken, die letzte Kraft in mir lahmlegen. Ein andrer kann es mir nicht nachfühlen, ich aber weiß es."

„So ist es dein Ernst, Landmann zu werden?"

„Es stand mir seit Jahr und Tag fest, ich konnte nur nicht zum Entschluß kommen. Nun ist der letzte Zeitpunkt da, später wäre ich zu alt, um noch einmal in die Schule zu gehen."

„Du willst nach Bärwalde zu deinem Onkel?"

„Ich gedenke morgen von hier herüberzureiten und das Nähere mit ihm zu besprechen. Wenn er auch jetzt kränklich ist und sich um die Wirtschaft nicht viel kümmert, so hat man doch viel von

ihm, denn er ist klüger als all die andern und hat eine reiche Erfahrung. Und sein Inspektor, du kennst ihn ja, der alte Borowski, ist der beste Lehrer, den ich haben kann. Auch in dem steckt mehr, als sein schlichtes Wesen auf den flüchtigen Blick zeigt."

Edith kannte Fritz, sie wußte, daß er nie von dem abzubringen war, was er sich vorgenommen. Sie schlug deshalb einen scherzenden Ton an, den er seit den Kinderjahren an ihr geliebt, und der von jeher so manches ernste Gespräch zwischen ihnen beschlossen hatte. „Höre mal, wenn du jetzt mit einem Male aus einer verheißenden Laufbahn herausgehst und ausgerechnet Landwirt wirst, und noch dazu bei dem alten kinderlosen Onkel in Bärwalde, was werden deine Kameraden sagen? Werden sie auch so harmlos an die Reinheit deiner Neigung glauben wie ich?"

Er lachte. „Du meinst, sie werden mich für einen geriebenen Jungen halten, der sich beizeiten das warme Nest sichern will. Du kannst ruhig sein, gegen einen solchen Verdacht bin ich gefeit. Bärwalde ist noch nicht Majorat, aber es ist stets als solches behandelt worden, man ist genau nach den Gesetzen des Alters verfahren. Und da Hans der ältere von uns beiden ist —"

„Hans? — der?!" fragte sie, und ihre Stimme hatte mit einem Male einen gleichgültigen, einen beinah geringschätzigen Klang. „Der kommt doch gar nicht in Betracht. Der lebt ja nur in höheren Gefilden und fühlt sich in seiner Dozententätigkeit von Herzen wohl. Er schreibt einen Aufsatz nach dem andern, man kann kaum eine Zeitung oder Zeitschrift aufschlagen, ohne seinen Namen zu lesen."

„Du hast von seiner geistigen Tätigkeit nie sehr hoch gedacht."

Sie schürzte die Lippen. „Sie liegt uns, sie liegt

euch Bärwaldern allen eigentlich sehr fern. Es ist etwas — ich möchte dich oder ihn nicht verletzen, aber ich kann mich nicht anders ausdrücken — etwas nicht ganz Männliches in ihr. Ihr, eure Vorfahren, alle, wie du mir so oft erzählt, bebauten ihr Land oder führten das Schwert. Er studierte Theologie und Philosophie und wer weiß was noch und wurde ein Held der Feder."

„Es war sein Steckenpferd schon auf der Prima. Und du kannst nicht leugnen, daß er es zu etwas gebracht hat. Sein Name ist weithin bekannt geworden."

„Das mag sein. Ihr, und besonders du in deiner übergroßen Bescheidenheit, habt ja immer wer weiß was aus ihm gemacht. Aber mir scheint deine Tätigkeit wertvoller, selbst wenn du Landmann wirst, kann ich es auch unter diesen Umständen noch viel weniger verstehen."

„Dann muß ich es eben ohne deine gütige Zustimmung wagen." Ein abweisender Ton, wie sie ihn nie von ihm vernommen hatte, war in seiner Antwort. „Aber was Hans betrifft, so tust du ihm unrecht, hast es immer getan. Und das verdrießt mich."

Sie zuckte die Achseln. „Was weiß ich von ihm? Er ist über fünfzehn Jahre älter als ich und hat sich nie um mich gekümmert. Du nahmst dich als Junge der kleinen Nachbarstochter ritterlich an und warst später mein Tänzer in Rodenburg und auf den Gütern hier. Er war immer der Erhabene, stand immer abseits. Er spielte als Junge nicht und tanzte nicht als Mann. Seine Bücher waren ihm die Welt und sein Ehrgeiz. Was galt ihm Reckenstein, ja selbst Bärwalde?"

„Alle Ferien, jede nur erdenklich freie Zeit verbrachte er in Bärwalde."

„Jawohl. Er saß oben auf seiner Stube, allenfalls mal im Garten und schrieb seine Bücher!“

„Ganz recht. Er schrieb sein Werk über Ostpreußen,“ gab er mit scharfer Betonung zurück und fuhr fort: „Es lag ihm als Theologen fern und ist nach dem Urteil aller Fachleute das Beste, was je über unsre Provinz geschrieben ist. Nein, du kennst ihn nicht, Edith. Er schloß sich ab — es war einmal seine Anlage. Aber in ihm ist dasselbe Blut und dieselbe Sehnsucht wie in uns. Niemand liebt seine Heimat wie er.“

Seine ernsten Worte machten vielleicht einen gewissen Eindruck auf sie, überzeugten sie aber nicht. „Du erzähltest einmal, daß er ordentlicher Professor in Königsberg werden sollte. Wie ist es eigentlich damit geworden?“

„Er scheiterte im letzten Augenblick an irgendeiner Richtungsfrage, die in der Theologie ja immer eine Rolle spielt. Er hat es nie überwunden. Ich glaube —“ Er wollte noch etwas hinzufügen, brach jedoch ab und sagte: „Nun haben wir immer nur von mir und von uns gesprochen. Aber von deinem Vater hast du mir noch nichts gesagt. Wie steht es um ihn?“

Ein Schatten flog über ihr Antlitz. „Er will nichts aufkommen lassen, beileibe nicht! Darum nimmt er sich zusammen, oft wohl über seine Kraft, besonders wenn Besuch da ist. Aber ich weiß am besten, daß er seit dem Tode der Mutter nicht mehr der Alte ist. Den Sommer bekomme ich ihn hier nicht los. Er kann sich von der Wirtschaft nicht trennen und sitzt jeden Tag noch zu Pferde. Er will in der Übung bleiben, wie er sagt. Aber zum Winter müssen wir nach Rodenburg, Geheimrat Faber will eine regelmäßige Behandlung mit ihm vornehmen. Hoffentlich hilft sie.“

Durch den stillen Park hallten helle Rufe. Jetzt erst merkten sie, daß ihr langes Fortbleiben aufgefallen, daß die Nacht vorgeschritten war. Sie schickten sich an, in das Haus zurückzukehren. Aber bevor sie auf die Veranda traten, sagte Edith: „Erzähle mir doch das noch schnell von Hans! Du führtest deinen Satz vorhin nicht zu Ende. Was glaubst du?" Er besann sich: „Ich glaube," sagte er dann, „daß seine fehlgeschlagene Königsberger Hoffnung maßgebend für einen Entschluß geworden ist, den ihm niemand zugetraut hätte."

„Was für einen Entschluß?"

„Ich darf darüber nicht sprechen. Selbst dir gegenüber nicht, Edith, so gern ich es täte. Vielleicht teilt er ihn dir selber mit."

„Er wird mich dieser Ehre kaum würdigen."

„Vielleicht doch. Er kündigte mir sein Kommen nach Bärwalde in einigen Wochen an und schrieb auch von einem Besuch in Reckenstein."

Sie waren in das Haus getreten. Uechteritz stand am Flügel und sang Schumannsche Lieder. Er hatte eine weiche Baritonstimme, die sich in die Seelen der Frauen stahl und in ihnen haftete, oft mehr als seiner kleinen eifersüchtigen Frau lieb war. Frau Lisa begleitete ihn, die andern waren ganz Ohr, nur der Reckensteiner saß mit Rodenburgs erstem Bürgermeister in dem abgelegeneren Herrenzimmer bei einer Flasche Rotwein und verhandelte in jener gespannten Art, die ihren Gesprächen meist zueigen war, politische Fragen. Sie wußten beide, daß sie dabei nie zu irgendeinem Schluß kommen würden, fingen aber doch jedesmal davon an, vielleicht weil sie sich über andre Dinge noch weniger geeinigt hätten.

Edith war mit ihrem Vater über die Felder geritten. Der alte Herr hatte noch auf dem Vor-

werke zu tun, und sie war, da sie die endlose Ausdehnung seiner Gespräche mit dem Hofmeister aus langjähriger Erfahrung kannte und fürchtete, auf geradem Wege nach Hause geritten.

„Ein Herr wartet bereits seit einer halben Stunde auf die Herrschaft," meldete der Diener und reichte ihr die Karte. „Lic. Dr. Hans Warsow, Privatdozent. Bonn" las sie.

Im Herrenzimmer standen sie sich gegenüber. Er im schwarzen Überrock und mit schwarzer Binde, ebenso ernst wie tadellos angezogen. Sie noch im Reitkleide, die Mütze mit einer Nadel mit blitzendem Knauf durch die dichten Haare gesteckt, die eine braune, leise ins Rötliche schillernde Farbe hatten. Etwas von dem matten Glanze herbstlichen Laubes war in ihnen. Auf den roten Wangen lag noch die Spur der frischen Bewegung.

Sie sah Herren im langen Überrock fast nie, auf den Gesellschaften trugen sie den Leibrock, allenfalls den Halbfrack, sonst das helle Jackett, wie es auf das Land gehörte. Er kam ihr wunderlich vor in dieser würdevollen Gewandung, so feierlich und gemessen. Aber nichts war ihr verhaßter als das Feierliche.

„Ich bringe Ihnen Grüße von Fritz," sagte er, indem er auf ihre Einladung Platz nahm. „Ich muß doch irgendeine gute Einführung bei Ihnen haben, denn obwohl wir oft genug Nachbarn waren, haben sich unsre Kreise wenig berührt."

„Sie hatten bessere Dinge zu tun," gab sie leichthin zurück, indem sie die Reitmütze aus den Haaren löste.

„Bessere nicht," erwiderte er ruhig und offen, „aber wichtigere, ich gebe es gern zu. Ich war und bin bis zu einem gewissen Grade vielleicht heute noch mit der Krankheit behaftet, die jeden harmlosen

Genuß zerstört: das Leben und seine Pflichten ernst zu nehmen. Ich glaube, es ist Egmont, der einmal sagt: ‚Wenn ihr das Leben gar zu ernst nehmt, was ist denn daran?‘ Sehr richtig — aber man kann eben nicht anders, das ist das Unglück.“

„Sie haben dafür auch Ihren Lohn empfangen: Sie sind ein bekannter Mann geworden, wie Ihr Bruder Fritz es mir erst vor einigen Tagen auseinandersetzte. Ich für meine Person lese wenig, auch Ihre Bücher und Schriften kenne ich nicht, damit ich es gleich sage.“

„Bekannt bin ich nur in einem sehr kleinen Kreise; daß mein Leben von besonderem Glück begleitet gewesen, kann ich kaum sagen.“

Sie sah ihn an, zum erstenmal. Er hatte gar keine Ähnlichkeit mit dem jüngeren Bruder. Sein bleiches Gesicht war klug und anziehend, aber die kräftige und energische Spannung, die ihr Fritzens Züge so lieb machte, fehlte ihm; es lag zuviel des Verträumten und Versonnenen in diesem Antlitz, sie liebte die harten, eckigen Stirnen bei den Männern mehr. Die Tat war ihr das, was dem Manne Wert verlieh, nicht der Gedanke. Er hatte von jeher für sie etwas Untergeordnetes besessen.

„Sie wissen, daß Fritz im Begriff ist, umzusatteln,“ sagte Hans Warsow, wohl in dem Wunsche, dem Gespräch eine sachlichere Wendung zu geben. Ihr aber war, als hätte er aus ihrem Blick gelesen, was sie eben im stillen empfunden hatte. „Und daß er sich in Bärwalde bereits in seinem neuen Beruf einlebt, wissen Sie wohl auch?“

„Er teilte es mir mit, als er unerwartet an einem Abend hier erschien.“

Der Gedanke an diesen Abend, an Fritzens Ankunft hoch zu Pferde, hier oben auf der Veranda, wachte mit solcher Lebendigkeit in ihr auf, daß ein heiteres Lächeln

über ihren hübschen Mund flog. Sie erzählte den Vorfall. Aber er ging nicht auf ihre Heiterkeit ein, im Gegenteil, er wurde noch ernster, und sein Gesicht erschien ihr in der leise einfallenden Dämmerung einen Schatten blasser und finsterer als bisher.

„Das sieht ihm ähnlich! Obwohl er alt genug wäre, sich solche Streiche abzugewöhnen."

Sie ärgerte sich über seine Worte. Das war Hans Warsow, genau wie er in ihrer Erinnerung stand, wie sie ihn oft vom Vater, der ihm wenig wohlwollte, hatte schildern hören: von sich eingenommen und von hoher Warte herab das Tun der andern abfällig beurteilend. Wie nett, ja mit welcher Bewunderung und Liebe hatte Fritz von ihm gesprochen! Und er? Er nahm die erste Gelegenheit wahr, den jüngeren Bruder in ihren Augen herabzusetzen.

„Ich glaube, Ihr Urteil über Ihren Bruder ist nicht ganz gerecht. Fritz ist im Grunde seines Wesens ernst, zu ernst beinahe. Daß er dann einmal einen lustigen Reiterstreich wagt und im frohen Kreise auch froh sein kann, macht ihn für mich nicht schlechter. Ich liebe die Menschen nicht, die nicht einmal aus Herzensgrund lachen können."

„Und zu ihnen zählen Sie mich?"

„Ich habe nicht die Freude, Sie so gut zu kennen, um mir ein Urteil über Sie zu gestatten."

Sie sagte es in jener kalt abweisenden Art, die ihr immer zu Gebote war, wenn sie sich verletzt fühlte.

„Aber Ihr Wort traf mich, denn Sie haben recht gesagt: so aus dem Herzensgrunde lachen, wie Sie sich ausdrückten, habe ich nie gekonnt — von meiner Kindheit an nicht. Und niemand hat das wohl so schwer empfunden wie ich selber."

Ein leiser Zug von Mitgefühl flog über ihr Antlitz. Er wollte es nicht, man merkte es ihm an,

daß es ihm nicht angenehm war. Ein befangenerer Ton kam in ihre Unterhaltung.

„Daß Ihr Bruder, jetzt auf einem gewissen Höhepunkt seiner Laufbahn angelangt, den Mut hat, mit ihr zu brechen," sagte Edith nach einer kurzen Pause, „und sich ein ganz neues Leben durch eigne Kraft aufzubauen, spricht doch auch für den Ernst seiner Anschauungen."

„Nein, nein!" fiel er mit plötzlich erwachter Lebhaftigkeit ein, „das ist es nicht. Das wenigstens nicht allein. Es ist ein andres — dasselbe wie bei mir. So verschieden wir auch sonst in unsrer Lebensanschauung sind, hierin sind wir von einem Schlag."

„Und was wäre dieses andre?"

Eine leise Glut war in sein Antlitz getreten. Sie färbte es nicht rot, aber sie gab ihm einen Hauch der Wärme, den es bisher nicht besessen. „Sehen Sie, ich bin weit in der Welt umhergekommen und habe viele Leute und Länder kennengelernt. Als ich meine Prüfungen bestanden, erhielt ich ein größeres Stipendium, das mich in den Stand setzte, in Griechenland und in Italien Studien zu machen."

„Ich hörte davon durch Ihren Bruder. Wieviel des Schönen müssen Sie gesehen haben!"

„Gewiß. Ich verkenne das auch nicht. Unvergeßliches empfing ich in Athen, Florenz und Rom. Gerade in dem Alter, in dem man dafür am empfänglichsten ist, öffneten sich mir die Schätze der Welt. Mein Wissen erweiterte sich, mein künstlerischer Sinn erhielt reiche Anregung. Und dennoch kam ich auf allen diesen Reisen nie zu einem wirklichen Genuß. Ich suchte ihn zu erzwingen, war ärgerlich und empört über mich selber — es war alles vergeblich. Wie ein Kranker wanderte ich durch die herrlichen Uffizien und die alten Bauwerke der Städte."

„Es war das unaufhörliche Empfangen neuer Eindrücke; das greift an die Seele. Ich habe Ähnliches, wenn auch in geringerem Maßstabe erlebt. Als der Vater bald nach dem Tode der Mutter mit mir eine Reise nach Italien machte, hatte ich auch nicht annähernd den Genuß, den ich mir versprochen hatte."

„Ich sah, daß es nicht so weiterging, und suchte einen festen Wohnsitz. Zuerst blieb ich ein Jahr in Rom' dann ein zweites in Florenz, eine Zeitlang lebte ich, mit einer größeren Arbeit über die Anfänge des Christentums in Rom beschäftigt, in der Schweiz, in Zürich und Bern — schließlich ging ich nach Deutschland zurück."

„Sie ließen sich in Bonn nieder?"

„Ja, meine Arbeit war erschienen, man ermunterte mich, dort Vorlesungen zu halten."

„Und nun kamen Sie zur Ruhe?"

„Nein — ich kam auch hier nicht zur Ruhe, ich fühlte mich ebenso friedlos wie dort im Süden. Ich habe viel gearbeitet in dieser Zeit, ich darf es wohl behaupten. Es war wie eine Notwehr gegen das, was in meinem Inneren gärte. Und nun will ich Ihnen auch sagen, was es war."

Er fuhr ruhiger, aber mit einer Bewegung fort, die durch jedes seiner Worte bebte: „Wir Leute hier oben aus dem Nordosten können im Süden nicht gedeihen, und auch nicht im Westen. Dort ist alles weich, geglättet, eben; bei uns ist es uneben, scharf und kantig. Aber gerade weil es so ist, lieben wir dies Land mit einer Zähigkeit und Kraft, von der die Leute im Süden und im Westen keine Ahnung haben. Und wenn wir uns von ihm trennen und suchen die Gegenden Süddeutschlands oder gar des blühenden Italiens — gewiß, wir sind nicht blind für die Schönheit dort, die uns auf Schritt und

2*

Tritt entgegentritt. Aber wir können das alles nur genießen und uns seiner freuen für eine kurzgemessene Zeit, für eine Ferienfrist. Dann erwacht nur um so stärker die Liebe zur Heimat. Dann erscheint uns inmitten all der Weichheit der Luft und Linien, all der landschaftlichen und künstlerischen Pracht unser kantiges, knorriges Land nur um so liebenswerter und herrlicher. Dann müssen wir zurück, nordwärts, in den hohen Osten, in die härtliche, stählerne Luft, ohne die wir nicht gedeihen können. Und wenn wir diesen Trieb unterdrücken und ihm Gewalt antun, dann werden wir krank, wie es mir ergangen ist."

Sie hatte ihm mit wachsender Anteilnahme zugehört, es sprach eine solche Tiefe und Aufrichtigkeit aus jedem Wort, er war ihr plötzlich ein ganz andrer erschienen. „Wunderbar" — aber dann stockte sie; nein, das konnte sie ihm doch nicht sagen —

„Sie hätten mir das alles nie zugetraut," ergänzte er sie ohne jede Spur von Empfindlichkeit. „Aber es ist nun einmal so, und ich kann es nicht ändern. Seit drei Jahrhunderten sind die Warsows hier eingesessen. Bärwalde ist nie aus ihren Händen gekommen. Sie haben es gehalten auch in den bittersten Zeiten, den schwersten Kriegsnöten, haben entbehrt und gelitten, nur um nicht einen Zollbreit von der heimatlichen Scholle zu weichen. In meiner Geschichte Ostpreußens ist die ausführliche Chronik Bärwaldes und der Warsows enthalten. Sie ist bewundernswert in ihrer Kraft und in ihren Leiden."

„Fritz hat mir oft davon erzählt. Aber ich ahnte nicht, daß Sie das alles noch viel genauer wußten. Ich hielt Sie für einen Mann des Geistes, einen Helden der Feder, der sein Vaterland da fand, wo er schreiben und schaffen konnte."

„Gewiß, ich bin ein Mann des Geistes. Die

Probleme unsrer Zeit, die Fragen des Glaubens und Wissens brennen in meiner Seele, und ich will sie verkünden von dem Lehrstuhl oder von der Kanzel, so lange ich kann. Aber ich bin vor allem Ostpreuße mit Leib und Seele. Und es gibt nur ein Land, in dem sich meine geistigen Fähigkeiten fruchtbar entwickeln können. Das verstehen die andern nicht; sie haben mich oft deshalb gehänselt. Nur wir wissen es, die wir das ostpreußische Blut in den Adern tragen von vielen Geschlechtern her, die wir diese Luft geatmet von Geburt an, uns vom Mark dieser Erde genährt haben."

„Deshalb war es Ihr Wunsch, einen Lehrstuhl in Königsberg zu erhalten?"

Es war nicht sehr zart von ihr, ihm das zu sagen, gerade jetzt nicht. Sie wußte es und tat es doch. Eine kleine Demütigung konnte ihm nicht schaden.

Er antwortete fast gleichmütig: „Fritz hat Sie gut unterrichtet. Ja, ich hoffte es einmal und war sehr enttäuscht, als sich die Sache zerschlug. Aber ich fand mich bald. Mir waren inzwischen Bedenken aufgetaucht, ob es richtig wäre, mein ganzes Leben der akademischen Laufbahn zu widmen."

„Ich glaubte, eine andre würde für Sie gar nicht in Betracht kommen."

„O doch. Eigentlich wiesen mich meine Neigung, vielleicht auch meine Fähigkeiten mehr auf die des Pfarramts. Gerade während meiner Dozentenjahre in Bonn waren mir neben den Vorzügen auch die Mängel dieser Tätigkeit klar geworden. Ich entbehrte die Berührung mit den großen Volkskreisen, in die ich meine Gedanken und Ziele wirksamer tragen konnte als in einen kleinen Kreis von Studenten. — Ich war heute vormittag in Rodenburg. Deshalb sehen Sie mich auch in dieser feierlichen

Gewandung. Da ich guten Anschluß hatte, fuhr ich mit dem Schnellzug hierher. Fritz wollte mich heute abend von hier nach Bärwalde abholen lassen. Vielleicht kommt er auch selber."

Ein Schimmer der Freude flog über Ediths schöne Züge. Er entging ihm nicht. Diese letzten Worte schienen ein stärkeres Interesse in ihr auszulösen, als alles, was er ihr bisher erzählt hatte. Nun aber wandte sie sich wieder seiner Angelegenheit zu:

„Sie waren in Rodenburg? Ich verstehe nicht, in welchem Zusammenhange das mit dem stehen kann, was Sie mir eben sagten."

„In einem sehr einfachen. In Rodenburg wird die erste Stelle an der Nikolaikirche frei. Ich habe mich um sie beworben."

„Sie? In Rodenburg — und an der Nikolaikirche?"

Ein helles Erstaunen lag in ihren Worten, die sie einzeln und in größeren Zwischenräumen hervorbrachte.

„Das scheint Sie wunderzunehmen —?"

„Ja, großes — Sie, der Mann von Geist, zu dem Fritz mit einer Ehrfurcht emporblickt, die mir — verzeihen Sie! — manchmal rührend, manchmal ein klein wenig komisch erscheint. Sie, das Licht der Familie Warsow, dessen Bücher und Schriften ich nicht zu lesen wagte, weil sie mir zu hoch für meinen dürftigen Geist erschienen, Sie — einfacher Pfarrer in einer Stadt, die, wenn auch nicht gerade klein, doch nur von mittelmäßiger Bedeutung ist, jedenfalls verschwindend gegen Königsberg, wo Sie eine Professur erstrebten, die gewiß für Sie passend und Ihrer würdig gewesen wäre. Und nun Pastor in Rodenburg, der Nachfolger des alten braven, aber sehr simplen Maleischke, meines Einsegnungspfarrers — nein, das kommt mir zu überraschend. Was sagt denn Fritz dazu?"

„Er versteht es, weil er mich kennt," gab er zurück, jetzt hörbar gereizt durch die Art, mit der sie seine Mitteilung aufnahm. „Weil er weiß, daß mich die immerhin untergeordnete Dozententätigkeit in Bonn nicht befriedigen kann, daß ich wirken muß mit allen meinen Kräften und dies nirgend so gut und gern kann wie als Pfarrer einer großen Gemeinde. Ich finde, es liegt doch genug des Ähnlichen in seinem und in meinem Entschluß. Er verläßt eine angesehene Stellung, die ihm vielleicht ein bedeutendes Fortkommen verhieß, um als einfacher Lehrling von der Pike an zu lernen."

Sein Vergleich war zutreffend. Aber sie gab es ihm gegenüber nicht zu. „Doch mit dem Unterschiede," sagte sie, „daß aus ihm nie etwas gemacht wurde, daß er trotz seiner anerkannten Tüchtigkeit stets gegen Sie zurücktrat."

Jetzt lebte es in seinen dunklen Augen auf, die so leicht einen müden, beinah toten Ausdruck hatten; „Ich weiß nicht, wer Ihnen das Recht gibt, mich immer als den weniger Bescheidenen, den sich Überhebenden hinzustellen. Sie kennen mich doch nur aus den Urteilen andrer, die sich — mit Ausnahme von Fritz — mit wenig Liebe und Verständnis mit mir beschäftigt haben. Wollen Sie es mir zur Last legen oder zur Sünde anrechnen, wenn ich durch die Anlage meiner Natur immer abseitsstand?"

Sie hatte nicht gedacht, daß eine solche Leidenschaft aus dem stillen Denker reden konnte. Er mochte recht haben: sie kannte ihn nicht. Sie wollte ein rechtfertigendes Wort sagen, da rollten Räder über die Auffahrt vor dem Hause. In einem einfachen, aber gutbespannten Selbstfahrer, die Zügel führend, saß Fritz; neben ihm der noch immer mit einer bewundernswerten Straffheit sich aufrecht haltende Schikorr, der für Fritz in seinen Kinder-

tagen als Lenker und Leiter des herrschaftlichen Kutschstalles eine Respektsperson gewesen und jetzt uralt war wie alles in Bärwalde.

„Nun, hast du deine Angelegenheit in Rodenburg erledigt?“ fragte Fritz, nachdem er Edith und seinen Bruder begrüßt hatte. „Und bist du zufrieden?“

„Darüber läßt sich vorläufig nichts sagen.“

„Hast du Edith von deinem Besuch bei Stoltzmann erzählt? Der ist doch wohl der Obermacher von der ganzen Sache?“

„Wir sind so weit noch nicht gekommen.“

„So weit noch nicht gekommen? Du mußt doch schon eine ganze Weile hier sein.“

„Wir sprachen über allgemeinere Dinge,“ fiel Edith ein, „dein Bruder teilte mir eben erst seinen Entschluß mit, sich um die Rodenburger Pfarrstelle zu bewerben. Ich wunderte mich über ihn.“

„Warum wundern? Ich finde, es ist ein sehr vernünftiger Gedanke. Der Mann muß sich praktisch betätigen, das ist die Hauptsache; und für Hans ist es gut, wenn er sich von der unausgesetzt geistigen Beschäftigung auch einmal der rauheren Wirklichkeit zuwendet. Er wird seine Sache schon machen, da kannst du sicher sein.“

Die alte Liebe und Hochschätzung für den älteren Bruder sprach aus seinen Worten. Er sah in dem einfachen dunkelbraunen Jackettanzug nicht mehr so schmuck und schneidig aus wie in der kleidsamen Kürassieruniform. Aber die scharfgeschnittenen Züge seines Gesichts traten um so mehr hervor, und seine braunen Augen blitzten wohlgemut und guter Dinge in die Welt hinein. „Jeder muß am besten wissen, was für ihn gut ist, und kein andrer soll ihm dareinreden. Ich habe es an mir selbst erfahren.“

„Und fühlst du dich wohl in deiner neuen Tätigkeit?"

Er lächelte, sein kluges, stilles Lächeln. „Na, weißt du, anfangs mußte ich mich doch verdammt fügen. So von der Pike auf! Und der alte Borowski, den ich bis dahin nur als jovialen guten Mann kannte, ist ein verdammt strenger Herr. Und wehe dem, der seinen Zorn heraufbeschwört! Ich sah ihn einmal, wie er sich auf einen aufsässigen Arbeiter stürzte, und wundre mich heute noch, daß der Mann mit seinem Leben davonkam. Aber wir beide geraten gut miteinander."

„Und der alte Bärwalder?"

„Mit dem kann ich mich vorzüglich verständigen, gerade weil er so knapp und karg in seinen Worten ist. Das hebt mich über vieles hinweg, besonders über die Einsamkeit, die manchmal doch ein bißchen lastend ist."

„Aber die Hutemach ist noch immer deine beste Freundin?"

„Na ob! Der alte Herr ist manchmal schon ein bißchen eifersüchtig, wenn sie zu gut bei Tisch auf mich aufpaßt und mir regelmäßig meine Lieblingsspeisen macht. Bereut, wie du siehst, habe ich noch nicht und werde es nie tun. Doch was ich fragen wollte," wandte er sich nun wieder zu Hans, „was meinte denn der Stoltzmann?"

„Er war sehr zurückhaltend, bemerkte nur, daß sich eine sehr große Anzahl von Bewerbern für die Stelle gemeldet hätte, und ließ sich auf nichts andres ein."

„Beriefst du dich nicht auf Edith, auf Fräulein von Barrnhoff? Machtest du nicht seiner Frau einen Besuch? Sie ist Ediths beste Freundin, und mit ihr läßt sich doch reden!"

„Nichts von alledem."

„Aber weshalb nicht, Mann?"

„Weil ich meine Wahl solchen Mitteln und Empfehlungen nicht verdanken will. Spricht alles, was ich bisher geleistet, nicht für mich, dann muß ich eben verzichten."

„Hörst du es, Edith? So ist er immer gewesen! So sind wir Warsows alle — immer mit der eignen Kraft, immer mit dem harten Kopfe! Um Gottes willen keine Verbindungen und keine Fürsprache! Deshalb haben wir es auch nie zu etwas gebracht. Aber du wirst die Sache schon machen, nicht wahr, Edith? So laß doch, Hans, sie tut es ja nicht für dich oder für mich. Sie tut ein gutes Werk für die Stadt Rodenburg. Solch einen Pfarrer sollen sie sich mal suchen! Du kannst ihn mit reinem Gewissen empfehlen, das darfst du mir glauben!"

„Ich will gern versuchen, was in meinen Kräften steht, vorausgesetzt natürlich, daß dein Bruder damit einverstanden ist."

„Dann tust du es ohne seinen Willen, ja wider seinen Willen! Mir zuliebe, Edith, tust du es!"

Der alte Reckensteiner trat in das Zimmer. Der lange Ritt hatte ihn frisch und elastisch gemacht, sein Gang und seine Bewegungen hatten etwas jugendlich Militärisches. Aber sein Gesicht zeigte in der blassen Beleuchtung der Spirituslampe, die man immer noch in Reckenstein brannte und die eben angezündet war, einen müden Zug.

Er hatte nicht viele Menschen, denen er seine Zuneigung schenkte, er war kritisch und zum Aussetzen geneigt. So begrüßte er auch heute Fritz mit herzlicher Freude, während er seinem Bruder gegenüber eine kühlere Haltung annahm, ohne jedoch durch Wort oder Miene die Pflichten des Hauswirts zu vernachlässigen. Denn die Gastfreundschaft war in Reckenstein ein geheiligt Ding. Unter gleichgültigen

Gesprächen verlief das reich aufgetragene Abendessen, dann fuhren die beiden Brüder durch die sternenklare Sommernacht nach Bärwalde.

Hans Warsow erhielt eine Aufforderung zur Probepredigt an der Nikolaikirche in Rodenburg.

Der Kirchenbesuch stand in Rodenburg nicht auf der Höhe. Auch diesmal war das große Gotteshaus nicht in allen seinen Teilen gefüllt, sah aber immerhin eine größere und ansehnlichere Versammlung als an den andern Sonntagen. In dem Patronatsstuhl saß der erste Bürgermeister mit seiner Gattin, der Dezernent für Schule und Kirche und einige andre Ratsherren. Auch Edith, die in diesen Tagen nach Rodenburg gekommen war, um mit dem Arzt über ihren Vater zu sprechen, hatte sich dort eingefunden und Fritz mit eingeschmuggelt.

Man erwartete den neuen Prediger bereits zur Liturgie. Aber er kam nicht. Diakonus Brettschneider, der vielgeliebte zweite Geistliche an St. Nikolai, hielt sie nach altem Herkommen. Das erhöhte die Spannung. Endlich war die Liturgie beendet. Der gutgeschulte Kirchenchor sang seine Motette: „Alles, was Odem hat“, das Hauptlied setzte ein, der letzte Vers war gesungen, Hans Warsow bestieg die Kanzel.

Das bleiche, feingeschnittene Gesicht mit den ernsten, beinah strengen Zügen und den dunklen, träumenden Augen, die niemand in der großen Gemeinde sahen, sondern ganz einwärts blickten, machte sofort Eindruck auf die Leute. Nun las er den Text, nun begann er seine Predigt.

Er sprach mit etwas rauher, aber sehr deutlicher Stimme in kurzen, knappen Sätzen, jeder auf das sorgsamste gefeilt und von ehernem Gefüge. Wie

wohlgehauene Steine waren sie, die er zu einem festgeordneten Bau türmte. Sichtbar stieg er vor den Zuhörern in die Höhe, überall merkte man den scharfen Denker. Beredt wie sein Mund sprach seine Hand: eine lange, beinah überschlanke Hand mit feinen, durchgeistigten Linien; sie allein führte seine Gesten aus. Aber auch sie nur mit leise deutenden Bewegungen.

„Wie hat dir seine Predigt gefallen?" fragte Frau Lisa, die Hans Warsow und seinen Bruder mit einigen andern Gästen zu Mittag geladen. Sie hatte es in Rücksicht auf seine Beziehungen zum Reckensteiner Hause getan und war jetzt mit dem Ordnen der Tafel beschäftigt, wobei ihr Edith behilflich war.

Stoltzmanns bewohnten eine neugebaute Villa draußen vor der Stadt, die architektonisch mit Geschmack ausgeführt und im Inneren sehr geräumig war. Die Stadt hatte sie ihrem Bürgermeister zum Ehrengeschenk gemacht, als dieser die Aufforderung einer großen Stadt im Westen, sich dort für die freigewordene Oberbürgermeisterstelle zur engeren Wahl zu stellen, kurzerhand abgelehnt hatte.

Edith schwieg einen Augenblick. „Ich habe, wie du weißt, nie viel Sinn für Predigten gehabt," sagte sie dann, „aber ich gebe zu, es war etwas Eignes in dieser. Manchmal kam sie mir mehr wie ein Vortrag vor, dann wieder schien es mir, als ob auch die einfacheren Leute von ihr berührt würden. Ich habe eine solche Andacht in der Nikolaikirche noch nicht gesehen."

„Du hast ja auch wenig Gelegenheit dazu gehabt, mein Herz," warf Frau Lisa ein wenig spöttisch hin, und indem sie die Gläser zurechtstellte: „Er muß mich führen. Anders wird es nicht gehen. Obwohl ich auf die Prediger auch nicht besser zu-

geschnitten bin als du, und seinen jüngeren Bruder viel lieber hätte. Schade ist es aber doch, daß er seine Uniform ausgezogen hat. Sie stand ihm so gut!" Und während sie mit flinker Feder an einem kleinen Nebentische einige Führungskarten schrieb: „Aber Hände hat der Mensch! Solche Hände habe ich überhaupt noch nie gesehen. Ich hörte kaum auf seine Worte, ich blickte immer auf seine Hände, und ich verstand alles."

„Er lebt ja auch nur im Geistigen, sein Gesicht, sein ganzer Körper sagt es." Und nachdem sie einige dunkle Rosen, die ihr Frau Lisa gereicht, über die Tafel verteilt: „Ob solche Männer der Idee wohl einer großen Tat gewachsen wären? Ob Hans Warsow sie leisten würde, wenn sie eines Tags von ihm gefordert würde? Herantreten kann sie in einer so zahlreichen Gemeinde doch jeden Tag an ihn."

„Sieh, wie philosophisch dich der Mann gemacht hat! Auf solche Gedanken komme ich nie. Ich finde sie ziemlich müßig, und dir lagen sie sonst auch nicht. Komm, hilf mir lieber die Fruchtschale zurechtmachen. So etwas kann ich dem Mädchen nicht überlassen."

Frau Lisa war eine sehr tüchtige Hausfrau, es ging ihr alles schnell und sicher von Händen, ihre Wirtschaft war von mustergültiger Ordnung, und ihre Gäste fühlten sich wohl bei ihr.

Als sie eben die letzte Frucht aufgelegt hatte, trat ihr Mann ins Zimmer, um die Weine aufzustellen, die er selber aus dem Keller geholt hatte.

„Warst du zufrieden?" fragte sie ihn.

„Im ganzen ja, soweit mich eine Predigt überhaupt zu fesseln vermag. Ich muß immer an Schiller denken, der einmal gesagt haben soll, sie wäre nicht für Gebildete."

„Ich fand, er sprach gerade für die Gebildeten."

„Doch es ist so vieles drum und dran, das mich stört. Gewiß, er hatte kein Kanzelpathos, auch nicht die üblichen Floskeln. Aber schon die Art der Anrede, die unumgängliche Einzwängung in dogmatische Formen und kirchliche Grenzen — wie gesagt, es ist nichts für mich. Ich könnte es gut entbehren."

„Er hat eine ausgesprochen moderne Art, sowohl in dem, was er sagt, wie in seinem ganzen Gebaren," äußerte jetzt Edith, die die von ihrer Freundin geschriebenen Tischkarten auf die Gläser legte — ich neben Fritz, du hast wirklich Selbstverleugnung geübt, Lisa! — Ich hatte eher das Bedenken, ob er für eine Stadt wie Rodenburg und für die Nikolaigemeinde der rechte Mann ist."

„Doch, doch!" erwiderte Stoltzmann mit Entschiedenheit. „Wir haben hier sehr tüchtige Geistliche, aber einer, der fähig ist, höhere geistige Interessen auch außerhalb der Kirche zu befriedigen, der gerade fehlt uns. Ich möchte ihn deshalb gern zu einigen Vorträgen heranziehen, so etwas brauchen wir in Rodenburg, es war immer mein Gedanke. Dazu kommt er mir gerade recht."

Frau Lisa hörte nur mit halbem Ohre zu. Sie überschaute mit prüfendem Blick die Tafel und zählte die Gläser.

„Seid ihr mit allem fertig?" fragte Stoltzmann. „Es ist die höchste Zeit!"

Die Glocke, die das Kommen der ersten Gäste meldete, gab ihm recht. Hans Warsow und sein Bruder erschienen auf die Sekunde pünktlich, die andern folgten bald.

Es waren noch zwei andre Geistliche zur Probepredigt nach Rodenburg geladen, die gleichfalls gefielen. Aber der erste Bürgermeister trat mit Ent-

schiedenheit für die Wahl von Hans Warsow ein, und da er einen Einfluß in der Stadt hatte wie nie ein andrer vor ihm, so wurde diese mit ziemlicher Einstimmigkeit vollzogen.

Nun hatte Hans Warsow sein Ziel erreicht, er hatte ein großes Pfarramt inmitten einer blühenden Stadt, die im Herzen seiner geliebten Heimat lag, er konnte wirken und schaffen.

Und er tat es. Leicht war seine Tätigkeit nicht. Sein Vorgänger, ein älterer, kränklicher Herr, hatte den größten Teil der Arbeit dem jüngeren Amtsbruder überlassen, und Diakonus Brettschneider hatte sich ein reiches Feld in der Gemeinde geschaffen. Aber Hans Warsow hatte eins vor allen seinen Amtsbrüdern voraus: seine Predigten übten eine starke Anziehungskraft, der Kirchenbesuch stieg. Leute, die sonst nie in der Kirche zu sehen gewesen, stellten sich jetzt ein, man sprach von seinen Predigten, was in Rodenburg bisher nie geschehen war.

Aber das alles, so schön es sich anließ, dauerte nur eine kurze Zeit. Die Teilnahme an seinen Predigten hörte zwar nicht auf, verlor jedoch ihre Lebendigkeit, als der Reiz der Neuheit dahin und seine Tätigkeit etwas Gewohntes war. Da seinem Wesen zudem jenes Gleichgewicht abging, das sich weder durch Zudringlichkeit noch durch Überspanntheit von manchen seiner weiblichen Schutzbefohlenen aus der Fassung bringen ließ, da er als Denker zu oft mit allerlei Fragen und Erwägungen beschäftigt war, um jedem Besucher, jedem seiner Gemeindeglieder auf der Straße gleich mit jener fertigen Liebenswürdigkeit und Anteilnahme entgegenzukommen, die man nun einmal von „seinem" Geistlichen verlangte, so hielt sich das allgemeine Interesse, das er im Anfang erregt hatte, nicht auf seinem Höhepunkt.

„Gewiß, klug ist er, und was er sagt, ist schön," meinte eine Dame der besseren Kreise, die ihm zuerst mit begeisterter Hand Pforten gebaut, „aber ich kann mir nicht helfen, Herr Brettschneider ist so sehr viel netter, es kommt alles so herzlicher und so liebevoller bei ihm heraus."

„Er ist ein bißchen von sich eingenommen. Das sind die geistvollen Leute immer," äußerte eine andre, mit der er sich gelegentlich einer Tauffeier sehr anregend unterhalten, die er aber bei einer späteren Gelegenheit nicht wiedererkannt und infolgedessen wenig beachtet hatte.

„Predigen kann hei, aber tröſten kann hei nich!" sagte eine einfachere alte Frau, die es dem neuen Pfarrer übelgenommen hatte, daß er nach einem halbstündigen Vorklagen ihrer sämtlichen Leiden der Reihe nach nicht mehr ganz bei der Sache war. Bei der Menge wirkt ein liebenswürdiges Wesen bei weitem mehr als geistige Vorzüge; diese schließen aus, jenes zieht an. Hans Warsow war noch harmlos genug, zu glauben, daß es im Leben zuerst auf das ernste Wollen und die Kraft des Könnens ankomme. Die Leute wollen gestreichelt sein, warm muß der Blick sein und weich die Hand, die sie berührt. Und Hans Warsows Blick war nicht immer warm, und nicht immer weich die Hand, die er reichte.

Bei alledem durfte er sich nicht beklagen: ein sehr großer Teil, nicht nur der Nikolaigemeinde, sondern der ganzen Stadt, hielt unentwegt zu ihm. Er zog seine Predigten jeder andern vor, er suchte ihn für ihre Amtshandlungen. Er bemühte sich, in einen persönlichen und gesellschaftlichen Verkehr mit ihm zu kommen. Dies war freilich nicht leicht, denn am Tage arbeitete er in der Gemeinde, und seine Abende waren geistigen Studien gewidmet, die er

keineswegs vernachlässigte, oder er war mit der Vorbereitung für die zweite Auflage seines Werkes über Ostpreußen beschäftigt, das einen wachsenden Anklang in der Provinz, ja über sie hinaus gefunden hatte.

Eine Erholung gönnte sich Hans Warsow inmitten all seines angestrengten Arbeitens: er fuhr dann und wann nach Bärwalde.

Es war ja immer eine größere Reise, aber sie trug ihren Lohn in sich. Sowie er die Luft Bärwaldes atmete, all die Stätten auf dem Hofe, in Feld und Wald betrat, an die ihn die schönsten Erinnerungen seiner Kindheit knüpften, dann fühlte er sich wohl und war von Herzen froh und jung.

Da stand das alte stolze Herrenhaus, in seinem früheren Teil an eine ferne Vergangenheit mahnend, der linke weitausreichende Flügel und das obere Stockwerk später angebaut. Aber nur der kennende Blick konnte die alte und die neue Zeit hier unterscheiden, denn ein verständnisvoller Königsberger Architekt hatte die Neuerung bewerkstelligt und dem Vorhandenen einheitlich zugefügt. Und alles war mit der größten Sorgfalt gepflegt und erhalten.

Vor der nach dem Hof hinausschauenden Front standen zu beiden Seiten der offenen hölzernen Veranda zwei gewaltige uralte Pappeln, die so mancher Sturm zerzaust, mancher Blitz getroffen, und die dennoch stark und trutzig mit dem kahlen Haupt in den Himmel ragten, als wären sie hingestellt wie zwei schützende Riesen, das Bärwalder Herrenhaus vor den feindlichen Elementen des Himmels und der Erde zu bewahren. Ihnen gegenüber ein großer ovaler Platz, mit allerlei Sträuchen und jungen Bäumen angepflanzt, unter denen der

gepflegte Rasen schimmerte; rechts von ihm, durch eine breite mit Kies bestreute Einfahrt getrennt, der herrschaftliche Kutschstall mit dem Turm darauf, dem Hahn über ihm als Wetterfahne und der Glocke im Dachgestühl, die zur Arbeit rief und die Feierstunde kündete.

Wie vertraut war ihm dieser Laut, wie redete er seine eigne Sprache, die nur er verstand! Er und allenfalls Fritz, aber der war viel jünger als er und hatte erst später erfahren, was er lange durchlebt. Und auch wieder auf seine Weise, denn sie beide hatten ihre bestimmte Eigenart, die sie einte und trennte. Nur in einem waren sie gleich: in der Liebe zu diesem Gute ihrer Väter, zu jedem Gebäude, jedem Baume, jedem Grashalm auf ihm. Bärwalde bedeutete für sie den Kern der Heimat, in der sie wurzelten.

Und in der Tat: dies alte Gut mit seinen tiefen Flächen und Weiten, seinen grünen Triften und fetten Weiden, dem gewaltigen Kranze uralter Wälder, der den ganzen Horizont umschloß, dem breiten Deichgraben, der es an seiner Grenze durchschnitt, und den Brücken mit den schwarz und weißen Geländern, die über ihn dahinführten — es war wie ein Ausschnitt des fruchtbaren, gesegneten Ostpreußenlandes. Und wenn Hans am dämmernden Abend mit dem alten Onkel auf der Hofveranda auf der hölzernen Bank saß und die rauschenden Pappeln über ihnen das Lied der Zeit, seine ewige Melodie von Werden und Vergehen, spielten, wenn auf der Hofstraße, jenseit des ovalen Platzes, die große Herde heimwärtsgezogen kam, der Ton ihrer Glocken mit dem behaglichen Gebrüll sich einte, und hinter ihnen die Schnitter mit Sensen und Gerät ihren Häusern auf dem Gehöft zuwanderten, wenn über alledem die Sonne wie eine glühende

Scheibe am lohenden Himmel stand und mit ihrem letzten Schein die alte Pronitter Kirche dort drüben am fernen Horizont jenseit des großen Deichgrabens grüßte, dann überkam ihn ein wunderstilles, heimlich glückliches Gefühl der Geborgenheit, und er empfand nichts als das beseligende Bewußtsein, nun endlich nach langer Wanderung wieder daheim zu sein im heißgeliebten, oft entbehrten Ostpreußenland! Er sprach kein Wort, jede Silbe wäre ihm Entweihung gewesen.

Auch auf den welken Zügen des alten Onkels lag etwas wie feiernde Ruhe und schimmerte wider in seinen trüben Augen, die nicht viel mehr sehen konnten, aber, als sie jung waren, geradeso hinausgeblickt hatten auf diese gesegnete Landschaft, diesen friedumhegten Gutshof mit seinen alten, aber gut erhaltenen Gebäuden und Bäumen, deren scharfem Blick damals nichts entging, was sich auf dem großen Hof ereignete.

Der Alte hatte eine eigne Art. Meist saß er stumm, wie teilnahmlos da, wenn die andern um ihn herum redeten. Dann griff er mit einemmal in das Gespräch ein, und sofort wußte man, daß er alles gehört und wohl verstanden hatte. Nun sprach er seine Ansicht aus, und was er dann meist in kurzen, knappen Worten sagte, hatte alles Hand und Fuß und traf den Nagel auf den Kopf. Besonders Hans unterhielt sich über geistige Dinge mit niemand so gern wie mit dem Alten, und es war schwer zu entscheiden, wer von beiden mehr gab oder empfing.

Lange konnte der alte Herr den Aufenthalt im Freien nicht vertragen. Obwohl er im Wintermantel saß, fröstelte ihn bald; dann ging man ins Haus. Da hatte Fräulein Hutemach inzwischen das Abendbrot bereitet. Sie war aus Litauen gebürtig; von

3*

ihrer frühesten Jugend an in die Welt und in die verschiedensten Stellungen verschlagen, hatte sie sich eine umfassende Bildung, viel Geschick und Takt im Umgang mit den Menschen und eine gute Dosis persönlichen Mutes angeeignet, der sie nie verließ. Als der Bruder des Bärwalder, der alte Geheimrat in Berlin, für jenen eine Gesellschafterin suchte, konnte ihm das Glück keine geeignetere zuführen als diese. Nun teilte sie seit einer Reihe von Jahren mit dem kränklichen Gutsherrn die Einsamkeit Bärwaldens, versah ihm Haus und Hof, schrieb seine Briefe, las ihm des Vormittags und des Abends seine Zeitungen vor, führte ihn zur regelmäßig festgesetzten Stunde, die auf die Sekunde eingehalten werden mußte, je nach dem Stand der Witterung im großen, wohlgepflegten Garten oder auf der Landstraße spazieren und hegte und pflegte ihn, wie es eine Frau nicht hätte besser tun können.

Auch jetzt beim Abendessen saß sie neben dem „Herrn Hauptmann" — wie der Reckensteiner und andre Nachbarn wurde auch er noch immer mit dem Titel einer längst verflossenen Soldatenzeit genannt —, reichte ihm die Speisen, gab ihm, was für ihn bekömmlich war, und machte es ihm sorgsam zurecht.

Nun kam auch Fritz mit Borowski, dem Inspektor, von der Arbeit. Er hatte sich vollständig umgekleidet, war frisch und guter Dinge und sehr erfreut, wenn der Bruder einmal bei ihnen zu Tische saß. Und mit welcher Lust er zugriff! Im Sommer eine große Satte mit dicker Milch und dem groben Landbrot. Im Winter ein hochgefüllter Teller mit warmer Grütze und nachher, wenn es irgend ging, Stippe mit Speck und grauen Erbsen, oder, wenn es hochkam, Schmandkartoffeln mit Bratklops und Quark oder Glumse, das waren seine Leibgerichte.

Freudig ließ er sie für alle Herrlichkeiten, die die Hutemach für den Onkel und Hans aufgetischt hatte. Denn der war doch ein wenig mehr Kulturmensch geworden und hatte einen zarteren Magen, der für die schwere ostpreußische Küche nicht ganz eingerichtet war. Nur die Sauerampfersuppe mit dem zerlassenen Ei darin oder den Teller mit unverfälschtem Königsberger Fleck ließ auch er sich nicht nehmen; eins von beiden mußte immer das Mittagessen eröffnen, wenn er einmal da war.

Zum Spätherbst war er sogar für eine ganze Woche auf Urlaub nach Bärwalde gekommen. Das waren Festtage, einer wie der andre.

„Höre, Fritz," sagte Hans gleich den ersten Abend, „morgen muß ich zum alten Teichgräber, nach Pronitten, und du mußt mit. Es ist unerhört, daß du dem alten Herrn noch nicht einen Besuch gemacht hast."

„Zum Besuche machen haben wir auf dem Lande keine Zeit, Hans. So hohe kulturelle Ansprüche darfst du an uns nicht stellen. Wir sind Bauern und pflügen unsre Scholle. Um die Menschen, ihre Formen und Gebräuche kümmen wir uns nicht."

„Aber mit seinem Pfarrer muß man eine Ausnahme machen," warf der alte Bärwalder ein, „der Pronitter Pastor hat uns immer nahegestanden. Selbst ich, obwohl ich auf Kirchlichkeit keinen Anspruch machen möchte, bin ab und zu in seine Predigten gefahren. Schon ihm zuliebe."

„Siehst du, Fritz," bemerkte Hans, „dann hättest du den Onkel jetzt, wo er es nicht mehr kann, vertreten müssen, und bist gewiß noch nicht ein einziges Mal da drüben zum Gottesdienst gewesen."

„Nee, mein Lieber! Nicht ein einziges Mal! Des Sonntags bleibe ich in der Klappe, es ist ja der einzige Tag, wo ich es kann, manchmal bis in

den Mittag hinein. Und mein Gottesdienst — na, Hans, diese Wiesen und Felder, das grasende Vieh, die Fohlen in den Koppeln und die rauschenden Wälder rings um uns her, meinst du denn, daß das alles kein Gottesdienst ist, wenn man nur Augen hat, es zu sehen, und Ohren, es zu hören? Für mich wenigstens ist es einer, ich bedarf der Kirche nicht."

Hans runzelte die Stirn. „Du weißt, wie ich das alles liebe. Aber eine gute Predigt — und der Alte da drüben versteht seine Sache — erhöht mir die Freude daran. Ich glaubte übrigens, du hättest deine Ansicht hierin ein wenig geändert."

„Herr Warsow hat völlig recht," mischte sich jetzt die Hutemach ins Gespräch, deren Wort in Bärwalde viel galt, und die auch den beiden jüngeren Männern gegenüber ein nie angefochtenes Ansehen besaß. „Sehen Sie, Herr Rittmeister, wie oft ich Ihnen das gesagt habe! Aber Sie wollten es nicht glauben und meinten, es wäre genug, wenn ich für Sie betete."

Fritz lenkte ein. „Laß man gut sein, Hans. Ich komme morgen mit, wenn auch nicht gleich, denn du wirst schon des Nachmittags fahren wollen, da habe ich zu tun; aber zum Abend hole ich dich mit der Droschke ab, wäre es auch nur, um dem hübschen Rotkäppchen aus Samaria meine Aufwartung zu machen."

„Immer der alte!" sagte Hans, und jetzt war etwas wie Unwillen in seiner Stimme. „Wen meint er denn mit dem hübschen Rotkäppchen aus Samaria?" wandte er sich an die Hutemach.

„Eine Enkelin vom Herrn Pastor. Sie verlor früh ihre Eltern, da nahmen die beiden Alten sie zu sich nach Pronitten."

„Ach, ich weiß schon! Die Tochter von Theo, dem

Doktor. Er verlor seine Frau an einer schleppenden Krankheit, machte sich Vorwürfe, daß er sie falsch behandelt hatte, und starb dann bald selber. Der Alte hat es schwer genug überwunden, nur sein kindlicher Glaube half ihm dazu."

Eine kurze Pause.

„Aber warum nennst du sie das Rotkäppchen aus Samaria?"

Fritz lachte. „Weil ich sie eines Mittags hier in unserm Dorfe mit einer roten Kappe auf den blonden Haaren und einem großen Korbe traf, in dem sie eine Flasche Wein und andre Stärkungsmittel für den alten Karenke brachte."

„War der krank?"

„Ja, sehr krank. Er blickt öfters so tief ins Glas, daß Beelzebub und andre Teufel in ihm rasen."

„Nein, Herr Rittmeister, Sie müssen immer Ihren Spott haben!" sagte die Hutemach, und zu Hans erläuternd: „Die kleine Teichgräber wollte gar nicht zu ihm, sondern zu seiner Frau, die seit langer Zeit schwer leidend ist, und die der Herr Pastor immer besucht, wenn er nach Bärwalde kommt."

„Aber die Flasche Wein sollte für ihn sein, damit er sich den Fusel abgewöhnt! Das ist Tatsache. Die Kleine hat übrigens was Gutes damit angerichtet, denn seitdem ist der alte Karenke vornehm geworden und trinkt nur noch Rotwein. Und Onkels Marke bevorzugt er. Oder spreche ich wieder die Unwahrheit?" Und mit einem triumphierenden Blick zu der Hutemach, mit der er bei aller Freundschaft öfters auf dem Kriegsfuß stand: „Warum haben Sie denn die Marie, seine Tochter, die doch ein so gutes Stubenmädchen war, eines Tags Knall und Fall entlassen? Weil Herr Borowski in der Stube des Alten zehn leere Flaschen von der Sorte, die dort auf dem Tische steht, gefunden hat. Aber

es geht nichts über die Samariterdienste junger Damen."

Nun lachte auch der alte Bärwalder. Und nichts freute die Hutemach mehr, als wenn er es einmal tat. Er konnte noch so herzlich und kindlich froh lachen.

In der mit Pfeifenkraut dicht überwucherten Laube des Pronitter Pfarrgartens war der Kaffeetisch gedeckt. Eine hochgetürmte Schüssel voll frischgebackenen Glumsekuchens stand, von zwei altmodischen Vasen mit herbstlichen Blumen eingefaßt, in der Mitte der Tafel. Das saftige Goldgelb des Teigs mit den vielen dunklen Punkten der großen und kleinen Rosinen lockte auch den verwöhntesten Geschmack; denn niemand verstand sich auf die Glumsekuchen so gut wie die Frau Pastor; seit langer Zeit hatte sie diesen Ruf in der ganzen Umgegend. In einer silbernen Kanne, die, ein altes Erbstück der Pfarrfamilie, schon Jahrhunderte überdauert, schimmerte der Schmandt. Der Kaffee war noch nicht da, der wurde erst bereitet, wenn der Besuch im Anzuge war.

In einem bequemen Gartenstuhl saß der Pfarrer und las die Zeitung, die eben angekommen war. Er war ein Mann von Mittelgröße und muskulösem Körperbau. Auf dem gedrungenen Rumpfe saß ein großer, eckiger Kopf mit weißen, aber noch ganz dichten Haaren, einem festgefügten Munde und kleinen mausgrauen Augen, die unter buschigen Brauen träumten. Früher hatten sie gewiß geblitzt, jetzt waren sie stiller geworden — ein rechter, echter Gelehrtenkopf mit dem Hang zur Nachdenklichkeit, aber nicht ohne Neigung zur Tat. Auf den trotz seiner siebzig Jahre noch frischen Zügen der Ausdruck einer Reife und Geklärtheit, der man anzu-

sehen meinte, daß sie erst nach manchem harten Kampf gewonnen wurde.

Seine Frau sah viel älter und sorgengebeugter aus als er, obwohl sie zehn Jahre jünger war. Sie hatte ein kleines, feines Gesicht und einen müden Klang in der Sprache; sie krankte noch immer an dem frühen Tode des einzigen, hoffnungsvollen Sohnes. Die Widerstände des Lebens, die ihn stark und fest gemacht, hatten sie gebrochen. Ein Fußleiden, das sich seit Jahresfrist eingestellt, zwang sie, beim Gehen einen Stock zu Hilfe zu nehmen; dennoch war sie von unaufhaltsamer Tätigkeit in ihrer Wirtschaft.

„Daß der Hans seinen alten Lehrer nicht vergessen würde, das wußte ich wohl," sagte der Pfarrer, indem er Zigarre und Zeitung fortlegte. „Wie oft haben wir hier gesessen und über allerlei theologische und philosophische Fragen verhandelt! Er hatte damals schon die ausgesprochene Dozentennatur. Daß er ganz ins Pfarramt übergegangen ist, wundert mich eigentlich."

„Ein großer Sprung ist es nicht für ihn gewesen," erwiderte seine Frau, die bei den Ereignissen wie bei den Menschen immer das weniger Gute hervorzuheben suchte.

„Sage das nicht. Er hat in Rodenburg eine zahlreiche und gebildete Zuhörerschaft, da kann er in der Gemeinde viel Gutes wirken."

„Er wird schließlich Bärwalde übernehmen und dein Patron werden."

„Einen besseren könnte ich mir nicht denken — aber kommt da nicht jemand? Richtig, er ist es! Willkommen und Gott zum Gruß, mein lieber Warsow! Sie wissen gar nicht, eine wie große Freude Sie dem alten Manne durch Ihren Besuch machen!"

Mit Herzlichkeit erwiderte Hans die Begrüßung seines früheren Lehrers. Der schnelle Gang durch

die frische Herbstluft hatte einen bräunlichen Schimmer um sein bleiches Antlitz gewoben, seine Augen leuchteten jugendlich. Nun saß er mit den beiden Alten unter der dichten Pfeifenkrautlaube, wie er es in früheren Jahren so oft getan, und Erinnerungen aus vergangenen Zeiten wurden lebendig.

Ein junges Mädchen erschien und brachte den Kaffee.

„Hanna Teichgräber, Theos Tochter, die jetzt als meine und der Großmutter treue Gehilfin bei uns lebt," stellte der alte Herr vor. Und Hans' Auge weilte mit Wohlgefallen auf der lieblichen Erscheinung, deren wohlgebauter Körper in dem einfachen Leinenkleide mit der weißen Schürze zur rechten Geltung kam, indes das gelbblonde Haar zu beiden Seiten über die Stirn gekämmt war. Ein Hauch von Reinheit und Frische lag auf dem rosigen Antlitz, sprach aus den sammetblauen Augen, in denen zugleich etwas für so junge Jahre Starkes und Entschlossenes war. Die Frische des quellenden Lebens, das der Reife entgegendrängte, umhauchte die ganze Gestalt.

Das Sonnengold lag voll und weich auf dem Pfeifenkraut und erzwang sich dann und wann einen Eingang in das stille Dunkel der Laube. Draußen flogen einige Tauben hin und her und badeten die hellen Schwingen in der Luft, in den Obstbäumen zwitscherten die Spatzen um so lauter, je mehr der Tag sich neigte.

Wunderbar berührte dies Bild voll beschaulicher Ruhe und still umhegenden Friedens Hans' Seele. Er gedachte der inneren Kämpfe, der zehrenden Unruhe, die er in der letzten Zeit durchlitten. Dieser Gegensatz jedoch wirkte nicht versöhnend auf ihn, er wußte, daß sein Leben noch manchem schweren Kampf entgegengehen würde. Aber er fühlte zugleich Mut und Kraft in sich, ihn aufzunehmen.

Ein leichter Herbstnebel kroch über die Erde, die Luft wurde noch reiner, aber zugleich auch kühl. Der Pfarrer schlug einen Spaziergang mit Hans vor, da vernahm man das Nahen eines Wagens.

„Die Bärwalder Droschke!“ rief Hanna, und ein wunderliches Gefährt rollte heran: ein einziger graugepolsterter Sitz mit einer hohen Lehne auf einem seltsam verschnörkelten, gelbgestrichenen Rädergestell. Auf ihm lag, der Länge nach ausgestreckt, Fritz Warsow und lenkte mit lässiger Hand die fromme Stute, die man vor dies Gefährt zu spannen pflegte. Es konnten auch zwei, ja unter Umständen drei Personen auf der Droschke fahren, sie mußten dann zu beiden Seiten sitzen, Rücken an Rücken, sehr schlank und wenig anspruchsvoll in bezug auf den Platz sein, der Dritte allenfalls vorn, um die Leine zu führen. Jetzt war aber Fritz Alleinherrscher und machte es sich bequem.

Wiederum wollte der alte Pfarrer vorstellen, aber Fritz unterbrach ihn: „Ich habe bereits die Freude gehabt, das gnädige Fräulein auf einem ihrer Samaritergänge in Bärwalde zu begrüßen.“

Und als in diesem Augenblick eine Flasche Rotwein auf den Tisch kam, konnte er sich nicht enthalten, die Geschichte von dem alten Karenke und den zehn Flaschen des Onkels zum besten zu geben, ohne sie jedoch in irgendeiner Weise mit Hannas Liebeswerk in Verbindung zu bringen. Der Pfarrer und seine Frau lachten, sie aber verstand seine Absicht sehr wohl. Sie ließ sich jedoch nicht im geringsten aus der Fassung bringen, ja, aus ihren Augen traf ihn ein schneller, kampfesmutiger Blick, der da sagte: Warte nur! Auch meine Stunde kommt vielleicht, dann rechnen wir ab! Gerade das gefiel ihm. Er wollte sie in Verlegenheit bringen, und sie nahm den Fehdehandschuh auf.

Auf weichen Füßen kam der Abend geschlichen. Die Sonne sank tiefer, aus dem Tal stieg das Gold und hing sich in glitzernden Schuppenketten an die weißgraue Wolkenwand, die den Horizont säumte. Einmal noch griff die Sonne mit purpurnen Händen durch und schaute mit feurigen Augen auf die Erde. Die Sperlinge zwitscherten nur noch leise, auch die Tauben waren zur Ruhe auf ihren Schlag in der Bodenkammer gegangen. Es war ganz still auf der Welt geworden, ein leiser Wind zog von der Wiese her und trug herbstliche Düfte herüber. Tiefer Abendfriede deckte das Pfarrhaus, seinen Garten, seine Gehöfte mit weiten, schattenden Fittichen; von der Kirche gegenüber tönte die Abendglocke einige wenige Male, dann verstummte sie.

„Wunderbar," sagte da Fritz, der sich bis dahin in schweigender Andacht dieser feiernden Abendstimmung hingegeben hatte, während die andern um ihn ein gleichgültiges Gespräch führten, „wenn man hier so sitzt, inmitten dieser Pfarridylle, dieses Abends, der die Welt mit seiner Sabbatstille erfüllt, dann ist einem, als müßte es immer so auf Erden bleiben, als könnte es nie anders werden. Und wenn man dann daran denkt, wie mit einem Male über diese friedlichen Täler der Krieg ziehen, wie er uns alle aufwecken kann aus der sorglosen Ruhe, dem friedlichen Genuß der Natur!"

Er konnte nicht weitersprechen. Wie ein Feuerfunke waren seine Worte in die kleine Versammlung gefallen. „Krieg!?" rief Hans. „Wie kommst du mit einem Male auf den Krieg?"

„Krieg!" sagte gleichzeitig der Pastor, und die Hände nach seiner Art unwillkürlich faltend, fügte er hinzu: „Gott bewahre uns in Gnaden vor ihm!" Die schwächliche Pastorsfrau aber war totenbleich

geworden, ein stammelndes Zucken lief über ihre blutlosen Lippen, sie wollte etwas sagen, aber das Wort erstarb, bevor sie es hervorbringen konnte.

Hanna bemerkte es und streichelte beruhigend ihre Hand: „Laß gut sein, Großmutter. Der Herr Rittmeister ist heute sehr kriegerisch gesonnen; er war es schon bei seinem Eintritt, aber er meint es nicht böse."

„Ich weiß gar nicht, warum sich die Herrschaften über mein Wort so erregen. Wir können doch nicht immer im Frieden bleiben, und vorbereitet sein heißt hier alles. Oder wollten wir uns verhehlen, daß wir rings von einer Welt von Feinden umgeben sind, die nur auf den gegebenen Augenblick warten, während wir uns hier noch in die lieblichsten Träume der Liebe und Verbrüderung lullen?"

„Kommt der Krieg, so kommt er von Gott, und wir müssen uns in ihn finden," meinte der alte Pfarrer. „Jetzt an ihn zu denken, ist wohl ein wenig verfrüht."

„Ich weiß auch nicht, Fritz, wie du mit einemmal auf diese Gedanken kommst," und mit einem schnellen, verweisenden Blick zeigte Hans auf die alte Pastorsfrau, der die Furcht aus jedem Zuge ihres welken Antlitzes lugte.

Jetzt sah Fritz, was er angerichtet. „Du hast recht," sagte er einlenkend, „es war eine Grille, die mir dieser friedliche Abend eingab. Wir leben und denken nun einmal gern in Gegensätzen."

Nach dem Abendessen ging man in das Wohnzimmer, und die Unterhaltung drehte sich um minder ernste Dinge. Etwas harmlos Frohes lag in der Luft und auf den Gesichtern. Fritz hatte ein kleines Geplänkel mit der hübschen Hanna eröffnet, bei dem ihre Samaritertätigkeit wieder eine

Rolle spielte. Und sie antwortete ihm so schlagfertig und mit so gutem Witz, daß ihm dieses heitere Duell eine wachsende Freude bereitete. Ihrer beiden Augen leuchteten vor Kampfeslust, der Eintritt der ernsten Männer, die sich in die veränderte Stimmung nicht gleich zu finden wußten, störten sie wenig, sie beachteten ihn kaum und scherzten in der Unbekümmertheit ihrer Jugend weiter.

Ihr froher Sinn ging auch über die Sorgen und Leiden der alten Frau hinweg, die, das müde Haupt an ein Kissen gelehnt, in der Ecke des altertümlichen Sofas saß. Nur ab und zu flog ein kurzer, mitleidiger Blick aus den jungen Mädchenaugen zu ihr hinüber. Warum machte sie sich nur so viele schwere Gedanken? Das Leben war doch so schön und reich! Man mußte es nur recht sehen und mit guter Zuversicht anfassen! Ihr Los war doch auch wahrhaftig kein leichtes gewesen. Von früher Kindheit an verwaist und mittellos, nur von der Wohltat der Großeltern erhalten zu werden — nicht jeder würde es so gefaßt auf sich nehmen! Aber sie hatte den Mut nie verloren. Und wenn sie einmal ganz allein dastehen müßte, sie wollte den Kampf nicht fürchten. Ob die Großmutter immer noch an Fritzens ernste Worte vorher im Garten dachte? Aber sie hatte recht gehabt, sie glaubte ihn einigermaßen schon zu kennen: er hatte es so böse nicht gemeint. Er gehörte auch zu den Starken und Mutigen, die, wenn es darauf ankam, keinem Feinde weichen würden. Es stand auf seinen Zügen geschrieben. Sie hatte die Männer gern, die ernst und froh zugleich sein konnten, ein jedes zu seiner Zeit.

Er aber schaute mit Wohlgefallen in ihre Augen. Unter den dichten blonden Haaren, die sich fast bis an ihre Brauen schmiegten, leuchteten sie manchmal wie die Kornblumen im stillen Ährenfeld. Es war

das Gesunde, Ländliche und das ländlich Reine, das er in dieser frischen Mädchengestalt fand und liebte.

Hans drängte zum Aufbruch. Die Droschke stand schon vor der Tür. Der Onkel lag gewiß schon im Bett. Aber die Hutemach, die nie schlafen ging, bevor alles im Hause war, würde auf sie warten. Fritz konnte seinem Wink nicht länger widerstehen, er erhob sich endlich und verabschiedete sich mit herzlichen Dankesworten von dem Pfarrer und seiner Frau. Nun reichte er auch Hanna die Hand.

„Auf bessere Nachbarschaft von heute ab! Nicht wahr? Und wenn Sie Ihre Pflicht" — er legte einen leisen Ton auf dies Wort — „einmal wieder nach Bärwalde führt, dann vergessen Sie nicht, daß da im Gutshause ein alter kränklicher Mann wohnt, dem ein frohes Wort und Gesicht ein wenig Sonnenschein in sein Dunkel bringt. Und — dies natürlich nur nebenbei — auch ein junger, dem nach dem schweren Frondienst auf dem Felde ein wenig Aufmunterung gewiß nicht schaden kann. Oder ist das zu gering für Samaritertätigkeit?"

„Ich werde es mir in mein Merkbuch für Besuche schreiben, vielleicht vergesse ich es dann nicht."

„Einverstanden und Lebewohl! Oder hoffentlich auf Wiedersehen!"

„Ich freue mich, daß meine brüderliche Mahnung auf so fruchtbaren Boden gefallen ist," sagte Hans, als sie beide, eng aneinandergelehnt, auf der kleinen Droschke saßen und die fromme Stute in der Erwartung des heimatlichen Stalles einige kühne Sprünge machte, zu denen sie sich sonst nicht verstieg. „Du wirst dich jetzt um deinen Pfarrer hoffentlich ein wenig mehr kümmern."

Fritz wußte nicht recht: war es aufrichtige Meinung, die aus den Worten des älteren Bruders

sprach, oder versteckte Neckerei? Er wollte es für das erstere nehmen.

„Und ich bin dir dankbar,“ gab er zurück, „daß du mich zu diesem Besuch angeregt hast. Es wird nicht mein letzter gewesen sein.“

Es war das einzige, was Fritz auf der Fahrt sprach. Von da ab war er schweigsam, bis sie nach Hause kamen.

Adl. Malkitten, den 15. September 1913.

Lieber Hans!

Ich möchte Dir heute mitteilen, daß ich mich nach längerer Überlegung entschlossen habe, meine Stellung hier aufzugeben. Meine beiden Jungens, die in einer eben abgehaltenen Prüfung gut abgeschnitten haben, kommen jetzt auf das Gymnasium, und mit einem kleinen Mädchen von sechs Jahren allein und aufs neue wieder anzufangen, habe ich wenig Neigung, obwohl man mich dringend darum bittet. Überhaupt hat die Erfahrung meinem ursprünglichen und Dir öfters geäußerten Empfinden recht gegeben: meine Anlagen und Fähigkeiten eignen sich mehr für das weiblich praktische als für das pädagogische Gebiet. Die Erfolge, die ich hier errungen, liegen mehr in der Begabung und dem eifrigen Streben meiner Zöglinge als in mir begründet.

Deine Briefe, lieber Hans, bereiten mir stets ein herzliches Vergnügen. Allein ich habe immer das Gefühl, als ob bei aller Deiner Freude, wieder in unserm geliebten Ostpreußen zu wirken, doch auch eine wunde Saite in ihnen tönt. Und nun schilt meine schwesterliche Ängstlichkeit, die Dir schon so manchen Verdruß bereitet: aber ich finde, es wird nicht genügend für Dich gesorgt. Du weißt, worauf dies hinaussoll. Schon als Dozent in Bonn batest

Du mich wiederholt, zu Dir zu kommen und Deinen Haushalt zu führen. Damals konnte ich nicht. Und, offen gestanden, mein lieber Junge, ich wollte auch nicht. Das Feld, das sich mir bot, war mir, bei aller Liebe für Dich, zu klein. Jetzt bist Du Geistlicher an einer großen Gemeinde, und was Du mir einige Male andeutetest, verstehe ich sehr gut: es fehlt Dir bei Deiner Arbeit in der Gemeinde an einer weiblichen Helferin.

Also kurz und klar: willst Du mich, so komme ich gern, führe Dir den Haushalt, suche Dir das Leben ein wenig behaglicher zu machen und befriedige meinen Tätigkeitsdrang in der Mitarbeit an den Aufgaben für Deine Gemeinde.

Schreibe mir nun ebenso offen, was Du denkst. Ich bin jeden Augenblick bereit; ja, ich darf hinzufügen, daß der Wunsch, Dir etwas sein zu können und mit Dir gemeinsam zu leben, nicht ohne Einwirkung auf meine Kündigung hier war.

Sei herzlich gegrüßt, alter Junge, von Deiner treuen Schwester Else.

Nichts konnte Hans willkommener sein als dieser Brief, den er eines Morgens auf seinem Schreibtisch fand. Else hatte das Richtige getroffen. In der Tat, er war einsam. Er vergrübelte sich in den langen Abenden, die er beinah ausnahmslos an seinem Schreibtisch zubrachte, in allerlei geistige Fragen und Probleme; die Mahlzeiten, die er, mäßig bereitet, stets allein einnahm, gewährten ihm auch kein Ausruhen, weil er ungehindert seine Gedanken weiterspinnen konnte; manche guten Pläne, mit denen er sich für seine Gemeinde trug, blieben unausgeführt, weil ihm die weibliche Hand fehlte. Wer konnte sie ihm besser bieten als seine Schwester!

Sie war die jüngste von ihnen drei. Als sie

Kinder waren, hatte der Altersunterschied ein näheres Verhältnis zwischen ihnen nicht aufkommen lassen. Das trat erst ein, als er zur Arbeit für das zweite theologische Examen in das Haus seiner Mutter, die nun auch längst heimgegangen war, zurückkehrte. Damals war sie siebzehn Jahre, aber von einer Reife, die über ihr Alter hinausging, und von einem Wissensdurst, der sie an manchen seiner Arbeiten mit Verständnis teilnehmen ließ. Die treue Kameradschaft, die sie beide ihr ganzes Leben einander bewahrt, hatte damals begonnen. Erst später erfuhr er, daß sie in jenem Winter jede Einladung, jede Aufforderung einer Freundin abgelehnt hatte, um nur die eine Abendstunde, die er für sie frei hatte, mit ihm zusammen zu sein. Sie hatte ihm nie etwas davon gesagt. Nun erfüllte ihn die Aussicht, das alte Verhältnis jetzt, wo er ihrer mehr als je bedurfte, wieder aufbauen zu können, mit aufrichtiger Freude.

Else war gekommen. In der entschlossenen Art, die ihr von je zu eigen war, hatte sie gleich in den ersten Tagen manche Veränderung in dem Hause wie in der Lebensweise des Bruders vorgenommen. Sie leuchteten diesem zuerst nicht ganz ein, aber bald spürte er ihren Nutzen.

Er hatte inzwischen seine Vorlesungen begonnen, für die ihn Bürgermeister Stolzmann gewonnen hatte, und in denen er in regelmäßiger Reihenfolge eine Entwicklung der deutschen Religionsphilosophie von Kant bis auf die heutige Zeit geben wollte. Er hatte diese Arbeit gern übernommen, denn sie führte ihn in die geistigen Kreise zurück, die er verlassen hatte.

Obwohl der Gegenstand nicht leicht war, so waren die Anmeldungen doch in so starker Zahl eingegangen, daß Dr. Stolzmann den größten Saal

nehmen mußte, der ihm in der Stadt zur Verfügung stand.

Hans blätterte die Liste der Teilnehmer durch. Alle bekannten Namen waren in ihr verzeichnet: höhere Beamte mit ihren Damen, Offiziere, viele einzelstehende Frauen, die auch seine Predigten regelmäßig hörten, der erste Bürgermeister mit seiner Gattin — nur ein Name fehlte: Edith von Barrnhoff.

Er wußte, daß sie mit dem Beginn des Winters Reckenstein verlassen hatte, weil ihr Vater sich hier in der Stadt einer dauernden Behandlung unterziehen mußte. Er hatte sie des öfteren auf der Straße gesehen, auch einigemal gesprochen. Zeit genug hatte sie — lag eine Absicht in ihrem Fernbleiben? Er mußte über sich selber lächeln, daß ihm bei einer so unerwartet großen Teilnahme das Fehlen eines einzigen Namens Verdruß bereitete.

Eines Abends trat seine Schwester in sein Arbeitszimmer. „Es möchte nun an der Zeit sein, unsern eingehend besprochenen Plan zur Ausführung zu bringen," sagte sie, „die Gründung eines Diakonievereins in deiner Gemeinde. Das planlose Helfen und Geben hat keinen Zweck, man trifft nie den Richtigen. Ich war gestern bei Stoltzmanns. Er will dafür sorgen, daß wir eine Diakonieschwester für die Gemeinde bekommen, seine Frau sagte mir eben ihren Eintritt in unsern Vorstand zu."

„Sieh, sieh, Frau Lisa als Armen- und Krankenpflegerin! Da hast du wirklich einen Erfolg zu verzeichnen."

Sie nannte noch die Namen von zwei andern Damen, die sich gleichfalls bereitgefunden hatten. „Es fehlen aber noch einige," setzte sie hinzu. „Ich dachte an Edith."

4*

„An Fräulein von Barrnhoff?“ fragte er mit einigem Erstaunen. „Sie wird nicht wollen, das ist nichts für sie.“

„Warum nicht?“

„Du und Fritz mögt sie ja besser kennen. Aber ich finde, es liegt etwas in ihr — ich will es nicht Hochmut nennen, aber etwas Ablehnendes, etwas sich Ausschließendes von dieser Art gemeinsinniger Tätigkeit.“

„Es käme auf die Probe an. Du sprachst immer davon, daß du dem alten Herrn deinen Besuch machen müßtest, du könntest bei dieser Gelegenheit mit ihr sprechen.“

Einen Augenblick besann er sich. „Gut,“ sagte er dann, „ich werde morgen zu ihr gehen.“

Edith war eben mit ihrem Vater vom Arzt nach Hause zurückgekehrt, als ihr Hans Warsow gemeldet wurde.

Dem alten Reckensteiner ging es wesentlich besser. Die Kur hatte Wunder getan. Aber in die Stadt und ihre wunderlichen Gepflogenheiten konnte er sich noch immer nicht finden. Und da er Besuche höchstens des Nachmittags und zum Abend kannte, murrte er über diese zwecklose Störung seiner Ruhe, die ihm vor dem Essen verordnet war.

„Ich lasse mich nicht sehen; sprich du mit ihm, wenn's sein muß. Aber mach's kurz!“

„Mein Besuch gilt auch in der Hauptsache Ihnen, Fräulein von Barrnhoff,“ erwiderte Hans, als sie den Vater mit seiner Krankheit entschuldigte. Und um sofort zu seinem eigentlichen Zweck zu kommen: „Ich wollte Sie bitten, in den Vorstand eines Diakonievereins einzutreten, den wir nach dem Vorgang andrer auch in unsrer Nikolaigemeinde gründen wollen.“

„Einen Diakonieverein — was ist das? Verzeihen Sie meine Unwissenheit in diesen Dingen."

„Ein Verein, in dem sich unter dem Vorsitz des Pfarrers eine Anzahl von Damen zusammentut, um persönlich die Pflege der Armen und Kranken zu übernehmen."

„Und wie geschieht das? Ich meine, wie machen sie das?"

„Nun, indem sie sie in ihrer Wohnung aufsuchen, ihre Lebensverhältnisse prüfen und ihrer Not durch Besorgung von Nahrungsmitteln oder in einer andern geeigneten Weise steuern."

„Sie suchen sie in ihren Wohnungen auf?"

„Ja, gerade auf diese persönliche Betätigung und Anteilnahme legen wir Wert. Die Armen und Kranken sollen merken, daß man auch in den oberen Schichten ein Herz für sie hat. Eine Brücke soll gebaut werden, den Kampf der Klassen zu versöhnen, der auch unsre Stadt erfüllt."

„Den Kampf der Klassen zu versöhnen —" wiederholte sie langsam, und ein stilles Lächeln lag auf ihren Lippen. Sein Auge ruhte auf ihrer Erscheinung. Ihre schlanke Gestalt mit dem Ebenmaß der Glieder und den weichen, etwas langsamen Bewegungen, der Kopf mit dem scharfgeschnittenen Gesicht und jener ausgesprochenen Bestimmtheit in ihm, die weiß, was sie will, und nicht lange fragt, und über alledem die Krone der wundervollen Haare, etwas ausgesprochen Deutsches und ländlich Aristokratisches zugleich sprach aus ihrer Erscheinung und ihrem Antlitz. Er konnte sich dem Eindruck ihrer Persönlichkeit nicht entziehen. Sie war die erste Frau, die eine gewisse Gewalt auf ihn übte.

„Ich bin Ihnen dankbar, Herr Pfarrer, für das Vertrauen, das Sie in mich setzen," erwiderte sie nach kurzer Überlegung. „Aber Sie dürfen es mir

nicht zur Last legen, wenn ich es nicht rechtfertige. Ihre Wahl ist nicht auf die Richtige gefallen."

„Ich war auf diese Antwort vorbereitet," sagte er sehr ruhig, „und doch wüßte ich gern, weshalb Sie mir eine so kurz abschlägige Antwort geben."

Sie zögerte einen Augenblick. „Weil es mir die Hauptsache für einen Menschen und sein Handeln erscheint, daß er weiß, wo seine Bestimmung liegt, und wessen er sich fähig fühlt. Denn nur da kann er mit Erfolg und Befriedigung wirken. Dieser Art von Arbeit, wie Sie sie von mir wünschen, halte ich mich nicht für fähig."

„Nein," antwortete er mit derselben Ruhe, „daran liegt es nicht. Aber Sie wollen nicht, das ist es."

„Wer sagt Ihnen, daß ich nicht will?"

„Ihr ganzes Verhalten von Anfang an. Stets haben Sie mit Geringschätzung, manchmal beinah feindlich, auf das gesehen, worin ich meine Bestimmung erblickte, was ich mit gutem, redlichem Willen begann. Mein geistiges Streben haben Sie verachtet, meine Bücher nie gelesen, nicht einmal das über Ostpreußen. Bei manchen Kapiteln, die ich in stiller Stunde schrieb, habe ich an Sie gedacht, an den Eindruck, den es wohl auf Sie machen würde — und Sie lasen es nicht einmal —"

„An mich haben Sie gedacht?"

In ihrer Stimme war mit einemmal ein andrer Klang: etwas Erstauntes, Erschrecktes beinahe, zugleich etwas Weiches, Warmes, wie er es bisher noch nicht an ihr gehört hatte.

„Ja, an Sie," gab er offen zurück. „Es ist etwas in Ihnen, in Ihrer Erscheinung, in Ihrem Wesen, das mir dies Land in seiner Kraft und Größe verkörpert."

Sie sah ihn an, ein wunderbarer Glanz war in ihren Augen — aber nur für eine Sekunde, dann

hatte es wieder jenen Ausdruck von leiser Starrheit, der ihm so oft zu eigen, und den er in ihnen nicht mochte.

„Ich wechselte meine Tätigkeit“, fuhr er fort, und seine Sprache wurde lebhafter und schneller, „und kam als Geistlicher hierher. Ich mag im neuen Amte manches falsch angefaßt, manchen Irrtum begangen haben — es ist nicht leicht, sich in so veränderte Verhältnisse zu finden, besonders wenn man in allem, was man sagt und tut, vorbildlich sein soll —, aber eins darf ich von mir behaupten: ich brachte auch hierher den guten, redlichen Willen und, wenn es sich nicht überhebend anhört: das reine Herz.“

„Ich glaube es Ihnen.“

„Aber Sie helfen mir nicht, wenn ich Sie bitte.“

„Ich möchte Ihnen etwas sagen, Herr Pastor Warsow, selbst auf die Gefahr hin, daß wir uns dann gar nicht mehr verstehen werden —“

Er merkte, daß es ihr nicht leicht wurde, fortzufahren.

„Ich — ja, ich kann auch von dieser Art von werktätiger Arbeit nicht so viel halten wie Sie. Die Pflege der Armen und Kranken der Gemeinde, es ist ein schöner, edler Gedanke. Aber glauben Sie wirklich, daß die Frauen, die Sie zu diesem Zweck zusammenrufen, fähig sind, ihn in die Tat zu übersetzen?“

„Es wird ihnen im Anfang schwer sein; dann werden sie in ihre Aufgabe hineinwachsen.“

„Am guten Willen wird es ihnen nicht fehlen, sicher nicht. Sie werden mit vollen Händen geben — immer dem Falschen! Denn woher haben sie den Blick für die wirkliche Not, woher die Übung? Ich fürchte, was sie auf diese Weise schaffen, ist wiederum ein Dilettantismus der Arbeit, der mir von jeher verhaßt gewesen.“

„Vielleicht haben Sie selber noch nicht einen Versuch gemacht?"

„Ich bin in Reckenstein nicht müßig gewesen und habe meine Erfahrungen; da kannte ich die Leute beinah alle — und gab doch immer dem Unrechten. Mich jetzt zu ganz fremden Leuten in einer unbekannten Gemeinde mit einer so verantwortungsvollen Sendung zu begeben, dazu fehlt mir der Mut."

Sie hatte sich erhoben und stand ihm in gerader Haltung gegenüber; dann war das herb Verschlossene auch in ihrer Gestalt.

Als Hans von Edith ging, war beides in ihm: Unwille und Traurigkeit. Und er wußte nicht, was von beiden das größere war.

Von dieser Stunde an war eine Veränderung in ihm. Man merkte sie in seinem Wesen wie in seinem Wirken. Er war fleißiger und hingebender in seiner Arbeit denn je. Aber er kämpfte mit manchen Schwierigkeiten in seinem Amte, die ihn um so mehr berührten, je gewissenhafter er alles nahm.

Der Frühling kam und brachte einige schöne Tage des Zusammenseins der drei Geschwister in Bärwalde. Aber auch Fritz fand den Bruder verändert.

„Es ist die unausgesetzte geistige Tätigkeit, die ihn mitgenommen hat," sagte er zu Else. „Hätte er meine gesunde Arbeit in der freien Natur, dann wäre er frisch und wohl wie ich."

An einem Abend auf der Hofveranda nahmen sie ihn beide vor: er müßte ausspannen und etwas für sich tun. Er sträubte sich.

Als aber der Sommer näher kam, und die Tage in Rodenburg heiß und lähmend für die Arbeit wurden, packte ihn das Verlangen nach Luft und Freiheit so unausstehlich, daß er ein Urlaubsgesuch für vier Wochen einreichte und sich auf die Reise begab.

In dichten Strähnen fiel der Regen, drei Tage bereits, hartnäckig, unerbittlich. Einige Schauer Hagels mischten sich mit ihm, und von der See zog eine frische Brise herauf.

Im Kamin der altertümlich ausgestatteten Diele prasselte das Feuer. Ein kleiner Kreis von Menschen war darum versammelt. Man schaute in sein buntes Spiel, dachte an dies und das, gähnte verstohlen und unterhielt sich dann und wann, immer über dasselbe: über das trostlose Wetter, über die Öde, über den abnehmenden Besuch. Einige Herren spielten am runden Mahagonitisch, der in der Mitte stand, eine Partie Whist; eine ältere, aber jugendlich gekleidete Dame las mit gelangweiltem Gesicht im Schaukelstuhl eine Zeitung, die so groß war wie sie selber. Von draußen tönte das brandende Spiel der Wogen, die lärmend, wutentbrannt von der Höhe des Meeres gezogen kamen und hart und prall an den Strand schlugen.

Die kleine Dame mit der großen Zeitung erhob sich von ihrem Schaukelstuhl, nahm eins von den großen blanken Scheiten, die am Kamin lagen, und warf es in die Flamme. Mit gieriger Zunge leckte diese an der willkommenen Nahrung empor, zischte laut und zuckte zurück. Stärker wurde das Rattern und Knacken des trockenen Holzes. Ein dumpfer Knall wie ein Pistolenschuß, dann beruhigte sich das aufgeregte Element. Die Dame schmiegte sich wieder in den Schaukelstuhl und vertiefte sich in ihre Zeitung. Keiner sprach mehr. Etwas Winterliches lag in der Luft. Aber es war Ende Juni, und Hans Warsow saß mit den andern am Kaminfeuer in der Diele des großen mit allem Behagen ausgestatteten Pensionats „Seestern" in Zoppot, das hart am Meer gelegen war.

Er hatte eine mehrtägige Strandwanderung be-

absichtigt. Aber trotz aller Tapferkeit mußte er sie bei dem anhaltenden Regen aufgeben und war so viel früher, als er beabsichtigt, an dem Ziel seiner Reise angelangt. Nun wollte er sich in Zoppot, das ihm einmal bei einem nur flüchtigen Aufenthalt einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, für einige Wochen ausruhen, baden, sich strecken, sich tummeln und neue Kräfte sammeln.

Als er am nächsten Morgen aufstand, dasselbe gurgelnde Regengeriesel; das Meer, auf das er von seinem Fenster aus einen weiten Blick hatte, nicht mehr so heftig bewegt wie am gestrigen Abend, aber beinah noch trüber, dumpfer, wie ein gelangweiltes Ungeheuer weithin sich streckend, die hervorstehenden Küsten in dichte Nebelkappen gehüllt.

Er war der einzige im Frühstückssaal, so spät schien kein andrer aufgestanden. Nun begab er sich auf die Diele. Als wären sie gar nicht schlafen gegangen, so saßen dieselben Menschen mit denselben müden Gesichtern genau an derselben Stelle. Ab und zu erhob sich wohl der eine oder andre, begab sich an den Wetterzeiger, der an der Eingangstür stand, prüfte, klopfte, schüttelte den Kopf und kehrte mißmutig, wie er gekommen, an seinen Platz zurück.

„Spielen Sie vielleicht eine Partie Schach?"

Hans hatte sich gerade in das große Gesellschaftszimmer zurückgezogen und, unschlüssig, wie er diesen trostlosen Vormittag totschlagen sollte, in einigen Zeitschriften zu blättern angefangen, als eine weiche, wohltuende Stimme an sein Ohr schlug. Vor ihm stand eine junge Dame, klein und zierlich gebaut, in einer grünlichgrauen, pelzverbrämten Jacke, die sich dicht und straff um den blühenden Körper schmiegte; auf dem Kopfe trug sie einen Filzhut von derselben Farbe, unter ihm wellte sich das dichte tiefschwarze Haar, in dem sich einige Regentropfen

gefangen hatten, zu beiden Seiten über die bräunlich blasse, scharfgeschnittene Stirn.

„Ich wollte eben ein wenig hinaus," fuhr sie fort, ohne eine Antwort abzuwarten. „Aber es ist unmöglich. Und hier drinnen verkommt man vor Langerweile." Sie hatte die dunklen Haare von dem Filzhut, dessen einziger Schmuck eine kecke Feder war, befreit und sich zu ihm gesetzt. „Sie spielen Schach. Ich sah es Ihnen an, man sieht es allen Menschen an. Ebenso daß Sie Geistlicher sind."

„Man hat mir sonst immer gesagt, daß man mir den Geistlichen gar nicht ansieht."

„Doch, doch! Auf den ersten Blick. Gewiß, Sie tragen einen hellgrauen Anzug, auch Ihr Bart ist weltlich. Aber es ist etwas in Ihren Bewegungen, in Ihrer Haltung, das Ihren Beruf verrät. Ich sah es gestern abend gleich."

„Gestern abend? Ich erinnere mich nicht, Sie da bemerkt zu haben."

„Das glaube ich. Ich war hier im Gesellschaftszimmer und machte meine Studien durch die offene Tür. Man hat jetzt ja nichts andres zu tun. Sie saßen mir gerade gegenüber, und ich sagte mir: Offizier? Nein, dazu ist sein Gesicht zu bleich. Landmann? Derselbe Hinderungsgrund. Kaufmann oder Beamter? Zuviel Durchgeistigtes in seinen Zügen. Künstler oder Schriftsteller? Zu bürgerlich korrekt. Also Geistlicher."

„Sie scheinen sich viel mit den Menschen zu beschäftigen."

„Ich komme weit in der Welt herum, da beobachte ich manches; ich — Doch nicht wahr, Sie sind mit einer Partie einverstanden?"

Sie hatte das Spielbrett aus einem Wandschrank genommen, die Figuren verteilt, die ihren aufgebaut

und den ersten Zug getan. Das alles ging so schnell, daß er, ohne es recht zu wissen, mit einem Male in der eifrigsten Partie war. Sie war eine Meisterin im Spiel. Er merkte es sofort; so sicher war sie in ihren Zügen, daß sie sie scheinbar mechanisch und mehr nebenbei tat, indes sie ungestört weiterplauderte. „Sie sind Geistlicher, ich bin Erzieherin, das ist eine Art von Verwandtschaft. Sonst wäre ich auch nicht so ohne weiteres zu Ihnen herangekommen. Sie sind aus Ostpreußen, dicht an der russischen Grenze. Nicht wahr? Ich las es im Fremdenbuch ... nein, ich darf nicht weitersprechen, Sie können dabei nicht aufpassen ... halt! Jetzt sind Sie verloren. Sie können ziehen, wie Sie wollen, es ist nichts mehr zu machen ... sehen Sie hier: matt! So hätten Sie ziehen müssen: die Königin, und dann hier ..."

Und mit der kleinen weißen Hand, in der alles lebte, und auf dessen Goldfinger ein großer Rubin glühte, zeigte sie ihm die Züge, die ihn hätten retten können. Er war auch jetzt nicht bei der Sache, sie fühlte, daß er keine Neigung für eine zweite Partie hatte, auch ihr schien wenig daran gelegen, sie mochte bessere Spieler gewohnt sein. Mit einer leichten Bewegung schob sie das Brett von sich, lehnte sich in ihren Korbsessel zurück, nahm aus einem kleinen silbernen Behälter ein wenig Tabak in Seidenpapier, wickelte sich mit schnellem Geschick eine Zigarette und zündete sie an.

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen. Erzählen Sie mir von Ihrem Leben, bitte!"

Er versuchte es. Aber die Worte kamen ihm nicht recht von den Lippen. Sie hörte auch nicht mit sehr großem Eifer zu, die Beine mit lässiger Grazie übereinandergeschlagen, blinzelte sie auf ihre Füße, deren zierlicher Bau auch die starken

Schuhe, die sie für dies Wetter gewählt, nicht verbargen.

Er sprach von seiner Heimat, von Bärwalde erzählte er ihr, auch von Rodenburg. Nun wurde sie aufmerksamer; ab und zu unterbrach sie ihn mit einer Frage, die ihr Interesse für die Orte zeigte, die ihm lieb waren, über ihre Bodenbeschaffenheit, ihre Lage.

Aber mit einemmal hörte sie nicht mehr. „Die Sonne!“ rief sie. „Sehen Sie, die Sonne!“

Ein goldener, lange nicht geschauter Lichtstrom brach durch die Fenster da drüben und erfüllte das große Zimmer mit seinem warmen, weichen Glanze.

Sie waren ins Freie getreten.

Langsam begann sich die Küste zu enthüllen, in scharf umrissenen goldgeränderten Linien traten die Kuppen hervor, zuerst die Adlershorster, dann auch die fernere Oxhöfter. Bis das weite Meer dalag, von allen grauen Dünsten, allem lastenden Druck befreit, sonnenbeschienen, herrlich wie am ersten Tag.

„Wunderbar!“ sagte Hans, in Andacht versunken. Er hatte das Meer von jeher geliebt und alle diese regenschweren Tage hindurch eine unwiderstehliche Sehnsucht empfunden, es in seiner Farbenglut und dem leuchtenden Spiel seiner Lichter zu sehen, wie es sich jetzt zeigte von silberblitzendem Grau bis hinunter zum tiefsten Stahlblau, das dort drüben gegen den Horizont fast schwarz schimmerte.

„Sehr schön!“ gab das junge Mädchen an seiner Seite zurück. Aber die helle Begeisterung, die es beim ersten Durchbruch der Sonne erfaßt hatte, schien bereits verloht. Hier im Freien, in dem unbestechlichen Licht des Tages sah er, daß sie doch nicht ganz so jung war, wie er sie beim ersten Anblick im Saal geschätzt hatte. Etwas Hartes lag in ihrem Profil, und um ihren Mund war ein

eigentümlicher, beinah lauernder Zug, dessen Schärfe auch die blühenden, kirschroten Lippen nicht tilgen konnten. Aber das kecke Stumpfnäschen mit den Sommersprossen darauf gab ihr wieder etwas Jugendliches, beinah Kindliches. Es waren Widersprüche in diesem Gesicht und in dieser Erscheinung, die er nicht recht zusammenzureimen vermochte. Er hatte sich freilich auf die Frauennatur nie sonderlich verstanden.

„Nun wird endlich auch ein bißchen Leben in die Öde kommen," sagte sie, „es war ja auch gar nicht mehr auszuhalten. Im Kurhaus spielten sie wohl, aber wer hatte Lust, bei dem Wetter hinzugehen! Und auf den Promenaden und dem Stege nichts zu sehen als grau eingemummte Gestalten und unwirsche Gesichter!"

Er hörte sie kaum. Er war noch ganz in den Anblick dieser wunderbaren Natur versunken, die ebenso lieblich wie großartig war. Sie focht das nicht an.

„Haben Sie schon die Kronprinzessin gesehen? Nein? Ich auch noch nicht. Aber sie ist hier, schon seit Wochen. Sie ist jetzt oft hier. Die Zoppoter haben ihr ein Häuschen geschenkt, ein Schloß kann man es kaum nennen. Dort auf dem Berge, oberhalb des äußersten Nordstrandes — nein, von hier aus können Sie es nicht sehen. Da wohnt sie und fährt jeden Tag aus ... im Auto oder mit ihrem Viergespann ... ich habe schon ein paarmal auf sie gewartet, trotz des Regens; aber sie kam nicht. Und ich möchte sie doch so gern einmal sehen, für mein Leben gern!"

Ihr Antlitz bekam einen erhöhten Glanz. „Hören Sie? Musik! Die Kurkapelle gibt ihr Vormittagskonzert. Da muß ich hin. Es sind noch zwei Stunden bis zum Essen. Ich werde mich umziehen. Auf Wiedersehen, Herr Pastor!"

Das schöne Wetter hatte seine Wirkung geübt. So lange hatte man ihm entgegengeharrt, nun war es in jenem plötzlichen Umschlag erschienen, den man so oft hier an der See beobachten konnte. Langsam und friedvoll kamen die Wogen gezogen, etwas Traumhaftes, Einschläferndes war in ihnen. Gegen das Weiß ihrer Kämme, das leuchtete, als wäre es aus lauter Schneeflocken zusammengesetzt, hob sich das der langgestreckten Dünen fast rötlich ab.

Die Promenaden und Wege, die tagelang vereinsamt dagelegen, füllten sich mit einem stetig wachsenden Strom von Menschen. So voll hatte man Zoppot an einem Alltag, noch dazu vor der eigentlichen Hauptzeit, nicht gesehen. Allerdings, man mußte sich für lange Entbehrungen schadlos halten.

Auch Hans befand sich unter den Spaziergängern. Gemütlich schlenderte er die Promenade entlang, hörte im Kurgarten von der ausgezeichneten Kapelle eine Rhapsodie von Liszt und einen Tanz von Brahms und schritt dann den weit ins Meer gebauten Seesteg entlang, den größten und schönsten, den er in einem Seebade gesehen zu haben sich erinnern konnte. Um ihn herum ein Blickegeben und -nehmen, ein Grüßen und Plaudern, ein Lachen und Kokettieren ohne Ende. Und die Musik spielte dazu die Begleitung, und die Wellen murmelten ihr ewiges Lied.

Er sah nicht nach rechts und links, voll stillen Entzückens atmete er den frischen Walddust, der vom Meere aufstieg, und dessen würziger Hauch gleichsam in die Seele drang.

Mit einem Male aber wurde er seiner frohen Beschaulichkeit entrissen. Unter den Menschen, die sich bis dahin in so vergnügtem Behagen den Steg auf und ab bewegt hatten, schien etwas Wunderbares vorzugehen. Der Strom staute sich, stockte,

man blieb stehen, bildete Gruppen, sprach lebhaft aufeinander ein, schüttelte die Köpfe, machte heftige Bewegungen und Gesten. Jetzt brach auch die Musik ab, mitten im prickelnden Walzer, jäh und ohne irgendeinen Abschluß. Was war geschehen?

„Der österreichische Thronfolger ist ermordet worden ... mit seiner Gemahlin!"

Einen Augenblick stand er wie gelähmt, indes die furchtbare Kunde um ihn her von Mund zu Mund flog. Verwünschungen wurden laut, pflanzten sich fort, tönten über den Steg und die Wege. Da lebten die Worte in ihm auf, die Fritz damals in der Idylle des Pronitter Pfarrgartens gesprochen. Nun wußte er, daß der Krieg kommen würde.

Am Ausgang des Kurhauses traf er mit der hübschen Fremden aus dem „Seestern" zusammen. Sie sah völlig verändert aus. Ein seidener Rock, der, in allen Farben schillernd, wie Wasser an dem geschmeidigen Körper bis zu den Füßen herunterfloß, die in zierlichen weißen Strandschuhen steckten, eine nicht geschmacklose, aber auffallende Bluse und ein mit einem schmalen roten Bande gezierter Panamahut, der das anziehende Gesicht im Schatten ließ. Ihre Augen grüßten ihn wie einen guten Bekannten, ihre weißen, ein wenig spitzen Zähne blitzten. Nicht das geringste von der Erregung, die man in dieser Stunde auf allen Mienen las, war an ihr zu merken.

„Haben Sie es noch nicht gehört?" fragte er ohne jede Anrede.

„Was gehört?" ... Ach so ... das von dem Meuchelmorde da unten? Gewiß habe ich es gehört."

„Und sind so ruhig, so ..." er wollte „fröhlich" sagen, aber er verbesserte: „So unbekümmert dabei?"

„Unbekümmert!?" Du meine Güte! Es ist traurig. Aber es geschieht so viel Trauriges in der Welt."

Sie sah sein Erstaunen. „Ich bringe ihm die menschliche Teilnahme entgegen, die dieser Fall in jedem fühlenden Herzen hervorrufen muß."

„Es handelt sich doch hier um mehr als um rein menschliche Teilnahme."

Sie schüttelte den Kopf. „Für mich nicht; irgendwelche Folgerungen, wie ich sie vorhin von einigen meiner Bekannten äußern hörte, vermag ich nicht daran zu knüpfen."

Sie hatten denselben Weg, so blieb er an ihrer Seite. Obwohl jetzt alles mit andern Gedanken beschäftigt war, bemerkte er doch, daß sie die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregte. Sie schien es gewohnt zu sein, es berührte sie nicht. In ihrer temperamentvollen Art sprach sie von Zoppot und den wunderlichen Menschen, die in solchem Bade zusammenkämen. „Die Hälfte sind Polen, auch einige Russen sind im ‚Seestern'. Und sogar ein Franzose, ein ganz echter. Haben Sie ihn gestern nicht gesehen? Der junge schlanke Mann mit dem kleinen dunklen Spitzbart, den langen weißen Händen und der feinen, durchsichtigen Haut; er saß Ihnen gerade gegenüber."

„Mich interessieren die Leute nicht wie Sie."

„Oh, er ist sehr unterhaltend, der echte französische Kavalier, er hat viel gesehen und weiß davon zu erzählen."

Er fühlte sehr wohl, daß ihre Worte auf ihn zielten. Sein eintöniges Wesen schien ihr nicht zu gefallen. Aber er konnte ihr nicht helfen. Seine Gedanken waren zu ausschließlich bei den schweren Ereignissen des Tages, als daß er auf ihre leichte Unterhaltung einzugehen vermochte. Und nun tat er doch, was zu unterlassen er sich fest vorgenommen hatte: er sprach vom Krieg.

Er hatte nicht gedacht, daß sie einem so ernsten

Gegenstande irgendeine Anteilnahme entgegenbringen würde. Um so erstaunter war er über die Aufmerksamkeit, die sie zeigte.

„Wunderbar," sagte sie, „die ganze Welt redet vom Krieg! Doch sie tut es schon seit Jahren. Eine Zeitlang wird es still. Aber wenn dann solch ein Ereignis eintritt wie das heutige, dann hört man es wieder allerorten."

„Es sind voraufgehende Schatten."

„Nein, es wird nicht dazu kommen," erwiderte sie lebhaft und bestimmt, „sicher nicht. Sie haben alle Angst voreinander."

„Das ist kein Grund. Elementare Notwendigkeiten lassen sich nicht aufhalten."

Ein vorübergehender stutzerhaft gekleideter Herr grüßte. Sie dankte zerstreut und sagte dann: „Was meinen denn die Leute bei Ihnen da oben in Ostpreußen dazu? Hier erzählen sie immer, die Russen ständen bis an die Zähne bewaffnet zu vielen Tausenden an der Grenze und warteten nur auf den günstigen Augenblick, einzubrechen."

„Wir Ostpreußen sind kein ängstliches Geschlecht. Wir fürchten uns vor den Russen nicht."

„Ich glaube es. Ich fragte auch nur, weil mich die Sache ein wenig angeht. Meine Mutter wohnt hart an der Grenze."

Sie waren an der Eingangstür zum „Seestern" angelangt. „Auf Wiedersehen!" rief sie und reichte ihm die Hand.

Die Freude war nur kurz gewesen. Die Sonne verkroch sich wieder, kalte Tage folgten. Die Luft war feucht und unfreundlich, sie roch nach Regen und Dunst. Baden und Bootfahren bereiteten jetzt kein Vergnügen, man war auf Spaziergänge angewiesen.

Hans hatte die Richtung nach Adlershorst eingeschlagen. Ein junges Pärchen schritt ihm voraus: seine neue Freundin mit dem Franzosen.

Er sah sie oft zusammen. Sie saßen beim Essen nebeneinander und unterhielten sich unaufhörlich, immer in französischer Sprache, die sie fließend wie die deutsche sprach. Es war eine gewisse Anmut in ihrer Unterhaltung, die lebhaft und sprühend, aber nie laut oder aufdringlich geführt wurde.

Plötzlich machten die beiden kehrt und standen ihm gegenüber.

„Da finde ich ja die beste Begleitung!" sagte das junge Mädchen! „Monsieur Guerard muß nämlich nach Zoppot zurück, er will seine Gattin vom Bahnhof abholen, und ich wäre noch gerne ein Stück weitergegangen, denn hier fängt es erst an schön zu werden. Nicht wahr, Sie nehmen mich mit, Herr Pastor? Auf Wiedersehen heute abend, Monsieur! Wenn Sie dann für mich noch Zeit haben."

„Ich dachte gar nicht, daß Herr Guerard verheiratet wäre," äußerte Hans, nachdem sich jener entfernt hatte. Es gab zwar nicht, auf der Welt, was ihm gleichgültiger gewesen wäre, als das Verheiratetsein oder Nichtverheiratetsein des Franzosen, aber er wollte doch irgend etwas sagen.

„Er ist es erst seit kurzer Zeit, seine Frau soll ein entzückendes Geschöpf sein. Sie kommen wegen der Tenniswoche nach Zoppot und wollen sich jetzt noch tüchtig einspielen ... aber man kann in diesem Wogengetose ja sein eignes Wort nicht verstehen. Ich meine, wir setzen den Weg auf der Höhe fort."

Nun gingen sie auf der mit jungem Nadelholz bepflanzten Düne, oberhalb des Meeres, das jetzt weit unter ihnen lag. Sie trug wieder den grünen Filzhut, in dem er sie zum erstenmal gesehen, den dunklen Tuchrock hatte sie hochgerafft, und um ihr

5*

Gesicht war ein dichter Schleier gezogen, der es gegen den Sturm schützen sollte. Aber hier oben mitten in der Tannenschonung war es ruhiger, sie konnten ohne Mühe sprechen.

„Jetzt sind wir schon zum drittenmal zusammen, und ich weiß wenig, doch einiges von Ihnen. Sie aber von mir gar nichts. Sie gestatten mir also, Ihnen meine Personalien zu geben: Nuscha Löwing, 24 Jahre alt, gebürtig aus einem kleinen Ort hart an der russischen Grenze, wo, wie ich Ihnen wohl schon erzählte, meine Mutter heute noch lebt. Ich hingegen bin viel in der Welt herumgekommen, war Erzieherin in England und Frankreich und bin augenblicklich in derselben Stellung bei einem höheren russischen Beamten in Petersburg. Wenn Sie noch mehr wissen wollen, müssen Sie fragen. Freilich, ob ich Ihnen alles sagen werde, weiß ich nicht."

Er fragte nichts. Er war auf diese Art der Unterhaltung wenig eingeübt. Zudem war der Weg hier dicht am Rande der Düne ganz eng, so daß sie nur hintereinander gehen konnten. Sie paßte den schnellen, kräftigen Schritt dem seinen an und erzählte weiter: von ihrem Vater, der, ursprünglich ein reicher Fabrikbesitzer, durch eine unglückliche Spekulation sein ganzes Vermögen verloren und sich dies so zu Gemüte gezogen, daß er sich eines Tags das Leben genommen. Wie sie nun mit der Mutter und einer großen Anzahl jüngerer Geschwister allein geblieben wäre, wie sie ihre Lehrerinnenprüfung gemacht und mit ihrem Gehalt, das sie bei freier Verpflegung nach Hause schicken konnte, für die Ihrigen sorgte. Nur weil er sie so gut bezahlte, wäre sie dann zu dem russischen Baron gegangen. Seit drei Jahren schon wäre sie dort. Im Winter lebten sie in Petersburg,

im Sommer nähme der Baron einen langen Urlaub, dann reisten sie in das Hochgebirge, in die Schweiz oder nach Tirol. Aber am liebsten wäre sie in Zoppot.

Er mußte aufmerken, wollte er ihre Worte verstehen. Denn der Wind war, nachdem sie die Schonung verlassen, stärker geworden und blies hier auf der freien Höhe mit vollen Backen. Zudem glaubte er aufs neue zu beobachten, was ihm bereits während ihrer ersten Unterhaltung damals im Gesellschaftszimmer des „Seestern“ aufgefallen war, daß ein leiser fremdländischer Ton in ihrer Sprache war.

Die Baronin hätte in diesem Sommer nach Tarasp gehen müssen, aber „er“ — sie brauchte immer diese kurze Bezeichnung, wenn sie von ihrem Brotherrn sprach — wollte mit den beiden Kindern nach Zoppot kommen. Sie wäre vorausgereist, um alles einzurichten. Nun könnte sie ihn jeden Tag erwarten, dann hätte ihre schöne Freiheit ein Ende. Um so mehr wollte sie sie jetzt noch genießen.

Eine kurze Strecke führte der Weg wieder hart am Strand entlang. Die starke Brandung und der Wind, der ihnen entgegen war, machten ihn schwierig, wenigstens für Hans, obwohl er ein guter Fußgänger war. Sie focht das widerstrebende Element nicht an. Als wäre sie ein Teil von ihm, so froh und unbekümmert schritt sie durch Sturm und Wogen, die über ihren Fuß dahinfluteten und sie bis an den Kopf bespritzten.

„So ist es schön! So liebe ich es!“ rief sie, als sie einen Augenblick am Vorsprung einer Kuppe haltmachten, denn die Wellen gingen hier, wo der Pfad ganz schmal wurde, so hoch, daß sie kaum vorwärtskonnten.

„Ich muß bekennen, daß mir ein wolkenloser

Himmel und eine ruhig geglättete See lieber wären, augenblicklich wenigstens für unsern Spaziergang."

"Nein," gab sie lebhaft zurück, "ein verhangener Himmel kann zur Verzweiflung bringen, aber der ewig blauende macht mich erst recht müde und traurig. So ist es das Rechte: immer wechselnd Licht und Finsternis! Immer das Ungewisse, das macht den Reiz des Lebens aus. Ein unablässliches Neigen und Steigen, just so wie an dieser Klippe. Nur keine sonnenstille Ruhe, immer Unruhe und Wagen und Gefahr — immer das Spielen um Leben und Tod!"

Sie brach ab, ganz plötzlich, und wie es schien, nicht ohne Absicht. Da kamen ihm ihre letzten Worte zum Bewußtsein.

"Immer in Gefahr?" wiederholte er. "Und immer ein Spiel um Leben und Tod? Wissen Sie etwas davon in Ihrer Jugend und gesicherten Stellung?"

"Und ob ich etwas davon weiß! ... Doch kommen Sie, wir wollen jetzt hier wieder die Klippe empor, da oben führt ein wundervoller Weg durch eine kleine Waldung. Ich kenne sie von den früheren Jahren her und werde Sie führen."

"Dann müssen wir wieder zurück. Hier führt kein Weg herauf."

"Was brauchen wir Weg und Steg? Sie tun wirklich manchmal so, als wenn Sie ein alter Herr wären ... vorwärts!"

Behend wie eine Gemse kletterte sie die steile Anhöhe empor, ab und zu faßte sie eins der zahlreichen Gestrüppe mit der Hand und ließ sich von ihm emporziehen. Dabei sprach und scherzte sie, sich zu ihm zurückwendend, ohne Aufhören, obwohl er jetzt auch nicht eine Silbe vernahm. Alles war in ihr Bewegung: jede Muskel des geschmeidigen Körpers, das schwarze krause Haar, das der Wind

zauste, und die kirschroten Lippen, von denen die Worte glatt und leicht wie Perlen fielen.

Nun schritten sie wieder auf ebenem, gepflegtem Wege durch Laub- und Nadelholz, zwischen den Bäumen hindurch sahen sie das schaumgekrönte Wasser, dumpftosend drang das Geprall der Wogen an ihr Ohr.

„Hier bin ich im vergangenen Jahr fast jeden Tag gegangen. Er arbeitete dann auf seiner Veranda, und die Kinder spielten am Strande."

„Und seine Frau?" fragte er nebenhin.

Sie streifte ihn mit einem schnellen Blick: „Die lag in ihrer Hängematte im Südpark und las Dostojewskis ‚Raskolnikow'."

Allmählich verlor sich der Wald und lichtete sich dann ganz. Nun gab es nur noch einzelne verknorrte und verkümmerte Stämme im dichten Dünensande.

Sie gingen am Rande eines Getreidefeldes mit kecken blauen und roten Eindringlingen, die sich wie träumende Müßiggänger auf den schlanken Stengeln wiegten. Mit starker Hand strich der Wind über die hohen Ähren, sie duckten sich und hoben sich wieder und rauschten wie die Wogen des Wassers. Unter den Wolken, die sich dunkler und dichter türmten, flog eine Schar von Raben dahin, dem Meer entgegen, und über ein Brachfeld, dem Horizont zu, zog ein Schäfer mit seiner Herde; das vielstimmige Blöken der Tiere einte sich mit dem aufgeregten Gekrächz der Raben. Laut bellte der Hund. Die ersten Häuser von Adlershorst wurden sichtbar.

„Nun werden wir erst ins Kurhaus gehen und eine Tasse Kaffee trinken," schlug sie vor, „und dann führe ich Sie durch das kleine uckige Dorf hoch oben auf die Spitze von Adlershorst. Dort haben wir den schönsten Blick der Welt."

In dem großen Saal des Kurhauses war es leer und ungemütlich, er fühlte sich wenig behaglich, sie aber löffelte die Schokolade, die sie sich bestellt hatte, mit sichtbarer Lust und vertilgte einen Berg von Kuchen dazu; ab und zu glitt die kleine Zungenspitze an die roten Lippen, um die Reste der Kuchenkrümel von ihnen zu tilgen. Eine gewisse Gier war in ihrer Art zu essen, nichts Feines, aber auch nichts Unappetitliches. Auch hier erschien sie, wie in allen Äußerungen ihres Wesens, das rechte Kind der Natur, das von der Kultur und Gesellschaft nur geradesoviel Firnis entliehen hatte, wie es für den Menschen unsrer Tage unumgänglich notwendig war.

„Ich las einmal einen russischen Roman," sagte er, „er war sehr traurig, aber gut. Die Heldin war ein junges Mädchen der Steppe. Sie ist in meiner Erinnerung wieder aufgelebt, seitdem ich mit Ihnen zusammen bin."

Wieder der schnell hinstreifende Blick.

„Er war sehr traurig?"

„Ja."

„Wie das Leben — nein, heute nicht, heute ist es schön und voller Kraft wie der Sturm da draußen. Ich bin satt, wir können wieder ins Freie."

Er bezahlte, sie ließ es als selbstverständlich geschehen und dankte auch nicht.

Der Sturm war zu einer Stärke gelangt, wie er hier an der Küste nur selten ist, besonders im Anfang Juli. Mit langatmigen Stößen kam die See gegen das Ufer gedonnert, jagte die wirbelnden Wogen vor sich hin wie eine Meute losgelassener Hunde, peitschte sie gegen die Pfähle der kleinen Badeanstalt. Und wenn sich ihre weißen Gischtköpfe an ihnen zerschlugen, dann brüllte sie, durch den Widerstand gereizt, wie ein wildes Tier zum Himmel

empor, der jetzt dumpf und bleiern ohne jeden Durchblick des Lichts, ja fast ohne eine Schattierung über den erregten Wassern hing.

Sie waren auf den Seesteg getreten. Blaugrün, wie gekocht, rollte das Wasser unter ihnen dahin, reckte sich mit aufschwellendem Kamme zu ihnen empor, taumelte zurück in die Tiefe in donnerndem Zusammensturz — ein Schauspiel von unbeschreiblicher Erhabenheit, auf das stumm und starr die Hügelkette rings am Ufer herabsah.

Gebannt stand Hans. Auch seine Begleiterin wandte keinen Blick von den entfesselten Elementen; den Kragen der pelzverbrämten Jacke hatte sie hochgezogen, ihre Hand hielt ihn fest umschlossen, den Filzhut hatte sie dicht in die Stirn gedrückt, unter ihnen leuchteten die frischen Wangen. Mit einem Male wandte sie sich um.

„Es ist etwas in der Luft um uns," sagte sie mit einer Stimme, deren ernster Ton ihr wunderbar anstand, „etwas Großes, Unheilschwangeres. Und wissen Sie auch, was das ist? Das ist der Krieg!"

Eine lange Weile sprachen sie kein Wort, auch dann nicht, als sie vom Stege fort hinter dem Kurhause aufwärts den steilen, mit rohen Steinen gepflasterten Weg emporstiegen, der anfangs zwischen niedrigen Häusern mit schmucken, blühenden Vorgärten, später durch einen kleinen, jedoch dichten und dunklen Wald zur Höhe der Klippe hinaufführte.

Die regenschweren Wolken hatten sich ganz tief gesenkt. Bald lagerten sie sich mit drückender Wucht auf die Hügel und Berge, bald setzten sie sich wie eine Kappe aus Gaze auf die Häupter der beiden Vorgebirge, die unmittelbar vor ihnen ins Meer hinausragten.

„Es ist hier beinah wie im Gebirge, wenn man endlich einen Höhepunkt mit Mühe erreicht hat und nichts sieht," sagte sie mit dem Mißmut eines Kindes, dem man ein Vergnügen, auf das es sich lange gefreut, eigenwillig zerstört. „Aber", suchte sie sich nach ihrer Art zu trösten, „es ist ja überall so. Wir sehen nie ohne Schleier, im ganzen Leben nicht ... ich Sie nicht und Sie mich nicht. Was wissen wir beide voneinander? Und wenn wir einen ganzen Sommer hindurch solch eine Wanderung zusammen machten, würden wir uns deshalb näherkommen?"

„Sieh," dachte er bei sich selbst, „sie ist so ungeistig gar nicht, wie du meintest, sie philosophiert auf ihre eigne Art, und was sie da eben sagte, klang gar nicht so ungescheit." Laut aber erwiderte er: „Sie haben recht. Wir wissen nichts vom andern und am wenigsten von uns selber. Die Nähe entfernt, die Ferne bringt nahe, das ist das wunderbare Gesetz des Lebens, das wir nie erforschen werden, und würde uns das Alter des Meeres oder der ewigen Berge."

Aber nun war sie schon nicht mehr bei der Sache.

„Es wird kalt hier oben," sagte sie, indem sie mit den festen Schuhen den Fußboden klopfte, „und Sie hängen Ihren Gedanken nach und kümmern sich keinen Augenblick darum, wenn ich armes Kind hier neben Ihnen erfriere. Wir wollen uns drinnen im Walde ein schützendes Plätzchen suchen, dann können Sie meinetwegen weiterphilosophieren. Obwohl ich lieber etwas Lustiges von Ihnen hörte — ich glaube, Sie können gar nicht lustig sein."

Sie hatten den gewünschten Ruheplatz gefunden: eine kleine moosbewachsene Erhöhung unter einer niedrigen Buche, deren Zweige hinter ihnen zuschlugen wie eine Tür.

„Und nun kommen Sie und wärmen mich ein bißchen mit Ihrem großen Lodenmantel!“

Sie rückte dicht an ihn heran, nahm die eine Hälfte seines Mantels, schlug sie um ihre Schulter und kauerte jetzt, mit den Zähnen vielleicht mehr absichtli ch als unwillkürlich klappernd, an seiner Seite. Er fühlte den warmen Strom ihres Blutes, der belebend zu ihm herüberfloß; nie hatte er sich einem weiblichen Körper so nahe gefühlt.

Über ihnen sang der Sturm sein Lied in den Ästen der Bäume. Von unten her aber drang die Brandung des Meeres zu ihnen empor wie Orgelton in den tiefsten Registern. Von den nahen Feldern trug der starke Luftzug den Duft der Roggenblüte, der sich mit dem feuchten Moos- und Erdgeruch einte.

Immer noch saß sie dicht an ihn geschmiegt. „Ihr Deutschen seid alles: klug und denkend und auch gut, ja sehr gut. Aber galant seid ihr nicht, es ist euch nicht gegeben; die feine, sanfte Zärtlichkeit der Franzosen kennt ihr nicht, die man haben kann, ohne etwas Böses zu denken und zu wollen, und die doch wohltut, besonders wenn man friert — wie ich jetzt.“

Ihre Hand suchte unter dem dichten Mantel die seine, eiskalt lag sie zwischen seinen Fingern. Heiß stieg es in seinem Inneren auf ... mit einem Male sprang sie empor, ganz schnell und unvermittelt: „Nach Hause!“ rief sie mit gepreßter, geängstigter Stimme. „Die Sonne geht schon unter, es wird Nacht, bevor wir im ‚Seestern‘ sind.“

Sie wählte nicht den gutangelegten Weg, den sie heraufgegangen waren, steil im Zickzack durch Baum und Busch stürzte, sprang sie den Abhang mit einer Behendigkeit herunter, daß er ihr nicht zu folgen vermochte. Als wäre eine Rotte von Verfolgern

hinter ihr her, so gehetzt lief sie. Aber mit einer Sicherheit zugleich, die jedem kleinen Hindernis, jeder Baumwurzel und jedem Stein unfehlbar aus dem Wege ging. Endlich hielt sie in ihrem wilden Lauf an, setzte sich, an einer scharfen Biegung des Pfades angelangt, einige Meter über dem Meer auf einen Felsblock und winkte ihm, der weit oberhalb von ihr war, mit der Hand zu. Nun wartete sie ruhig, obwohl es eine kleine Weile währte, bis er in ihre Nähe gelangt war.

„Warum stürzten Sie den Berg wie eine Besessene herunter? Und warum wählten Sie nicht den Pfad, den alle Menschen gehen?" fragte er halb unwillig, halb scherzend.

„Weil es mit einem Male über mich kam!" erwiderte sie lachend.

„Über Sie kam?"

„Sie sagten es ja eben selber: das Besessene. Mein Blut muß dann eine Ablenkung haben, sonst wird es rebellisch. Nein, sehen Sie mich nicht so erschreckt an, jetzt ist es wieder ganz ruhig und vernünftig ... Stützen Sie mich, bitte, wenigstens bei diesem kurzen Abstieg hier! Ich glaube, ich habe mir den Fuß verletzt. Aber es ist nicht der Rede wert."

„Sehen Sie, die Strafe für Ihren Leichtsinn! Diese ungeebneten Wege steil die Klippe herab sind, wenn man sie nicht genau kennt, gar nicht so ungefährlich, besonders in solchem Sprungschritt nicht."

Ein kurzer, flimmernder Blick zwischen den dichten, seidenen Wimpern: „Ich habe in meinem Leben ganz andre Wege gemacht, die ich noch weniger kannte, und die ein gut Teil gefährlicher waren."

„Ja, Sie erzählten vorhin. Sie waren viel in der Schweiz. Sie sind Hochtouristin?"

Sie lächelte, ihr graziöses überlegenes Lächeln. „Ach nein, das meinte ich nicht."

Und nun, das Antlitz ihm nur halb zugewandt: „Wissen Sie, daß es Menschen gibt, jenen Tieren ähnlich, die im Dunkeln besser sehen und sich bewegen als im Hellen? Menschen, die nur deshalb nie fallen und straucheln, weil sie eine Gefahr nicht kennen?“

Er verstand ihre Frage nicht. War es ein Scherz oder —? Aber schon flog wieder ein stilles Lächeln um den scharfgeschnittenen Mund: „Ich muß an unsre philosophische Unterhaltung denken, da vorhin auf der Klippe: daß kein Mensch eine Ahnung von dem andern habe, und gingen sie noch so dicht nebeneinander her. Und ist es nicht gut so? Wenn einer den andern kennte, auch nur das Geringste von dem ahnte, was in ihm vorginge — wie furchtbar wäre das Leben! Sehen Sie, Pastor, wenn Sie wüßten, wen Sie da oben in den Schutz Ihres Wettermantels genommen, wem Sie jetzt die stützende Hand reichen — nein, Sie brauchen mir deswegen Ihren Arm nicht zu entziehen — ich brauche ihn wirklich noch. Das wollten Sie auch gar nicht? Aber er zuckte ja mit einem Male so zusammen. Und wahrhaftig, Ihre Hand, die vorhin so schön warm war, ist ganz kalt geworden. Gestehen Sie es nur: Sie haben Angst vor mir! Und wer weiß, ob nicht mit Recht?“

Er schämte sich. Er hielt ihre Hand fester in der seinen, er zwang sein Gesicht zur Heiterkeit. Aber ganz geheuer war ihm die Sache doch nicht. Ihre Worte wie ihr Wesen fingen an ihm rätselhaft zu werden. Es mochte wieder an ihm liegen und an seiner geringen Kenntnis der weiblichen Seele. Ein Ausspruch von Fritz fiel ihm ein. „Du kannst mir glauben,“ hatte der einmal zu ihm gesagt, „jede Frau, auch die scheinbar einfachste, wird ein Rätsel, sowie du anfängst, ihr nur ein wenig näherzutreten.“ Dabei beruhigte er sich.

Sie hatten den Strand verlassen und waren auf die Promenade gelangt. Nun nahm sie ihre Hand mit einem kurzen Dankeswort aus der seinen und ging allein an seiner Seite. Er sah, daß sie den linken Fuß ein wenig nachzog, ab und zu lief auch ein schmerzliches Zucken über ihr Gesicht. Aber er merkte, daß sie nichts aufkommen lassen wollte, und bot ihr nicht noch einmal den Arm.

Am Himmel türmten sich immer neue Wolkenberge, das dunkelrote Feuer der verglimmenden Sonne wurde förmlich von ihnen ertränkt. Nuscha beflügelte den Schritt. Sie war mit einem Male ganz still geworden. In dem scharfen Abendlicht hatte ihr schwarzes Haar einen metallenen Glanz, und der hartgeprägte Zug um die roten Lippen trat stärker hervor.

Auf die stürmischen Tage folgten um so schönere. Mit weitausgebreiteten Fittichen lag die Sonne auf dem Meer und ließ ihre blinkenden Lichter auf seinem Rücken in übermütigem Spiel sich haschen und greifen.

Dann kam die große Hitze. Sie durchglühte den Strand, daß er wie Feuer unter den Füßen brannte, sie drang in die leichtgebauten Häuser und nistete sich in ihnen fest, daß selbst die Nächte bei offenem Fenster keine Kühlung brachten. In jede Pore drang sie, aus jedem Stein dampfte sie, jedes Blatt schwellte sie. Wie eine Stahlplatte lag das Meer, ganz unbeweglich, als wäre es gar kein Wasser mehr, und in einem so tiefen Blau, daß der wolkenlose Himmel dagegen von einer fast bleichen Klarheit erschien. In den silberschimmernden Streifen, die durch das dunkle Blau sich zogen, tauchten ab und zu Segelboote auf und standen fest und starr. In der Grenzlinie aber zwischen See und Himmel

fuhr ein Schiff, den Rauch in einer langen, kerzengeraden Linie hinter sich lassend, so schattenhaft seine Bahn, daß man meinte, der fliegende Holländer glitte durch das gespensterstille Wasser.

Nun war auch das Leben in Zoppot eingekehrt. Im „Seestern“ war für Wochen jedes Zimmer vorausbestellt. Eine Gesellschaft aus aller Herren Ländern hatte sich dort eingefunden: zu den Deutschen, die in der Mehrzahl waren, nicht nur Polen und Russen, sondern auch Franzosen und Engländer; denn die Sportwoche, das große Ereignis des Sommers, stand vor der Tür.

Monsieur Guerard saß jetzt bei jeder Mahlzeit an der Seite seiner überschlanken, anmutigen Gattin, hatte aber immer noch Augen und Worte für die hübsche Nuscha, die den Platz ihnen gegenüber eingenommen hatte. Und an Hans' Tafel waren zwei Engländer und eine strohblonde Miß, die Schwester des einen, gesetzt, die ebenfalls zur Sportwoche gekommen waren und von nichts anderm sprachen, als vom Tennis, in dem sie Meister waren. Er mied sie. Er hatte diese Nation nie geliebt und war ihr auf allen seinen Reisen mit Beflissenheit aus dem Wege gegangen. So blieb er mehr denn je für sich allein.

Aber Nuscha sah er doch öfter, auch außerhalb des Hauses. Eigentlich war sie überall: im Kurhaus, bei den Konzerten, wo sie am liebsten im dichtesten Menschenstrom sich bewegte, auf dem Seesteg, wo ihr Gesicht mit den lebhaften, unruhigen Augen suchend und prüfend über die Vorbeiwandelnden dahinglitt.

Aber auch auf seinen einsamen Wanderungen traf er sie. Sie saß dann auf irgendeiner verborgenen Stelle in der Düne oder am Strande und hatte ein längliches Heft auf dem Schoß, in das

sie mit einem großen Stift Einzeichnungen machte. Einmal überraschte er sie, indem er unbemerkt von hinten an sie herantrat. Da schloß sie schnell das Heft.

„Sind Sie Dichterin oder Malerin?" fragte er.

„Keins von beiden, dazu bin ich viel zu prosaisch. Aber dann und wann schreibe ich einen Gedanken auf, der mir gerade kommt. Oder ich mache mir eine kleine Skizze von der Umgebung. Man lernt es bald, wenn man so viel reist."

„Darf ich nicht einmal sehen? Oder lesen Sie mir vielleicht etwas vor?"

„Es würde vor Ihrer Kritik nicht bestehen," gab sie kurz zurück und legte das Heft in die schwarze Aktenmappe, die sie auf ihren Vormittagswanderungen mit sich führte.

Sie gingen zusammen heimwärts. Es war wieder heiß, beinah bis zur Unerträglichkeit; mit unbarmherziger Glut prallte die Sonne auf den Strand. Sie hatten den schattigen Weg an der großen Straße gewählt. Nuscha plauderte in ihrer alten Art, aber nicht mehr so persönlich wie früher, von sich selber sprach sie fast gar nicht. Überhaupt war sie seit jenem Abend oben auf der Klippe von Adlerhorst zurückhaltender ihm gegenüber geworden.

Hinter ihnen ertönte ein schmetterndes Signal, die Hupe eines Autos, aber anders, als sie sonst die Kraftwagen führen. Nuscha brach mitten im Worte ab, stürzte hart an die Straße und blieb dort stehen.

In verhältnismäßig langsamer Fahrt kam der Kraftwagen, der halb geschlossen war, vorbei. Hans erkannte die Umrisse einer schlanken Frauengestalt, die mit mehreren andern Damen im Inneren saß.

„Die Kronprinzessin! Endlich habe ich sie gesehen! Und wie freundlich sie mich wiedergrüßte und mich ansah!" rief Nuscha zurückkehrend, und ihr ganzes Gesicht strahlte.

Die Sportwoche war eröffnet. Nun begann ein unausgesetztes Wettringen vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf allen Gebieten der körperlichen Betätigung. Pferderennen auf mustergültigem Felde im Anblick des Meeres, Luftgondeln darüber herstreichend, Rasensport, Fußball, Lauf- und Sprung- und Wurfspiele auf dem Manzenplatze, jagdgemäßes Schießen nach Tontauben, Kipp- und Waldhasen in den Ständen des städtischen Gutsforstes, Wettschwimmen und -segeln und Blumenfahrten auf der See.

Eine größere Anziehungskraft als alles andre aber übte das große Tennisturnier, an dem sich, mit den bekanntesten Spielern der Welt, der Kronprinz beteiligte, der am Abend vor dem Eröffnungstage in Zoppot eingetroffen war.

Für Hans boten alle diese Veranstaltungen wenig Reiz, und doch waren sie ihm nicht unwillkommen, sie machten seine liebsten Spaziergänge am Strande und durch den herrlichen Wald von der Menge der Menschen frei, die sie ihm so manches Mal verleidet hatten; nie hatte er sich in so wundervoller Einsamkeit ergehen können wie in diesen Tagen.

Eines Nachmittags aber entschloß er sich doch auf Nuschas Bitte, mit ihr als Zuschauer einem Tennisturnier beizuwohnen. Und es tat ihm nicht leid, denn, obwohl er von dem Spiel nicht das geringste verstand, freute er sich der ungetrübten Jugend und Unbefangenheit, mit der der deutsche Kronprinz sich unmittelbar vor ihm unter den Spielern bewegte, der sicheren Geschmeidigkeit, mit der er seine Bälle gab und nahm und von Herzen lachte, wenn ihm einer oder der andre mißlang.

Am meisten aber fesselte Nuscha sein Auge. Sie saß ihm gegenüber, ihr Blick war abwechselnd bald auf den spielenden Kronprinzen, bald auf seine lieb-

reizende Gattin gerichtet, die, ohne sich am Turnier zu beteiligen, in der Mitte des Platzes mit ihrem Gefolge weilte. Und in diesem Blick war ein solches Leben, ein so brennendes Verlangen: „Könntest du doch ein einziges Mal mitten unter denen da sein, solche Bälle geben und nehmen!“, daß etwas wie ein Bedauern mit diesem wunderlichen Kinde in ihm wach wurde.

Und nun geschah etwas andres, das dieser Woche einen besonderen Reiz verlieh: die deutsche Flotte erschien mit einigen Kreuzern und Torpedos vor Zoppot. Stolz und majestätisch lag sie, umspielt von den Strahlen der Sonne, im glänzenden Silbergrau des Meerspiegels, scheinbar der Küste ganz nahe, in Wirklichkeit aber in beträchtlicher Entfernung. Die Pinassen flogen hin und her, sie brachten die Besatzung an Land, sie fuhren, fast über ihre Kraft gefüllt, das Zoppoter Badepublikum an Bord, denn man war gastfrei auf den Schiffen und gestattete jedem den Besuch. Offiziere, Seekadetten, Matrosen bevölkerten den Seesteg, die Wege, das Kurhaus und gaben mit ihrer schmucken Tracht und mit den kräftigen sonnverbrannten Gesichtern dem bunten Bilde neue Farben.

„Wo denn so eilig hin, Herr Pastor?“

Hans war als einer der ersten von der Mittagstafel aufgestanden und wollte, eine marineblaue Mütze auf dem Kopf, einen leichten Mantel über dem Arm, den „Seestern“ verlassen, als Nuschas Stimme an sein Ohr klang.

„Zur Flotte ’raus. Ich traf gestern im Kurhaus einen alten Freund, der seit einigen Jahren Marinepfarrer ist. Er lud mich ür heute nachmittag auf sein Schiff ein, die Pinasse erwartet mich am Stege.“

„Das lass’ ich mir gefallen! Das muß eine Lust sein, so den ganzen Nachmittag unter solcher Führung

auf einem dieser schönen Schiffe! Und dann eine Tasse Kaffee oben auf dem Deck, und die flinken Matrosen reichen die Schale mit Kuchen. Und über einem der Himmel, und unter einem das Wasser. Nichts weiter!"

„Ja, ich freue mich auch darauf."

„Nehmen Sie mich mit, Herr Pastor!"

Ihre dunklen, leuchtenden Augen schmeichelten zu ihm empor, die schlanken Hände schlossen sich unwillkürlich zusammen, wie ein bittendes Kind stand sie ihm gegenüber.

Er geriet in Verlegenheit. Es wurde ihm schwer, ihr eine abschlägige Antwort zu geben, doch anderseits — er war eingeladen, dazu von einem Amtsbruder. Was würde der, was würden die Offiziere sagen, wenn er in Begleitung einer Dame erschien, insbesondere einer so jungen, hübschen und immerhin nicht unauffälligen?

Einen Augenblick schwankte er, aber es war etwas so Unwiderstehliches in ihren Augen, etwas so Harmloses in ihrem Flehen ...

„Ja, Sie nehmen mich mit!" jubelte sie auf. „Sie brauchen nichts zu sagen, ich lese es auf Ihrem Gesicht. Oh, Sie sind gut, sehr gut! Ich wußte es vom ersten Augenblick an, da ich Sie kennenlernte — hier auf dieser Stelle, auf der Diele!"

Sie klatschte in die Hände, sie streckte sie ihm entgegen, es fehlte nicht viel, so hätte sie ihn umarmt. Und nun, nicht wahr, ein ganz kleines Weilchen erlauben Sie mir ... ja, das tun Sie ... ich muß mich doch ein wenig umziehen."

„Die Pinasse liegt um drei Uhr am Strande.„

„Oh, Sie fährt nicht ohne uns, und es geht schnell bei mir, Sie werden sehen, blitzschnell!" Fort war sie. Aber noch einmal wandte sie sich um: „Sie bleiben hier auf derselben Stelle? Oder im Garten? Daß Sie mir nicht fortlaufen!"

6*

Es ging wirklich blitzschnell. Er hatte sich eben eine Zeitung genommen und auf einen der behaglichen Korbsessel niedergelassen, die unmittelbar vor dem Hause standen, als ihn ein lauter schriller Pfiff von der Veranda her aufschreckte.

„Ach, da sind Sie ja schon, ich vermutete Sie viel weiter im Garten und wollte mich hörbar machen."

„Wo haben Sie denn mit einem Male die Pfeife her?"

Sie lachte. „Gar keine Pfeife, das mache ich mit dem Munde ... sehen Sie, so ..." Sie stellte die roten Lippen ein wenig winklig und pfiff viel lauter noch und gellender, als das erstemal, so daß er sich die Ohren zuhielt.

„Um Gottes willen, hören Sie auf!"

„Das ist gar keine zu verachtende Kunst, es ist vielleicht das Beste, was ich in meinem Leben gelernt habe. Wir nannten es früher den ‚Familienpfiff'. Alle meine Geschwister haben ihn gelernt; so konnten wir uns überall verständlich machen. Auch später hat er mir manchen guten Dienst getan."

Wieder ihre alte Art, die ihm so manches Mal aufgefallen war. Sie sagte etwas, brach mitten im Worte ab und blickte dann einige Sekunden halb erschreckt, halb vergessen vor sich hin.

Sie waren durch den Garten an die Südpromenade gelangt, die sie in wenigen Minuten zum Stege führte. Ein kurzer Blick, den er prüfend über ihre Gestalt schweifen ließ, zeigte ihm, daß sie sich dem Zwecke ihrer Fahrt angemessen und nicht ohne Geschmack angezogen hatte. Ein dunkelgrünes Wollkleid, oben geschlossen, und eine Mütze, der seinen ähnlich, die mit einer Nadel in den krausen Haaren befestigt war. Er konnte sich mit ihr sehen lassen.

Es war noch still überall, Zoppot hielt seine Nachmittagsruhe. Wie ein dichter Vorhang lag der Himmel über dem Meere. Zuerst erschienen beide eins, dann hob sich langsam der Vorhang; nun begannen sie sich zu trennen, ein helleres Blau leuchtete durch das dunkle Grau, kein Luftzug regte sich. Und doch war das Meer nicht ganz ruhig und ließ kleine schaumgekrönte Wellen gegen den Strand branden. Als wohnte seine Erregung im tiefsten Inneren und stiege nur in verstohlenen Schwingungen an die Oberfläche. Für einen kurzen Augenblick öffnete sich der Himmel wie ein weites, hohes Tor, das in die Ewigkeit wies. Ganz deutlich, greifbar beinah, lagen die Kriegsschiffe vor ihnen, und die Halbinsel Hela hob sich so klar und in scharfen Umrissen vom Horizont ab, daß man ihren Leuchtturm mit bloßem Auge erkennen konnte. Das war kein gutes Zeichen, denn es deutete auf Sturm und schlechtes Wetter.

Die Pinasse wartete bereits. Es war ein schmuckes kleines Ding, und Hans vergnügte sich an dem Glanz von Stolz und Freude, der in Nuschas Antlitz aufstieg, als die frischen, flotten blauen Jungen vor ihr stramm standen und ihr die Ehrenbezeugung machten. Nun saß sie auf dem weichen Rücksitz, die beiden Arme ausgestreckt an die gepolsterte Gewandung gelehnt, auf ihren hübschen Zügen, auf ihrer ganzen schmiegsamen Erscheinung wohliges Glück und Behagen. Es war von beidem etwas in ihr: von einer Prinzessin, die in ihrer Barkasse über das Meer fährt, und von einer kleinen Katze, die sich schnurrend in die weichen Kissen eines Sofas muschelt.

Wie eine Nußschale tanzte und schwankte das schmucke Ding durch das Wasser. Hart und prall schlugen die Wogen mit gleichmäßigem Geräusch an

seine Flanken, und jedesmal, wenn ein kleiner Spritzer über Bord kam, sprang Nuscha mit einem entsetzten Schrei auf und schüttelte sich zugleich vor Vergnügen. Das Komödiantenhafte ihres Wesens trat dann hervor, und ihm war aufs neue vor ihrer Einführung auf dem Schiffe bange. Die Pinasse verlangsamte den Kurs, stoppte — wirklich, da waren sie schon!

Schnell war die Schiffstreppe herabgelassen, oben stand der junge Marinepfarrer und winkte Hans zu. Als er eine Dame in seiner Begleitung sah, stutzte er wohl einen Augenblick, trat dann aber ihnen beiden entgegen und sprach Nuscha seine Freude aus, daß er auch sie auf seinem stolzen, schönen Schiff willkommen heißen dürfte. „Wenn es den Herrschaften recht ist, führe ich sie zuerst."

Er gab einen kurzen Überblick über die Art des Kreuzers, nannte das Jahr seiner Erbauung, die Klasse, zu der er gehörte, und hob die ganz neuen Einrichtungen hervor, die ihn vor andern auszeichneten. Ein liebevoller Stolz auf sein Schiff sprach aus jedem seiner Worte. Dann begann er die eigentliche Führung, hoch oben vom Kommandodeck herab bis zu den untersten Maschinenräumen.

Hans, der schon oft auf Kriegsschiffen gewesen, folgte den Erklärungen seines Freundes mit vielem Verständnis, aber von ihnen fort wurde seine Aufmerksamkeit auf seine Begleiterin gezogen. Mit einer wahren Inbrunst lauschte Nuscha auf jedes Wort, betrachtete sie jeden Raum, jeden Winkel, jedes Teilchen der Maschinen mit einer Anteilnahme, die sich sowohl in der Spannung ihrer Züge wie in den Fragen kundgab, die sie dann und wann an ihren Führer stellte. Und diese Fragen, mochten sie auch auf den ersten Schein ein wenig kindlich anmuten, hatten, recht betrachtet, alle Hand und Fuß.

Er merkte es an seinem Freunde, der sie oft ganz erstaunt ansah und dann, von solcher Wissensbegierde, die ihm bei einer jungen Dame wohl noch nicht vorgekommen, sichtbar angeregt, die genauesten Erläuterungen folgen ließ.

Ab und zu begegnete ihnen auf ihrer Wanderung ein Offizier. Und jedesmal war auch er sofort von der eigenartigen Mädchengestalt gefesselt, sah ihr längere Zeit nach oder bat, nachdem er einige Worte mit dem Pfarrer gewechselt, ihr vorgestellt zu werden, ja, ein junger, bildhübscher Leutnant schloß sich ihnen an, wich kaum von Nuschas Seite und sagte ihr in seiner stillen, feinen Art manches Angenehme.

Sie achtete ebensowenig darauf wie auf die allgemeine Aufmerksamkeit, die sie erregte. Ihre Anteilnahme blieb lediglich auf die Sache gerichtet. Unter solchen Umständen nahm die Besichtigung mehrere Stunden in Anspruch, es war spät geworden, als der Marinepfarrer zu einer Tasse Kaffee bat.

Und nun kam es, wie Nuschas heitere Phantasie vorausgesehen: sie saßen an einem kleinen gedeckten Tisch auf dem Achterdeck, und flinke Matrosen reichten in kleinen kristallenen Schalen den Kuchen. Und über ihnen der Himmel und unter ihnen das Wasser. Und da drüben die abenddämmernde Küste. Nur daß es hier oben doch recht kühl war, besonders, wenn die Sonne hinter die Wolken kroch und vom Meer eine frische Brise emporstieg.

„Unten in unsrer Messe ist es jetzt behaglicher," sagte der junge Leutnant, „wir bitten die Herrschaften, an unserm bescheidenen Abendimbiß teilzunehmen, es ist eben angerichtet."

Als Hans mit Nuscha auf der flotten Pinasse heimwärts fuhr, lag bereits der Hauch der aufsteigenden Nacht auf dem Wasser. Der Wind hatte

sich gelegt, aber der Himmel blieb grau, trübe, regenschwer. Nur am Horizont glühte es in seltsamem Gegensatz purpurrot wie lohendes Feuer. Bis die Schatten sich tiefer senkten und mit ihren schwarzen Fittichen auch den schmalen, zitternden Lichtstreif deckten. Dort drüben aber lag die Flotte. Wie eine erleuchtete Stadt war sie anzusehen, mitten im Meer. Signale flogen von einem Schiff zum andern herüber, dann und wann prasselte eine Rakete zum nächtlichen Himmel empor.

Sie hatten die Pinasse verlassen und schritten die Südpromenade entlang ihrem Heime zu. Nuscha hatte wider ihre Gewohnheit eine lange Zeit geschwiegen, erst das Bild der erleuchteten Flotte hatte ihre Zunge gelöst. Nun sprach sie mit heller Begeisterung von den Erlebnissen des Nachmittags ... mit einem Male aber stockte sie, starrte mit großen, glanzlosen Augen auf eine hochgewachsene männliche Gestalt, die, langsam und nach allen Seiten Umschau haltend, dicht vor ihnen ging, murmelte einige verwirrte Entschuldigungsworte und war verschwunden.

Hans hatte die Nacht schlecht geschlafen, allerlei wunderliche und drückende Träume hatten ihn gequält. Als er sehr spät zum Frühstück erschien, war der Eßsaal leer und die Tische bereits zum größeren Teil zum Mittagessen gedeckt. Draußen war wieder ein verhangener Himmel und eine kaltfeuchte Luft, die einem bis ins Innerste drang.

Als er in das Gesellschaftszimmer trat, fiel sein erster Blick auf Nuscha. Sie saß in der grünlichgrauen, pelzverbrämten Jacke an einem kleinen Tisch, mit einer Handarbeit beschäftigt. Ihr gegenüber, lässig an den Kamin gelehnt, stand ein hagerer, schmalschultriger Mann im schwarzen

Überrock mit sehr langen Schößen. Sein Kopf war groß und spitz, sein Gesicht von gelblicher Farbe und sehr blasser Haut. Über der niedrigen Stirn lagen kurzgeschorene Haare von demselben bläulichen Schimmer, wie ihn auch der starke Knebelbart zeigte, der die Mitte des eckigen Kinns deckte.

Die beiden schienen im eifrigen Gespräch begriffen zu sein. Als er die Tür öffnete, sah er, wie der Mann mit einer gewissen Heftigkeit auf Nuscha einredete, die sich ihrerseits ruhig verhielt und so unentwegt auf ihre Handarbeit blickte, daß er nicht wußte, ob sie seinen Eintritt bemerkt hatte. Er grüßte sie, sie blickte auf und erwiderte seinen Gruß nicht unfreundlich, aber mit einer Förmlichkeit, die eine deutliche Zurückhaltung zeigte. Da sie keine Miene machte, ihn mit dem Herrn am Kamin bekannt zu machen, so sprach er sie nicht an, wie es erst in seiner Absicht gelegen, sondern begab sich an einen der am Fenster stehenden Schreibtische, um einen Brief an Fritz zu beginnen.

Aber er wurde bald gestört. Zwei Kinder im Alter von ungefähr vier bis sechs Jahren kamen in das Zimmer, stürzten auf Nuscha zu und begrüßten sie auf stürmisch zärtliche Art, während sie dem Herrn am Kamin in gemessener, beinah scheuer Weise und erst auf ihren Wink die Hand boten. Nun wandten sie sich wieder zu dem jungen Mädchen und erzählten alles mögliche, was sie gesehen und erlebt. Sie sprachen ein für ihr Alter vollendetes Französisch, und Nuscha antwortete ihnen ebenso. Bald darauf verließen sie alle das Zimmer, und er sah sie von seinem Schreibtisch aus durch den Garten der Promenade zuschreiten.

„Baron Sopinecki, ein russischer Pole von Geburt, aber jetzt seit längerer Zeit schon in Petersburg an=

sässig," klärte ihn auf der Diele der würdige Besitzer des „Seestern" auf, der in seinem goldgestickten Käppchen nach guter alter Art wie ein Vater in seinem großen Hause waltete, sich um jeden Gast persönlich kümmerte und alle Mahlzeiten gemeinsam mit seinem zahlreichen Personal einnahm. „Ich kenne ihn nicht, er hat bis dahin immer im Kurhaus gewohnt und kommt zum erstenmal in den „Seestern". Er traf gestern am späten Abend mit den beiden Kleinen auf dem Königsberger Dampfer ein, seine Frau ist noch im Bade, er erwartet sie aber in der nächsten Zeit."

Auch in den kommenden Tagen nahm Nuscha dieselbe zurückhaltende Stellung ihm gegenüber ein, und er machte sie ihr nicht schwer. Manchmal war er ganz froh, jetzt wieder allein auf sich angewiesen zu sein. Dann aber kamen Stunden, wo sie ihm fehlte, mochte er sich's auch nicht gern zugestehen.

Das junge französische Paar war, trotzdem das Tennisturnier längst beendet, zu seiner Erholung von den sportlichen Strapazen im „Seestern" geblieben. Der eine der beiden Engländer schien gleichfalls die Absicht zu haben, mit seiner Schwester noch einige Zeit in dem behaglichen Hause zu weilen. Er sah sie nur bei den Mahlzeiten. Der Zugang an Menschen war wegen der unbeständigen Witterung geringer geworden, die Tafeln wurden kleiner.

Nur eine größere befand sich noch im Saale; in ihrer Mitte sah er den hageren russischen Staatsrat, immer in einem langen schwarzen Überrock, meistens auch mit schwarzer Binde. Ihm gegenüber saß Nuscha, meist ebenfalls dunkel und mit beinah gesuchter Einfachheit gekleidet, zu ihren beiden Seiten die Kinder, denen sie das Essen zuteilte. Sie durften kein Wort reden, sich nicht einmal bewegen, das scharfe Auge des Vaters hielt sie

in strengem Zaum. Dieser und Nuscha verständigten sich nur durch Blicke oder kurz hingeworfene Worte, meist in französischer, manchmal aber auch in russischer Sprache; dann verstand sie niemand. Nuscha aber hörte er sich öfter mit ihren Nachbarn, dem jungen Engländer und seiner blonden Schwester, unterhalten, die wohl auf ihren Wunsch jetzt zu ihr gesetzt waren. Auch ihnen diente sie in der Sprache ihres Landes, aber sie sprach sie nicht so geläufig wie die französische.

Endlich klärte sich das Wetter auf. Noch niemals in seinem Leben glaubte Hans ein so blaues Meer, einen so wolkenlosen Himmel gesehen zu haben. Voller Inbrunst sog er die balsamische Luft und wanderte seine altgeliebten Spaziergänge über die Strandpromenade oder hinein in den herrlichen Wald. Nuscha und ihren geheimnisvollen Begleiter traf er auch jetzt fast niemals draußen. Des Vormittags blieben sie zu Hause, saßen stundenlang in einem verborgenen Winkel des großen Schreibsaals, lasen und schrieben Briefe, ohne miteinander zu sprechen. Nur einmal bemerkte er, daß sie dem Russen einen Brief überreichte, den sie gerade fertig gemacht, daß dieser ihn sehr eifrig durchlas, einige Verbesserungen in ihm machte, ihn ihr dann zurückgab, und daß sie nun längere Zeit miteinander leise verhandelten, wobei er ganz ruhig war, sie aber lebhaft, beinah leidenschaftlich auf ihn einsprach.

Bald nach dem Essen gingen sie aus dem „Seestern“, immer allein, nur selten sah man einen Fremden an ihrer Seite, dessen auffallende Kleidung die fremde Nationalität anzeigte. Sie kamen nie weiter als bis zum Kurhaus; aber auch dort sah man sie weder beim Konzert noch auf dem Stege. Einige wollten wissen, daß sie zu einem Klub vor-

nehmer Russen gehörten, der sich in einem vorbehaltenen Zimmer zum Kaffee träfe, andre machten eine geheimnisvolle Miene und deuteten an, daß man dort verborgen Hasard spielte.

Es war an einem späten Abend, die Klänge der Kurkapelle waren eben verrauscht, Hans hatte ihnen von einem stillen Platz im Garten des „Seestern" zugehört; er liebte die Musik, die aus der Ferne wie auf geheimnisvollen Schwingen herüberkam, die in der Nähe gab ihm weniger.

Er war auf sein Zimmer gegangen und wollte gerade die Laden schließen, da sah er aus einer Wolke den Mond emporsteigen; es war nicht mehr seine volle Scheibe, er war bereits im Abnehmen. Aber sein Licht war stark und weithinleuchtend genug, das ganze Meer in seinen silbernen, bläulichen Dunst zu hüllen. Ein dünnes Gewölk zog über seine abgeplattete Scheibe, und durch sie blickte er nun hindurch, bald milchweiß, bald blaßgrün schimmernd, webende Schleier über die stille Wasserfläche spinnend. Wie ein undurchdringliches Geheimnis lag die Welt da, voll stiller Ahnung und feiernder Größe. In weichen Linien verschwimmend dehnte sich die Küste mit ihren vorspringenden Bergen, ihren tiefen, dunklen Buchten und dem Kranz der Wälder.

Es hielt ihn nicht auf seinem Zimmer, er tat den Mantel um, ging leise die Treppe herunter und trat ins Freie. Es wäre Sünde, diese Nacht zu verschlafen.

Freilich, er schien der einzige, dem ein so abenteuerlicher Gedanke gekommen. In tiefes Dunkel gehüllt lag das große Haus, nur in den Zimmern im ersten Stockwerk, die der Russe für sich und seine Begleitung gewählt, sah er durch die Spalten der festgeschlossenen Fensterladen Licht schimmern. Er erbat sich von dem Pförtner, der gerade die Kleider

und Stiefel der Gäste auf der Diele zusammengestellt hatte, den Haustürschlüssel und begab sich auf die Wanderung, die Südpromenade herauf, über den Seesteg zur Nordpromenade, dann weiter an den einsamen Strand den Weg nach Adlershorst entlang. In einer kleinen Waldung, oberhalb des Strandes, durch die er damals mit Nuscha in tobendem Sturm gegangen, weilte er längere Zeit. Heute war alles tiefe Stille, nichts zu vernehmen als das träumende Branden des Meeres unter ihm, das dumpfe Rauschen der Fichten und dann und wann der Schrei eines Nachtvogels.

Er konnte sich nicht losreißen, so wunderbar sprach diese nächtliche monddurchflutete Einsamkeit zu seiner empfänglichen Seele. In seinen Mantel gehüllt, saß er wohl fast eine halbe Stunde auf einem gefällten Baumstamme.

Als er den Rückweg antrat, war der Mond vom Himmel verschwunden, ein matter, blaßheller Streifen kündete bereits die beginnende Dämmerung an. Ohne Aufenthalt begab er sich sich nach Hause. In dunkles Grau getaucht lag der „Seestern" vor ihm. Aber aus den Zimmern im ersten Stockwerk quoll durch die geschlossenen Laden noch immer das Licht. Was konnten die beiden da oben noch haben? Immer mehr verdichteten sich die Rätsel, die sie umgaben.

Aber er dachte ihnen nicht lange nach, er war todmüde geworden, zog sich auf seiner Stube schnell aus und schlief am nächsten Morgen bis in den hellen Sonntag hinein.

Einige Tage noch genoß er seinen Aufenthalt mit ungetrübtem Behagen. Bis auf einmal und ganz unvermittelt die Stunde kam, da er überdrüssig ward dieses Lebens des rauschenden

Müßiggangs, dieser unaufhörlich flutenden Ströme geputzter Menschen, da er von der hochgespannten Kultur sich zurücksehnte nach der stillgenügsamen Natur, und selbst das wunderherrliche Meer ihm nicht mehr die Erquickung und Erfrischung bot wie bisher. Auf einer Strandwanderung überkam ihn die Sehnsucht nach den ostpreußischen Feldern und Wäldern mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er am liebsten noch an demselben Tage abgereist wäre, um den kurzen Rest seines Urlaubs in Bärwalde zu verbringen.

Es war Mittagszeit geworden, und er kehrte in den „Seestern" zurück.

Aber schon bei dem Eintritt stutzte er.

Nicht wie sonst ruhten die Leute, des Glockenrufs zum Essen harrend, in ihren Liegestühlen auf der Diele oder wanderten, festlich für die große Mahlzeit gekleidet, über die teppichbelegten Gänge. Überall eine merkbare Unruhe: auf den Mienen, in den Bewegungen, in der ganzen Luft um ihn her. Hier eilte man achtlos aneinander vorüber, dort blieb man stehen, sprach lebhaft, schüttelte den Kopf und führte mit Armen und Händen die heftigsten Bewegungen aus. Selbst das englische Geschwisterpaar, das seine Ruhe und Gemessenheit bisher in jeder Lage unerschütterlich bewahrt hatte, heute schien es von dem allgemeinen Fieber ergriffen zu sein. Er sah es inmitten einer Gruppe von einigen Polen stehen und sich mit Gesten, die ganze Kreise in der Luft beschrieben, an der laut, beinahe leidenschaftlich geführten Unterhaltung beteiligen.

Nun kam auch der junge Franzose mit seiner Gattin hinzu. Sie hatten öfters ein paar höfliche Worte gewechselt. Heute grüßten sie kühl und gemessen. Und sie hatte nicht einmal ein seidenes Kleid an, und er erschien ohne Smoking. Das

war bisher noch nicht vorgekommen. Was war geschehen?

Da kamen die deutschen Gäste, auch sie in erregter Unterhaltung. Ein Wort klang ihm sofort aus ihr entgegen. Und es hieß „Krieg".

„Österreich hat ein Ultimatum an Serbien gestellt," erzählte ihm ein Danziger Kaufmann.

Der Tag verging in fieberhafter Spannung. An nichts dachte, von nichts sprach man als vom Kriege.

„Abgelehnt!" tönte es am übernächsten Tage zu derselben Stunde durch die Diele des „Seestern", „abgelehnt, wie vorauszusehen war! Der Bote hat eben die Nachricht gebracht."

„Dann haben wir den Krieg!"

Endlich entschloß man sich, in den Eßsaal zu gehen. Die Mädchen reichten die Teller, der Oberkellner ging in unhörbar schwebendem Schritt von Tisch zu Tisch, die Weinkarte zu zeigen und nach den Wünschen zu fragen; nun war alles im alten Gange. Auch die vorhin so lebhaft geführte Unterhaltung war auf jenes gedämpfte Maß zurückgeführt, das bei den gemeinsamen Mahlzeiten zu herrschen pflegte, ja, man sprach noch weniger als sonst, ein jeder schien mit seinen Gedanken und Plänen beschäftigt. Die Stimmung war sichtbar gedrückt, in manchen Gesichtern zeigte sich ein deutlicher Ausdruck von Sorge und Angst.

Unwillkürlich glitt Hans' Auge zu dem russischen Staatsrat hinüber. Keine Muskel bewegte sich in dem gelblichen Antlitz, mit derselben starren Miene saß er da, hielt mit demselben strengen Blick jede Bewegung seiner Kinder im Zaum und tauschte dann und wann die üblichen Worte und Blicke mit Nuscha. Diese aber erschien ihm heute anders als sonst; eine leise Röte lag über dem scharfgeschnittenen

Profil, eine gewisse Unruhe war in ihrer Haltung. Nur wenn der prüfende Blick von drüben auch über sie hinwegging, wurde sie ruhig. Aber man merkte, daß sie sich Gewalt antat.

Tage voller heißer Erregung folgten. Die Kurkapelle spielte nur noch patriotische Weisen, ein dichter Knäuel von Menschen umstand sie, klatschte begeisterten Beifall und sang das „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!" bis in die späte Nacht hinein. Aus den Kaffeehäusern und Lokalen klangen abwechselnd die deutsche und die österreichische Nationalhymne. Ein Strom der Begeisterung und der frohen Zuversicht durchdrang dieselben Menschen, die sonst nur für müßiges Geschwätz, Spiel und Sport Auge und Herz gehabt.

Die Erregung stieg und brandete und kochte wie die See an ihren schwersten Tagen. Das Geschäftszimmer des „Seestern", das unten auf der Diele lag, war jetzt zu jeder Tageszeit von den Gästen umlagert, und der Herr des Hauses hatte nichts zu tun, als Rechnungen zu schreiben, tausend Fragen zu beantworten, allerlei Aufklärungen über Eisenbahnanschlüsse und Dampferfahrten zu geben. Alles rüstete den Abzug, drängte so schnell als irgend tunlich nach Hause.

Auch Hans hatte seine Sachen gepackt und dem Pförtner zur Beförderung nach dem Bahnhof übergeben. Als er in der Frühe des letzten Julimorgens, der, heiß von Anfang an und strahlend im reinen Sonnengolde, über dem Meer emporgestiegen war, nach unten kam, war von der großen Diele kaum etwas zu sehen. Berge von Koffern türmten sich, nur mit Mühe war der Gang zwischen ihnen frei gehalten.

Obwohl eben erst die siebente Stunde geschlagen

hatte, in der sonst noch alles hier im tiefsten Schlafe lag, hatten die meisten bereits gefrühstückt. Er mußte warten, es war niemand zur Bedienung da, alles hatte mit den Abreisenden zu tun. Ein Wogen und Rennen, ein Rufen und Fragen, ein Suchen nach allerlei vergessenen oder versteckten Gegenständen erfüllte die Diele und die Nebenräume, daß man meinen könnte, ein Feuer wäre urplötzlich ausgebrochen, und jeder rettete und raffte zusammen, was zu retten noch irgend möglich wäre. Wie eine Flucht mutete das Ganze an; die sonst um diese Zeit ganz leere Promenade war schwarz von Menschen, so weit man sehen konnte. Denn gestern am späten Abend war die Kunde gekommen, daß die politische Lage sich zugespitzt hätte, die Friedensverhandlungen des deutschen Kaisers gescheitert und ein europäischer Krieg sicher wäre. Nun gab es kein Halten mehr. Nach Hause! Das war der einzige Gedanke, der brennende Wunsch, der alles erfüllte.

Endlich war ein Augenblick der Ruhe eingetreten. Nun konnte auch Hans sein Frühstück erhalten. Es war die letzte Mahlzeit, die er an seinem bevorzugten Fensterplatz, dem Meer gegenüber, einnehmen sollte. Ganz leer war es um ihn herum, auch die große Tafel in der Mitte des Eßsaals war verwaist.

Nur einer saß an ihr: der schwarze Russe. Als ginge ihn die ganze Sache überhaupt nichts an, mit solchem Behagen klopfte er sein weichgekochtes Ei, schnitt er den saftigen Schinken und führte ihn in großer Menge in den stumpfen Mund über dem dichten Knebelbart.

Nuschas Stuhl war leer. „Sie wird mit den Kindern kommen", sagte er sich. Die Tür öffnete sich, die beiden Kinder erschienen, begrüßten ehr-

fürchtig den Vater und nahmen ihm gegenüber Platz. Nuschas Stuhl blieb leer.

Wo mochte sie weilen? Ob auch sie die allgemeine Verwirrung erfaßt hatte? Ob sie mit den andern schon fort war? Vielleicht heimlich ihrer Herrschaft entflohen? Daß er sich in seinen Gedanken noch immer mit ihr beschäftigen mußte!

Er hatte seine Trinkgelder ausgeteilt und verabschiedete sich vom Oberkellner. Der war ihm immer angenehm gewesen, er hatte eine so stille, feine Art, zeigte stets eine freundliche Miene, auch wenn sein Herz sich manchmal wohl mit Recht empörte, und verstand mit den schwierigsten Gästen klug umzugehen. Heute aber sah er ihn zum erstenmal betrübt.

„Sommer für Sommer bin ich nun hier im ‚Seestern' gewesen," sagte er, „jetzt ist es das zehnte Jahr. Und immer ist es mir gut gegangen, nun gerade in der Hauptzeit, wo unser Verdienst anfängt, dieser unselige Krieg!"

„Sie sind verheiratet?"

„Ich habe Frau und vier Kinder in Danzig."

„Und müssen nicht selber mit?"

„Ich bin dauernd untauglich befunden, ein Knacks am Herzen —"

„Denken Sie an die Vielen, die Weib und Kind jetzt verlassen und ihr Leben opfern müssen!"

„Sie haben recht, Herr Pfarrer. Es wird eine schwere Zeit werden, und es ist Sünde, jetzt an sich zu denken!"

Rucksack und Mantel waren auf den Rücken geschnallt, ein letzter grüßender Blick noch einmal hinüber zu der liebgewordenen Stätte, dann ging es hinein in den lichten, sonnigen Vormittag, der Heimat entgegen, die jetzt dringender rief, und in der er nötiger war als je.

„Herr Pastor!“ ertönte es da hinter ihm. Und als er sich umwandte: Nuscha in der pelzverbrämten Jacke, die sie trotz der Hitze, die brennend und drückend jetzt bereits eingesetzt, nicht abgelegt hatte, den kecken, grünlichgrauen Filzhut auf dem Haupte, das tiefschwarze Haar vorn auf der bräunlichblassen Stirn und an beiden Schläfen hervorquellend — geradeso, wie er sie das erstemal gesehen.

„Sie sind auch auf der Reise nach Hause,“ sagte sie in jener vertraulich heiteren Art, mit der sie ihm früher begegnet war, „und da wir wohl den gemeinsamen Weg haben, so nehmen Sie mich mit; nicht wahr? Ja, ich will offen sein, ich habe schon eine ganze Weile auf der Bank dort auf Sie gewartet, ich wußte, daß Sie kommen würden.“

„Aber Ihre Herrschaft?“ fragte er ein wenig unsicher.

Ein höhnisches Auflachen. „Meine Herrschaft ...?!“ Sie preßte die roten Lippen fest zusammen, wie er es öfters an ihr beobachtet hatte, wenn sie ein Wort zurückdrängen wollte. „Gestern abend bat er mich auf sein Zimmer. ‚Ein Krieg mit Deutschland liegt in der Luft,‘ sagte er. ‚Sie werden einsehen, daß ich als hoher russischer Beamter keine deutsche Erzieherin in meinem Hause halten darf. Ich befreie Sie also von meinem Dienst. Da ich mich mit meiner Frau in Danzig treffen will, so habe ich nichts dagegen, wenn Sie sofort reisen wollen. Mit den Kindern werde ich bis morgen allein fertig.‘ Er gab mir das Reisegeld und den Rest meines Gehalts, und ich war entlassen.“

„Und nun — wo wollen Sie jetzt hin?“

„Nach Marlitten, hoch oben in Ostpreußen, hart an der russischen Grenze. Da wohnt meine Mutter, ich erzählte Ihnen ja von ihr, daß sie nach dem

7*

Tode meines Vaters dort allein zurückgeblieben wäre. Wir fahren also ein ganzes Stück bis über Königsberg hinaus zusammen. Und das ist schön, es fährt sich in dieser bösen Zeit nicht gut allein."

Heißer brannte die Sonne; Nuscha öffnete die Jacke und zog den Filzhut aus der Stirn. Ihre Redelust schien erlahmt, auch er fühlte sich zur Unterhaltung nicht aufgelegt.

Vor ihnen, hinter ihnen eilten, drängten die Menschen, in unabsehbarer Flucht ratterten, fauchten Wagen und Autos, hochbeladen mit Gepäck, die Straße entlang. Endlich hatten sie den Bahnhof erreicht. Aber an die Fahrkartenausgabe war nicht heranzukommen, und die Sperren waren geschlossen, da der Bahnsteig bereits überfüllt war. An ein Mitkommen mit einem der nächsten Züge war kein Gedanke.

Er wollte warten.

„Auf keinen Fall," sagte sie, „wir nehmen bis Danzig ein Auto, koste es, was es wolle. Ich habe Geld genug. Er hat viele schlechte Eigenschaften, aber knauserig ist er nicht."

Ein Auto zu bekommen, war unmöglich, sie waren froh, als sie nach langem Suchen und Bitten endlich einen Einspänner auftrieben. Sie versprach dem Kutscher ein gutes Trinkgeld, wenn er fahren würde, was sein Pferd laufen könnte.

„Wir müssen den D-Zug nach Königsberg zu erreichen suchen, dann können wir beide noch heute abend zu Hause sein, Sie um 8 Uhr und ich nach 10 Uhr."

Sie hatte die ganze Reise fertig und kannte jeden Zug, seinen Abgang und seine Ankunft, alles auf die Minute. Nur selten schlug sie einmal in dem kleinen Kursbuch nach, das sie aber beständig in der Hand hielt. „Noch ein wenig forscher, Kutscher!

Sie müssen den Schnellzug unter allen Umständen bekommen, es soll Sie nicht gereuen."

Eine wachsende Unruhe war in ihr, die sich bis zur Fieberhaftigkeit steigern konnte. Dann glühten ihre Wangen, und in ihren Augen waren leuchtende Feuer angezündet. Sie war schön in solchen Augenblicken.

„Es hat uns alle überrascht. Er wußte, daß es kommen würde, schon lange. Er sprach nie davon, doch ich merkte es wohl. Aber daß es jetzt hervorbrechen würde, das hat er nicht gedacht. Er hat sich verrechnet, der kluge Mann, gründlich verrechnet!"

„Verrechnet?"

Sie sah ihn an, ein kurzes Erschrecken lief über ihr Antlitz. Aber nur für eine Sekunde, dann lachte sie, hell und boshaft.

„Ja, verrechnet! In seinen Spekulationen, die er raffinierter betreibt als der geriebenste Jude. Aber diesmal sind sie ihm vorbeigegangen. Und es geschieht ihm recht so!"

Nun waren sie in Danzig, und es waren nur noch wenige Minuten bis zum Abgang des Zuges. Mit einer katzenartigen Geschwindigkeit hatte sie den Wagen verlassen, den Kutscher entlohnt und die Fahrkarten besorgt. Schon saßen sie in einem überfüllten Abteil zweiter Klasse, gleich darauf verließ der Zug langsam den Bahnhof.

Hans stand am Fenster und blickte auf die Mauer von Menschen, die auf den verschiedensten Bahnsteigen ihrer Züge harrten. Auf jedem Haltepunkt, den sie durchfuhren, dasselbe Bild.

Sie sah nichts von alledem. Den Kopf in die Polster gelehnt, heftete sie die großen Augen immer auf denselben Punkt, etwas Totes war dann in ihrem Blicke. Aber auch hier in der Eisenbahn,

wo sie nichts ändern konnte, war sie von derselben Unruhe.

„Wir verspäten," meinte sie, als der Zug in Dirschau weit über die vorgeschriebene Zeit hielt; „für Sie kommt es nicht so darauf an, aber ich werde den Anschluß in Insterburg nicht mehr erreichen."

„Sie sind heute nicht wiederzuerkennen," sagte er; „auf unsern Wanderungen in Zoppot waren Sie ein ganz andrer Mensch."

„Sie haben recht," gab sie zurück, sich zu einem Lächeln zwingend, „ich leide immer am Eisenbahnfieber. Es ist eine Krankheit von meinen Kinderjahren her."

Nun wurde sie heiter und guter Dinge. „Für was uns beide die Leute wohl halten mögen? Vielleicht für ein junges Pärchen, das auf der Hochzeitsreise ist."

„Die Leute werden sich darüber nicht den Kopf zerbrechen. Die haben jetzt an andre Dinge zu denken."

Sie hatte ihn nicht gehört. „Aber nein, dazu sind Sie viel zu ernst und heilig. Ich sagte es Ihnen schon auf der Adlershorster Klippe: Sie können gar nicht nett und zärtlich sein, selbst wenn Sie wollten. Die arme Frau, die Sie einmal heiraten werden!"

Ein schelmischer Zug blitzte aus ihren Augen und glitt von da zu den roten Lippen herab, die jetzt etwas Verführerisches hatten.

Der Zug verspätete wirklich. Der Andrang an den einzelnen Haltepunkten wurde immer größer, oft nahm er eine kaum zu bewältigende Stärke an. Alles war auf der Heimreise. Die schönen Sommerfrischen an der See, auf dem Lande, in den Wäldern waren jäh unterbrochen worden, die meisten Gesichter zeigten Unruhe und Erregung.

Endlich langte man in Königsberg an. Hier wurde ihnen eröffnet, daß der Zug infolge von Ereignissen, die nicht vorauszusehen gewesen, vorläufig liegenbliebe und daß sie erst einen am Abend abzulassenden andern zur Weiterreise benutzen könnten.

Nuscha war außer sich, schimpfte auf die Eisenbahnverwaltung, die größeren Anforderungen nicht gewachsen wäre, und benahm sich wie ein ungebärdiges Kind. Aber es half ihr nicht, sie sah es schließlich selber ein, lachte über ihren Ärger und gewann bei einem guten Imbiß, den sie in einer Königsberger Weinstube einnahmen, ihre heitere Laune bald zurück.

Obwohl sie sich sehr früh auf dem Bahnhof einfanden, war der Abendzug bereits überfüllt. Sie durchschritten die Gänge, auch hier stauten sich die Menschen, es war kaum durchzukommen. Aber Nuscha gab dem Schaffner ein Trinkgeld, und er öffnete ihnen ein Abteil erster Klasse.

Anfangs waren sie allein, dann füllte sich auch dieses, schließlich war jeder Platz besetzt, ja, man mußte eng zusammenrücken, um noch einer kränklichen Frau und ihrer Begleiterin die Möglichkeit zum Sitzen zu geben.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Sie hatten die beiden Eckplätze am Fenster. Bei dem matten Licht, daß das Abteil erfüllte, konnte er die Züge ihres Antlitzes nicht genau erkennen, aber er merkte, daß jede Unruhe aus ihnen gewichen war. Im Gefühl wohliger Geborgenheit lehnte sie den Kopf dicht an die Polster, ab und zu blinzelte ihm ihr Auge zwischen den dichten seidenen Wimpern zu, dann senkten sich die Lider tiefer, sie schien zu schlafen.

Um sie herum war Stille, die Leute saßen in

sich versunken auf ihren Plätzen; ab und zu sprach wohl einer mit seinem Nachbar, aber meist in gedämpftem Ton. Die kränkliche Dame kämpfte mit einem Hustenanfall, den sie mit Hilfe ihrer Begleiterin überwand. Nun hörte man nichts als den regelmäßigen, einschläfernden Takt der stampfenden Räder.

Draußen war dunkle Nacht bis an die schwarzen Fenster hinan. Ab und zu blitzten die Lichter einer Station auf, durch die der Zug fuhr. Jetzt ein Nachlassen der rasenden Eile, die erste Haltestelle. Nuscha rieb sich die Augen, sie schien wirklich geschlafen zu haben.

„Noch ein kleine Stunde, und Sie sind in Rodenburg, dann dauert es nicht mehr lange, und ich bin auch zu Hause."

Wieder das gewohnte Schwirren und Wogen auf dem Bahnsteig, das Schieben und Drängen auf den Gängen, dann fuhr der Zug, der sich bereits ein wenig entleert hatte, weiter in die Nacht hinein.

Nun wollte auch Hans ein Weilchen zu ruhen versuchen. Der Tag und seine unausgesetzten Fahrten waren anstrengend genug gewesen, er fühlte eine bleierne Müdigkeit im ganzen Körper. Aber kaum hatte er die Füße ein wenig von sich gestreckt und den Kopf zurückgelehnt, da — ein starker Ruck durch den ganzen Zug, der plötzlich stillstand.

Eine sichtbare Erregung teilte sich den Reisenden mit. Man stand auf, man trat an die Tür, das Fenster, man rief nach dem Schaffner. Was hatte es zu bedeuten?

„Man sucht jemand," hörte Hans im Nebenabteil sagen, dann war es wieder still.

„Alles bleibt auf den Plätzen! Niemand verläßt sein Abteil! Die Gänge sind frei zu halten!"

ertönte jetzt eine durchdringende Stimme. Zugleich hörte man laute Schritte über die leergewordenen Gänge, und zwar von mehreren Seiten.

„Polizeibeamte! In jeden Wagen steigen sie ein," klang es wieder von nebenan.

„Was mag nur sein?" fragte Hans zu Nuscha herüber.

Sie antwortete nicht, zuckte nur die Achseln.

In demselben Augenblick wurde die Tür aufgeschoben. Zwei Männer traten in das Abteil, der eine in der Uniform des Polizeibeamten, der andre in bürgerlicher Kleidung. Dieser hielt eine Anzahl von Papieren in der Hand und ein Blatt, das eine Photographie zu enthalten schien. Schnell glitt sein scharfer Blick über die Reisenden hinweg. Mit einmal blieb er hart am Fenster vor dem Platze stehen, auf dem Nuscha saß.

„Gefunden!" sagte er kalt und winkte dem uniformierten Beamten.

Voller Ensetzen war Hans in die Höhe gesprungen. Er wollte ihr etwas zurufen, wollte sie auffordern, sich zu verteidigen — jedes Wort erstarb ihm auf der Zunge.

Inzwischen war der Polizeibeamte hinzugetreten und hatte ihr blitzschnell zwei Handschellen um die zarten Armgelenke gelegt. Sie ließ alles mit sich geschehen, willenlos beinah, um ihren Mund war ein trotziger Zug gegraben, und in ihrem Auge, das sich mit einem halb verlegenen, halb höhnischen Ausdruck auf Hans richtete, lag etwas Lauerndes.

„Wer ist der Herr Ihnen gegenüber?" fragte der Beamte kurz und barsch.

„Ich weiß es nicht."

„Sie bestiegen in seiner Begleitung den Zug in Königsberg, schon von Danzig an reisten Sie mit ihm zusammen."

Sie antwortete nicht. Der Beamte blätterte in

seinen Papieren und nahm eine zweite männliche Photographie hervor.

„Das Bild stimmt zwar nicht," sagte er zu dem Mann in Uniform, „aber der Herr muß uns gleichfalls folgen."

Hans suchte sich zu rechtfertigen. Er nannte seinen Namen, seinen Stand, er hob hervor, daß es sich um eine flüchtige Reisebekanntschaft handelte, die ihn um seinen Schutz auf der Fahrt ersucht, daß er in seiner Gemeinde unentbehrlich wäre, gerade in dieser Zeit, und daß man ihn nicht aufhalten dürfte; er wies seine Brieftasche, in der sich seine Karten und mehrere an ihn gerichteten Briefe, sogar ein amtlicher, befanden — es war alles vergeblich.

„Ich kann Ihnen nicht helfen," erwiderte der Beamte fest und bestimmt. „Sind Sie unschuldig, so wird sich das bald erweisen. Hier haben wir keine Zeit zu Untersuchungen, der Zug muß weiter."

Er gab dem andern einen Wink, der führte die gefesselte Nuscha, die mit gleichmütigem Auge und kühlem Lächeln vor sich hinblickte, aus dem Abteil, er selber folgte mit Hans.

„Eine russische Spionin!"

„Der schlimmsten eine!"

„Man hat sie lange gesucht!"

„Sie trieben in Zoppot ihr Werk, ein ganzes Nest, das in dem Kurhaus seine täglichen Zusammenkünfte hielt. Ich komme gerade aus Zoppot."

„Erst heute ist es ans Licht gekommen."

„Aber die andern hat man noch nicht."

„Man wird sie finden!"

„Verfluchte Bande!"

So hörte Hans es um sich herschwirren und tuscheln, als er langsam und halb betäubt von dem Unglaublichen, das er erlebt, an der Seite seiner Begleiterin durch den Gang schritt.

Bärwalde stand im Zeichen der Ernte, die infolge der glühenden Hitze der letzten Woche diesmal viel zeitiger eingesetzt hatte als in den früheren Jahren. Alles war eifrige Tätigkeit. Borowski und Fritz kamen jetzt am Abend immer erst an den Tisch, wenn die andern längst abgegessen hatten. Aber die Hutemach hatte gut für sie gesorgt, und Fritz verzehrte seine große grüne Glassatte dicker Milch und seine Stippe, die er sich redlich verdient hatte, mit wahrem Heißhunger.

Die Hutemach blieb zu seiner Gesellschaft bei ihm am Tisch. Sie konnte es mit gutem Gewissen, denn für ihren alten Herrn war gesorgt. Außer Else Warsow weilte sein Bruder, der Geheimrat aus Berlin, in Bärwalde. Er brachte die Sommermonate immer auf dem heimatlichen Gute zu. Dann saßen die beiden alten Herren des Abends in dem behaglichen Wohnzimmer zusammen, tranken eine Flasche alten Rotwein und besprachen die Fragen der Politik und des öffentlichen Lebens.

Der Geheimrat liebte es, seine Ansichten ein wenig weitschweifig und in gewählter Redeweise auseinanderzusetzen; der Bärwalder hörte meist nur zu, den Kopf in die linke Hand gestützt, mit der rechten den kleinen, wenig gepflegten Bart streichelnd; ab und zu nur warf er eine Bemerkung ein.

Es geschah auch, daß die beiden hart aneinanderkamen. Der Bärwalder gab dann nicht leicht nach, denn er hatte einen harten Kopf. Aber der versöhnlichere und lebensklügere Geheimrat lenkte bald wieder ein, und wenn das gute Einvernehmen schnell wiederhergestellt wurde, dann war es sein Verdienst.

So ging alles friedlich und eben in Bärwalde zu, und jeder fühlte sich wohl in der Ruhe des stillen Gutes, ob er zur Arbeit oder zur Erholung

dort weilte. Bis eines Tags die ersten beunruhigenden Nachrichten die Stille des idyllischen Lebens unterbrachen.

Aber noch glaubte niemand recht an den Krieg. „Es ist nur ein Memento,“ sagte Pastor Teichgräber in seiner Sonntagspredigt, „der liebe Gott klopft an die Tür, aber seine Güte und Gnade läßt das Schreckgespenst noch einmal an unserm Volke vorübergehen.“

Ein Juliabend. Fritz war, wie er jetzt des öftern zu tun pflegte, nach der schweren Erntearbeit zur kurzen Erholung nach Pronitten geritten. Am Familientisch des stillen Pfarrhauses sagte er kein Wort. Als sich aber die alte Frau Teichgräber, auf deren geschwächten Zustand diese Tage unheilvoll gewirkt, zur Ruhe zurückgezogen und der Pfarrer sich zur Erledigung einiger Amtsgeschäfte in seine Arbeitsstube begeben hatte, sah er Hanna mit dem sprechenden Blick seiner klugen, ernsten Augen an und sagte: „Nun hat die schöne, friedliche Landtätigkeit schnell ihr Ende erreicht.“

„Es gibt Krieg, auch für uns; nicht wahr?“

„Ohne jeden Zweifel. Während wir hier sprechen, ist man bei uns überall in fiebernder Tätigkeit. Aber wir sind gerüstet, Gott sei Dank!“

Sie hatten die dunkle Stube verlassen und waren in den Garten getreten. Über die Gräser rieselte der Nebel. Dunkel, von keinem Wind bewegt, standen die Bäume, wie eine geheimnisvolle Sprache ging es von einem zum andern. Aber auch sie war lautlos wie die ganze Nacht. Die schmale Mondsichel, die dann und wann aus langsam sich bewegendem Gewölk trat, ließ das Dunkel nur um so tiefer erscheinen. Von den Blumenbeeten her zogen strenge Düfte und lagen wie schwere Träume

über der schlummernden Erde. Eine ernste, beinah bange Spannung war in dieser Nacht.

„Hier auf demselben Platze war es," sagte Fritz, nachdem er eine Weile an Hannas Seite gestanden, „an einem Herbstabend — es ist noch nicht ein Jahr her —, ich sprach vom Krieg, und sie waren alle über meine Gedanken entsetzt. Jetzt sind sie Wirklichkeit geworden."

Nun war Schweigen zwischen ihnen, auch Hannas Natur und Anlage war still und in sich gekehrt. Sie waren darin beide gleich: sie konnten fröhlich sein und guter Dinge, aber der Kern war ernst.

„Und Sie?" fragte sie endlich.

„Ich gehe mit, ganz selbstverständlich. Sowie ich heute nach Hause komme, schreibe ich und stelle mich zur Verfügung."

„Sie erzählten mir einmal, daß Sie Ihren Abschied nur deshalb so ohne weiteres erhalten, weil der Arzt Ihnen einen Herzfehler bescheinigt hätte."

„Das war damals, aber jetzt zu Hause bleiben, wo die Kameraden alle ins Feld ziehen — es wäre unausdenkbar! Im Frieden den Pflug und im Kriege das Schwert führen, das war immer mein Geschmack."

Er sagte es in seiner schlichten männlichen Art ohne die geringste Ruhmredigkeit. Ihr aber war, als sähe sie durch die dunkle Nacht das warme Leuchten seiner Augen, das sie so gern hatte. „Ich wußte es," erwiderte sie, und nichts weiter.

„Den Onkel freilich hätte ich gern von Bärwalde fort. Es träfe sich jetzt gut, da Onkel Hugo gerade hier ist und ihn mit nach Berlin in seine Wohnung nehmen könnte. Aber er hängt sehr an seiner Heimat und ist furchtlos. Leicht wird es nicht halten."

„Das glaube ich auch, soweit ich den Alten kenne.

Und besonders jetzt, wo der Krieg noch gar nicht da ist und nur in den Gedanken eines jungen, rauflustigen Herrn Rittmeisters geführt wird."

„Er ist schon da," erwiderte er, ohne auf ihren Scherz einzugehen, „wir wissen es nur noch nicht. Was jetzt kommt, ist Form — weiter nichts. Wir liegen hier nicht allzu weit von der Grenze, das ist kein Platz für alte und gebrechliche Leute."

„Und Bärwalde?"

„Für das ist gesorgt. Die Hutemach und Borowski, die Litauerin und der geborene Ostpreuße, die sind eine gute Wacht. Ich kenne sie beide, sie haben Nerven wie Stahl und das echte Ostpreußenblut. Sie weichen nicht, nicht einen Schritt, und wenn die Kosaken unter den beiden Pappeln vor der Tür halten!"

Sie lächelte. „Das wären ja schöne Aussichten, auch für uns hier!"

Er war einen Augenblick betroffen. Wahrhaftig, an sie hatte er gar nicht gedacht! Aber sie kannte ihn, es war seine Art so.

„So weit lassen wir sie natürlich nicht kommen, das ist doch klar. Und dann — Pronitten ist eine Stadt, wenn sie auch nur klein ist, das gibt einige Sicherheit, und die Jugend weiß nichts von Gefahr; das ist ihr schönes Vorrecht."

„Ich habe wahrhaftig keine Furcht. Geradeso wenig wie Ihre Hutemach, die für Sie das weibliche Ideal verkörpert. Wenn sie das Haus voll hat, dann kann sie mir einen Teil der Herren Kosaken getrost hinüberschicken. Ich würde sie höflich in unsre Pfeifenkrautlaube dort drüben bitten und ihnen den Kaffee so ruhig einschenken wie damals dem Herrn Rittmeister auf Bärwalde, ja vielleicht noch ein wenig ruhiger."

Und als fürchtete sie, daß ihm selbst in dieser

Finsternis ihr Erröten nicht entgehen konnte, das diese letzte Äußerung, die ihr unwillkürlich gekommen, in ihr Antlitz getrieben: „Es war Neugierde, ich kannte ihn noch gar nicht, aber ich hatte so viel von ihm gehört, besonders von seinem boshaften Sinn."

„Und fanden ihn dann sanftmütig wie ein Kind."

„Natürlich!" Aber, wollte sie diesen Gegenstand abbrechen, oder arbeitete, was er vorhin gesagt, doch noch in ihrem Kopfe herum: „Der Großvater ginge natürlich auch nicht, käme was da wollte, und mit ihm bliebe ich gern. Es steckt viel in ihm drin: Großes und Gläubiges. Er predigt nicht eine Silbe, die er nicht glaubt und, was wohl die Hauptsache ist, nach der er nicht handelt. Ihr Bruder Hans weiß, weshalb er ihn so verehrt. Und ich weiß es auch. Aber die Großmutter müßte fort. So viel Elend und Blutvergießen in nächster Nähe wäre unerträglich für sie, ganz abgesehen von irgendwelcher Gefahr ... aber wir reden vom Krieg, als wenn er um uns herum schon entbrannt wäre, und sind doch, Gott sei Lob und Dank, hier mitten im schönsten Frieden. Sie stecken einen wirklich jedesmal an. Ich wußte gar nicht, daß Sie ein solcher Schwarzseher sind."

Am nächsten Abend ritt Fritz nach Reckenstein herüber, er wollte sich von Edith und dem Alten verabschieden. Er traf sie beide noch beim Abendessen und setzte sich zu ihnen.

„Na, was sagen Sie, Herr Rittmeister?" fragte der Alte.

„Es wird losgehen, Herr Major!" Er nannte ihn nie anders als bei seinem militärischen Charakter, er wußte, daß der Alte es gern hatte.

„Gott sei Dank, daß man wieder einmal ein männliches Wort hört! Mit den Weibern ist es

jetzt nicht auszuhalten, die haben immer noch Angst vor dem Losgehen."

„Na, Vater, Angst habe ich wohl noch nie gehabt," warf Edith lächelnd ein.

„Nee, nee, nicht Angst, das ist nicht richtig gesagt. Aber du tust auch immer, als wäre es wunder was für Unglück, wenn wir jetzt draufschlügen, während ich es hoffe, zuversichtlich hoffe. Es ist die höchste Zeit."

„Ich sprach eben mit meinem Onkel. Aber er wollte nichts von meinem Vorschlag wissen, für den Fall des Kriegsausbruchs mit seinem Bruder nach Berlin zu gehen."

„Nach Berlin? Weshalb denn? Was sollte er denn da auch?"

„Nur der Unruhe halber, die ein so örtlich naher Krieg mit sich brächte. Und schließlich, es wäre doch nicht unmöglich, daß wir einmal einen kleinen russischen Besuch bekämen."

„Ist ausgeschlossen, Herr Rittmeister, wo denken Sie hin? Bis hierher sollte die Schwefelbande kommen? Na, wir werden ihr schön heimleuchten!" Unser Ostpreußen — nichts davon! Das wollte ihnen wohl so passen!"

„Wir liegen nicht allzu weit von der Grenze."

„Wenn bis hierher, warum nicht gleich bis nach Berlin? Ihr Onkel hat recht: er ist hier sicher wie in Abrahams Schoß."

„Herr Major bleiben natürlich auch ruhig hier?"

Da sprang der Alte vom Stuhl empor. Seine buschigen Brauen zogen sich zusammen, seine Augen schossen Blitze: „Hierbleiben ... ich? Wie meinen Sie das, Herr Rittmeister?"

„Wollen Sie wieder nach Rodenburg?"

„Ich? In das verblödete Nest? Ich ziehe mit, das ist doch selbstverständlich, Herr Rittmeister."

„Das sagt er nun jeden Tag," warf Edith ein und richtete einen hilfesuchenden Blick auf Fritz, „es ist ihm nicht auszutreiben."

„Hören Sie, wie die Weiber schnacken! Sie werden das besser verstehen, nicht wahr, daß ein preußischer Offizier, der seinem Vaterlande so lange treu gedient, der es bis zum Major gebracht, jetzt nicht am Ofen hocken wird, wenn sein ganzes Volk in den Krieg zieht."

„Gewiß, ich verstehe das wohl. Aber der Herr Major sind doch schon sechzig Jahre."

„Dreiundsechzig," warf wiederum Edith ein.

„Ja, dreiundsechzig. Ist das ein Alter? Der Kluck und die andern Generäle, die unser Heer zum Siege führen werden, sind viel älter als ich. Ich sitze meine fünf Stunden zu Pferde. Mit der Uniform im Frieden paradieren, und wenn es ernst wird, sich drücken, das mögen Feiglinge tun, der Reckensteiner nicht."

„Aber du bist nicht gesund, lieber Vater."

„Was? Nicht gesund? Habe ich nicht meine Arme zum Hauen, daß kein Pfeffer wächst, wo sie hintreffen? Habe ich keine Augen, zu sehen, und keine Ohren, zu hören?"

„Aber Sie waren den vorigen Winter hindurch zur Kur in Rodenburg."

„Gewiß, um gesund zu sein, wenn's losgeht! Sonst hätte ich den Schwindel wahrhaftig nicht mitgemacht. Kranksein gibt es überhaupt nicht. Das ist Friedensangelegenheit. Kein deutscher Mann wird krank, wenn der Feind an den Toren steht. Wozu haben wir unser Vaterland? Wozu hat uns unser Ostpreußen so viel Gutes getan, uns genährt und gepflegt, wenn wir es nicht auch schützen können, sobald es in Gefahr ist? Alt oder jung, wir müssen alle 'ran! Und nun erzählt mir was

andres. Mit gehe ich, das ist sonnenklar. Und wenn sie mich nicht mehr als Major an der Front brauchen können, sie werden schon einen Posten für mich haben, da könnt ihr sicher sein!"

Die Lage hatte sich auf das Äußerste zugespitzt, der Kaiser den Kriegszustand erklärt.

Bürgermeister Stoltzmann, der mit seiner Frau auf einer größeren Urlaubsreise begriffen war, hatte diese sofort unterbrochen und war bereits seit einigen Tagen in Rodenburg, wo es alle Hände voll für ihn zu tun gab und seine Umsicht und Energie sich im besten Lichte zeigten.

Nur Hans kam nicht. Else, die Bärwalde längst verlassen, um zu Hause alles für die Heimkehr des Bruders einzurichten, wartete auf ihn mit einer Unruhe, die sich zur Angst steigerte, als noch immer keine Nachricht von ihm eintraf.

Edith von Barrnhoff, die nach Rodenburg gekommen war, um den Arzt gegen die Starrköpfigkeit des Vaters zu Hilfe zu rufen, hatte sie zwar getröstet: Drahtnachrichten würden in diesen Tagen überhaupt für Privatpersonen nicht angenommen, und wenn es geschähe, dann müßte man mit sehr langsamer Beförderung rechnen, jetzt wäre der Krieg alles. Und mit der Eisenbahn würde er gewiß nicht schnell vorwärtskommen, in diesen Tagen, wo jeder nach Hause wollte.

Es war Nachmittag geworden. Der Abend zog näher. Von Hans keine Spur. Sein Urlaub war heute zu Ende, morgen hatte er die Hauptpredigt. Sein Name stand im Kirchenzettel. Herr Brettschneider hatte bereits geschickt, ob man immer noch nichts von dem Amtsbruder wüßte, und ob er sich nicht auf jeden Fall für die Predigt vorbereiten sollte?

Da — die Kirchturmuhr drüben hatte gerade die sechste Stunde geschlagen — ein schneller Schritt die Stufen des Beischlags vor dem alten Pfarrhause empor. Else eilte die Treppe herab, öffnete die Tür — in seinem Lodenmantel, den starken Handkoffer in der Rechten, Decke, Stock und Schirm in der Linken, stand Hans vor ihr.

„Endlich,“ rief sie aus befreitem Herzen, „so sehen wir uns wieder!“

„Ja“, antwortete er, „wir hätten es beide nicht gedacht, als wir uns damals trennten, nun sind schwere Zeiten gekommen.“

„Wir müssen sie auf uns nehmen — aber, wie kommst du nur an? All dein Hab und Gut bei dir tragend? Bist du etwa so durch die ganze Stadt gegangen?“

„Glaubst du, ich hätte eine Droschke oder einen Dienstmann bekommen? Alles vergriffen! Jetzt ist jeder auf sich selbst gewiesen. Wir werden noch andre Dinge lernen müssen.“

Sie waren nach oben gegangen. Er begab sich in seine Arbeitsstube und warf einen kurzen Blick in die eingegangenen Schreiben.

„Es ist nichts Wichtiges,“ sagte sie.

Er war auch wenig bei der Sache, sie merkte es ihm an. Er gefiel ihr überhaupt nicht sehr, seine Gesichtsfarbe war wohl noch gebräunt, aber seine Augen waren trübe und tiefliegend, und so sehr er sich auch zusammennahm, die Unruhe, die über seinem ganzen Wesen und seinen Bewegungen lag, konnte ihr nicht entgehen.

„Ich hoffte, ich würde dich frischer finden nach dem langen Urlaub.“

Er lächelte gezwungen. „Der Umschwung kam ein wenig plötzlich. Aus dem tiefen Frieden Zoppots so schnell in diese Ungewißheit hinein! Gib mir nur

8*

ein wenig zu essen, und es ist alles gut. Ich habe noch nichts bekommen, unser Zug hatte keinen Speisewagen, und auf den Stationen war ein solcher Andrang, daß man lieber zurückstand."

Sie führte ihn in das Eßzimmer. Der Teekessel brodelte auf dem Tisch, Brot, Butter und Aufschnitt standen da. Er setzte sich nieder, er griff auch zu. Aber schon nach den ersten Bissen hielt er inne.

„In der Stadt ist große Unruhe," sagte er, „ich hörte, man nähme nirgend mehr Papiergeld an, und die Geschäfte wären oft stundenlang geschlossen."

„Es ist so schlimm nicht und wird sich bald wieder geben."

„Und in der Gemeinde? Hat man nach mir gefragt? ... Wie viele müßten mit, wenn es wirklich so weit käme! Noch hofft man ja, aber ich fürchte, die Aussichten sind nur sehr gering."

„Willst du mir nicht von deiner Reise erzählen?"

„Ein andermal. Es liegt alles so weit hinter mir, als wäre es vor hundert Jahren gewesen; jetzt ist nichts in einem als der Ernst der Stunde."

„Nein", sagte sie schnell und sah ihm mit dem besorgten Auge fest ins Antlitz, „das ist es nicht. Dir ist irgend etwas zugestoßen —"

„Woher weißt du es?"

„Siehst du, nun gibst du es selber zu. Und jetzt erzähle!"

Er schob den Teller von sich und berichtete ihr mit erregter, manchmal stockender, dann wieder überschneller Stimme sein Abenteuer, bis zu dem Augenblick, wo man seine Reisegefährtin als gefährliche russische Spionin verhaftet und auch ihn aus dem Zuge mit fortgeführt hätte.

„Und dann?" fragte sie in atemloser Spannung. „Was machte man mit dir? Und wie kamst du wieder frei?"

„Sie setzten mich gleich auf dem Bahnhof in einen bereitgehaltenen geschlossenen Wagen und fuhren mich durch die dunkle Nacht zur Wache. Dort stellten sie ein kurzes Verhör mit mir an. Sie waren wohl von meiner Unschuld überzeugt, aber frei gaben sie mich nicht, ich mußte bis zum nächsten Morgen in einem wenig behaglichen Raum zubringen. Dann kam ein höherer Beamter. Er zweifelte nicht einen Augenblick an der Wahrheit dessen, was ich ihm erzählte, bedauerte mit menschenfreundlicher Teilnahme das schwere Mißgeschick, das mir so unverschuldet zuteil geworden, fügte aber hinzu, daß es für seine Beamten unmöglich gewesen wäre, mich weiterfahren zu lassen, schon weil meine Aussagen als Zeuge von großer Wichtigkeit wären. Ich erfuhr, daß man es mit einem weitverzweigten Nest russischer Spione zu tun gehabt. Überall hatten sie ihre Helfershelfer, machten Pläne und Zeichnungen, schrieben und empfingen verräterische Briefe. Und so geschickt wußten sie zu handeln, daß man ihnen gestern erst auf die Spur gekommen und auch dies nur durch die Angeberei eines der Ihren möglich wurde, der sich an dem Haupt der Bande, einem Deutschrussen mit Namen Sandkuhl, habe rächen wollen. Das war der Mann, den mir das unselige Geschöpf als höheren russischen Beamten vorgestellt hatte. Er war natürlich nicht ihr Herr, sondern ihr Kumpan, der sie ganz in seiner Gewalt hatte.

Und ich, ich habe in meiner Arglosigkeit nichts gemerkt, nicht das geringste! Und jetzt erst fällt es wie Schuppen von meinen Augen: das rätselhafte und widersprechende Wesen dieses Mädchens, ihre verborgenen Strandwanderungen, ihr glühendes Interesse auf dem Kriegsschiff, ihre völlige Zurückhaltung dann bei der Ankunft des Fremden, die

gemeinsamen Arbeiten bis in die späte Nacht hinein, — alles so geschickt wie der Schlußplan, den die beiden ausgeheckt hatten, als sie trotz aller Berechnung unvermutet von den Ereignissen überrascht wurden: daß sie sich als harmlose Reisegefährtin unter meinem Schutz bis an die Grenze begeben und sich dann in der Nacht auf russisches Gebiet in Sicherheit bringen wollte."

„Das war allerdings ein böses Nachspiel!" sagte Else nach längerem Schweigen. „Nun wundert mich dein schlechtes Aussehen nicht mehr."

„Das ist das wenigste. Für mich ist die Sache ein unangenehmes Abenteuer und damit abgetan. Es ist etwas ganz andres, über das ich nicht hinwegkommen kann: mit welchen Mitteln, Else, arbeitet man bereits gegen uns, bevor der Krieg auch nur begonnen! Eben solches Nest von Spionen, wie hier an der Ostgrenze, sollen sie im Westen gezogen haben. Heute schon sind wir an allen Ecken und Enden von Verrat umgeben, wir in unsrer deutschen Offenheit und Vertrauensseligkeit!"

„Möchte Gott das Schwerste noch von uns abwenden!" sagte Else.

Da klopfte es an die Tür. Seydelmann, der Küster von St. Nikolai, trat ein. Er war längere Zeit Feldwebel gewesen; das Soldatische war in seinem Wesen und in seiner Haltung geblieben.

„Ich habe dem Herrn Pfarrer zu melden, daß Se. Majestät der Kaiser soeben die allgemeine Mobilmachung für die gesamte deutsche Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande angeordnet haben."

Hans stand auf. „Ich habe es erwartet, wir alle. Nun aber, da es da ist — doch es ist gut, daß es da ist. Alle Unsicherheit und alles Schwanken ist jetzt zu Ende — Gott wird mit uns sein!"

„Es ist ferner angeordnet worden, daß heute

abend von acht bis neun Uhr alle Kirchenglocken eine Stunde lang läuten sollen." —

Die Glocken klingen, durch die ganze Stadt klingen sie, in die Gassen tönt ihr eherner Mund und über die Märkte, in die Häuser ruft er es hinein, in die Stuben, da die Leute bei ihrer Arbeit sitzen oder beim Abendessen, an die Betten der Kinder trägt er die Kunde und an die Stätten, da die Kranken ruhelos in den Kissen sich wälzen. „Krieg! Krieg! Krieg!" Bimbam, bimbam ... Eine dunkelflutende, nie unterbrochene Linie ergießt sich der Strom der Menschen durch die Stadt. Stumm gehen die einen, den Blick zur Erde geneigt, lebhaft sich unterhaltend und mit den Armen ganze Bogen durch die Luft schneidend die andern. Einige Reiter, kriegerisch gerüstet, kommen die Hauptstraße entlang gesprengt, ein Zug von Soldaten folgt. Laut hallt das Kommando der Führer, die Trommeln wirbeln. Tamtamtamtam! Krieg! Krieg! Krieg!

Händler rufen Extrablätter aus, sie finden schnellen Absatz, obwohl sie nur melden, was jedermann weiß. Ein Trupp Landwehrleute, die Bündel unter dem Arm, marschiert auf. „Deutschland, Deutschland über alles" tönt es von ihren Lippen. In einem Kaffeehaus am Markt spielen Geige und Bratsche vaterländische Lieder, heitere, siegessichere, mutmachende. Aber dann schlagen sie eine andre Melodie an: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod!"

Drei Soldaten, eben eingekleidete, singen es mit, ohne sich etwas dabei zu denken. Eine schlichtgekleidete Frau bleibt stehen, in ihren Augen schimmert es feucht. Es ist der Einzige, den sie morgen mitgibt. Heller und lauter flutet der Glockenton über den Markt. „Krieg! Krieg! Krieg!" Bimbam, bimbam ...

Jetzt verstummt er. Ein leichter Regen fällt, der Lichtschein der Stadtlaternen, die heute spärlicher und müder zu brennen scheinen als an früheren Tagen, spiegelt sich im matten Widerspiel auf den blanken Pflastersteinen, die Hupe eines Autos ertönt. Es ist das städtische. Der erste Bürgermeister fährt noch einmal aufs Rathaus. Es ist arbeitsreiche Zeit für ihn gekommen.

Oben auf seinem Arbeitszimmer saß Hans Warsow und schrieb an seiner Predigt für den morgigen Sonntag. Der Tag dämmerte bereits, als er die Feder hinlegte. Bis dahin hatte er im Frieden und vom Frieden zu seiner Gemeinde gesprochen. Es war die erste Kriegspredigt, die er in seinem Leben verfaßte.

Nun hatte er sich zu Bett begeben. Aber so ermüdet er von der anstrengenden Reise und der langen Nachtarbeit war, Schlaf fand er nicht. Zu gewaltig waren die Eindrücke, die auf ihn, den leicht zu Fassenden, einstürmten. Eine alte Welt, das fühlte er, ging jetzt in Trümmer, eine neue erhob sich. Alles, was er bisher gedacht und geschrieben, was er gelesen, geplant, gegrübelt, kam ihm in diesen durchwachten Stunden so leer und zwecklos vor; das ganze Gebäude, das sein nie ruhender Geist in emsiger Arbeit aufgerichtet, fiel zusammen wie ein Kartenhaus; die Weltanschauung, die er nach jahrelangem innerlichem Ringen, nach langem Zweifeln und Zagen endlich festgefügt für sein Leben wähnte, die Ereignisse von wenigen Tagen waren über sie dahingebraust wie eine Sturmflut und hatten Lücken und Löcher in sie gerissen, die nicht wieder überbrückt werden konnten. Und er war von neuem ein Suchender geworden, der sich auf die Wanderung begab nach neuen Werten, sie an die Stelle der alten zu setzen.

Gewiß, er hatte manchmal an den Krieg gedacht, aber es war immer nur ein Spiel mit den Gedanken gewesen. Jetzt war er da und mit ihm eine ganz neue Zeit.

Als er gegen sechs Uhr an den Frühstückstisch kam, fand er Else schon dort. Sie bereitete ihm den Tee, sie schenkte ihm ein, sie strich ihm das Brot, alles in ihrer treuen, hausmütterlichen Weise. Eine ernste Ruhe lag auf ihren klaren Zügen und zugleich eine feste, starke Zuversicht.

So voll wie an diesem Sonntag hatte Hans seine Kirche noch nie gesehen. Er wollte seinen Augen nicht trauen: bereits eine halbe Stunde vor dem Beginn des Gottesdienstes waren alle Sitzplätze besetzt, in den Gängen drängten sich die Menschen; als die Orgel mit dem Glockenschlag zehn ihr Vorspiel anstimmte, war kein Winkel in dem gewaltigen Gotteshause leer, wie eine schwarze Mauer stand die Menge in den weiten Schiffen. Und über ihr türmte sich das hohe gotische Gewölbe. Vom Sonnengolde weich umschmiegt, ragten die alten, weißgetünchten Sandsteinpfeiler himmelwärts. Die Spinneweben und der ehrwürdige Staub, der sich im Laufe der Jahrhunderte auf ihnen gebildet, ließen sie in dieser Beleuchtung schimmern und glühen, als wären sie aus Marmor. Durch die alten Kirchenfenster lugte das helle Tageslicht wie ein grüßendes Auge aus der Höhe und ließ seine Lichter über das kostbar geschnitzte Ratsgestühl spielen.

Dort saß Bürgermeister Stoltzmann mit seiner Frau, geradeso wie damals bei seiner Probepredigt. Aber das war bereits über ein Jahr her, und seitdem hatte er ihn nie wieder hier gesehen. Nun aber war er gekommen und mit ihm seine Ratsherren, und nicht einer fehlte. Als wollte die ganze Stadt mit ihrem Haupt an der Spitze vor dem

Gott sich beugen, der ihnen jetzt zeigte, daß trotz aller weltlichen Obrigkeit und Weisheit er allein das Regiment in seinen Händen hielt.

Durch seine Sakristei ging Hans mit langsamen Schritten auf und nieder, seine Predigt noch einmal im Geiste durcharbeitend. Der Gedanke, in einer solchen Stunde zu einer solchen Versammlung zu reden, zu denen, die da auszogen, ihr Leben für ihr Vaterland in den Tod zu geben, wie zu denen, die zurückblieben und sie mit schwerem Herzen scheiden sahen, löste in dieser Stunde nichts als ein tiefes Zagen und Bangen in seiner Seele aus. Da erklang mit einer Inbrunst und Reine, mit einer Urgewalt zugleich, wie er sie bisher nicht gehört hatte, das Lutherlied, brauste wie ein alles mit sich fortreißender Sturm durch die gewaltige Kirche hinein in seine stille Sakristei:

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint;
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd ist nicht seinsgleichen.

Wie ein Schrei klang es aus tiefster Not, wie ein Bekenntnis zugleich der Zuversicht und des Glaubens, der Berge versetzt und hochgehende Fluten ebbet. Nun ward es Zuversicht und Sieg auch in seiner Seele, begeistert und gehoben wie nie zuvor bestieg er die Kanzel, las er den Text:

„Darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken, wenngleich das Meer wütete und wallte und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit

ihren Brünnlein, da die Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie wohl bleiben. Gott hilft ihr frühe. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz."

Man hatte ihn noch nie sprechen hören wie an diesem Tage. Sonst war seine Predigt wohl voller Geist und tiefer Gedanken, diesmal war sie wie ein zehrendes Feuer, das, nur mit Mühe gebändigt, aus jedem seiner Worte brannte und alle entflammte, die sie hörten. Und nicht einer war in der großen Kirche, der nicht gehoben und geläutert aus diesem Gottesdienst von dannen ging.

„Das war der Mann, den wir brauchten, besonders für eine so schwere Zeit! Ich sah es damals gleich und habe den rechten Griff getan," sagte Bürgermeister Stoltzmann beim Ausgang zu seiner Frau.

Edith ging stumm zwischen den beiden her. Das Gespräch lebte wieder auf, das sie vor nicht langer Zeit mit Hans Warsow in ihrer Wohnung gehabt.

Nach dem Gottesdienst fand in der Kirche die Abendmahlsfeier statt. Wiederum versammelte sich an dem Hochaltar eine große Gemeinde: Männer, die Hans nur in ihren friedlichen Beschäftigungen kannte, Kaufleute, Beamte, Handwerker, Arbeiter. Jetzt alle in Uniform, des Abmarsches gewärtig: Offiziere, Feldwebel, Unteroffiziere, Gemeine. Und neben ihnen ihre Frauen. Dann wieder Mütter und Väter, ihnen zur Seite der blutjunge Sohn, der in den Krieg zog. Die Frauen weinten leise, auch durch die Augen der Männer schimmerte ein nasser Hauch. Und doch war alles in ruhiger, starker Fassung. Wie erfüllt und getragen von der Wucht des Augenblicks.

Und er, der im verzagten Herzen so manches Mal bittere Klagen geführt, daß die Menschheit von Gott leichten Sinnes sich losgemacht, er teilte Brot und Wein aus und erlebte in dieser Stunde, was ihm noch vor wenigen Tagen unmöglich erschienen wäre.

Aber als er nach ununterbrochener Arbeit nach Hause kam, fühlte er, daß er am Rande seiner Kraft war. Die überstürzte Reise mit ihrem bösen Zwischenfall, die schlaflose Nacht mit ihren einstürmenden Gedanken, mehr aber als das: dieser Vormittag mit seiner großen Erhebung und seelischen Erregung hatten seinen fein- und weichgestimmten Organismus doch mitgenommen. Er ärgerte sich über sich selber, er wollte es nicht aufkommen lassen. Er sprach eingehend und warm mit den Leuten, die in seiner Arbeitsstube auf ihn warteten, er ging noch einigemal in die Kirche, um Kriegstrauungen abzuhalten und Kinder zu taufen, deren Väter ins Feld zogen. Und da er nie etwas äußerlich, sondern jedes mit ganzer Seele tat, so griff dies alles in sein Herz.

Als er zum letztenmal gegen zwei Uhr mittags aus der Kirche in seine Wohnung ging, fühlte er plötzlich ein so heftiges schwarzes Flimmern vor seinen Augen, daß er sich am Treppengeländer festhalten mußte, um nicht umzusinken. Aber er kämpfte wie ein Held, legte den Talar ab, begab sich in das Speisezimmer, wo Else bereits seiner wartete, zeigte ein fröhliches Gesicht und zwang sich zum Essen.

„Du hast einen bitterschweren Tag gehabt," sagte sie.

„Aber einen großen, einen herrlichen Tag! Ich habe erlebt, was ich mit der ganzen Inbrunst meiner Seele ersehnt, an dessen Erfüllung ich bereits verzweifelt; nun habe ich sie mit meinen eignen Augen gesehen. Dieser Krieg hat Wunder gewirkt an einem Tage!"

„Es waren eben noch viele Leute bei dir?"

„Einige Männer, die sich verabschieden wollten, bevor sie ins Feld zogen. Sie müssen Geschäft und Arbeit stehenlassen und von Frau und Kindern scheiden. Aber du hättest hören sollen, mit welcher Zuversicht und Freude sie gingen, alle! Der eine nahm seinen Jungen mit, den ich eben erst eingesegnet hatte; und als seine Frau weinte, sagte er: ‚Mudder, laß jut sein ... 's is Anstandspflicht jejens Vaterland.'"

Nach dem Essen legte er sich hin und verfiel sofort in einen totenähnlichen Schlaf.

Er mußte lange geruht haben, denn es dämmerte schon leise, als Else in sein Zimmer trat. Er konnte sich kaum aufraffen, er wußte nicht, wo er war, Mit einem Male fiel es ihm ein: „Ach ja, es ist Krieg!" Da war er ganz munter.

„Ich habe dich ungern gestört, aber Seydelmann war eben hier. Es sind noch einige Leute gekommen, die morgen früh ausrücken und das heilige Abendmahl wünschen."

Er stand sofort auf und tat den Talar an.

„Der eine fragte besonders nach dir, er ist ein Sohn vom Bärwalder Kutscher."

„Was? Dem alten Schikorr sein Einziger? Ich habe ihn erst im Mai hier getraut — und nun auch mit!"

Zwei Paare standen in der Sakristei, in der er zu so später Stunde das heilige Abendmahl austeilte: der junge Schikorr, der in seinem bürgerlichen Beruf Schlosser war und jetzt als Kavallerist einen martialischen Eindruck machte, und dann ein andrer. In der matten Abenddämmerung konnte er die Uniform nicht erkennen. Aber er stand so ruhig und unberührt an der Seite der blonden bleichen Frau,

daß er dachte: „Vielleicht einer, der nicht unmittelbar ins Feuer muß, ein militärischer Beamter oder dergleichen.“

Nach der Feier trat er, wie er es zu tun pflegte, zu ihm heran. Jetzt sah er, daß er zur Marine gehörte. „Leitender Ingenieur auf einem Unterseeboot.“ Er antwortete es so ruhig und fest, als gälte es eine kleine Probefahrt. Und die junge blonde Frau an seiner Seite zerdrückte eine Träne, als schämte sie sich ihrer.

Auch dem jungen Schikorr hatte Hans einige freundliche Worte gesagt. Als dieser darauf die Sakristei verließ, sah er, daß er den linken Fuß nachzog.

„Was haben Sie denn, Schikorr? Sind Sie mit dem Bein nicht in Ordnung?“

„Jawoll doch, Herr Pfarrer, 's is nichts.“

„Aber Sie hinken ja.“

Ein breites Lächeln.

„Herr Pfarrer,“ trat da die junge Frau, die sich bis dahin schweigend verhalten, an Hans heran, „mein Mann hat drei Wochen an einer offenen Beinwunde im Stadtlazarett gelegen. Es ist auch jetzt noch nicht gut.“

„Willst du woll stille sein, Tine! Ich brauch doch nicht zu laufe, ich komm doch aufs Färd,“ winkte der junge Soldat ärgerlich ab.

Aber Tine kümmerte sich nicht darum: „Der Herr Doktor wollte ihn nicht gehen lassen. Aber da war kein Halten nich. Sein krankes Bein, sein Verdienst, seine Frau, alles ist ihm ejal, er muß in'n Krieg!“

„Is auch richtig so. Jetzt gibt es keinen Verdienst und keine Krankheit. Jetzt gibt es nur das Vaterland, das in Not is. — Adjüs, Herr Pfarrer, und scheenen Dank!“

Als Hans nach Hause kam, wartete schon wieder jemand auf ihn. „Ein junger Mensch,“ sagte Else, „der dich unter allen Umständen noch sprechen wollte.“

Ein Gesicht, das ihm bekannt war, strahlte ihm entgegen. „Der Herr Pfarrer kennen mich nicht mehr. Fritz Mattern. Ich war einmal hier beim Herrn Pfarrer und bat ihn um seine gütige Fürsprache, weil ich gern bei der Marine ankommen wollte.“

„Ich besinne mich, aber man nahm Sie nicht, und Sie erhielten hier in einem Geschäft eine viel bessere Stellung als Elektrotechniker, mit der Sie sehr zufrieden waren.“

„Ja,“ erwiderte der junge Mensch, und ein glückerfülltes Lachen zog um seinen Mund, triumphierte aus seinen kleinen Augen, „aber nun habe ich es doch erreicht! Ich bin Heizer geworden auf einem Kriegsschiff. Morgen geht's los! Und ich wollte es Ihnen doch noch erzählen!“

„Ein Volk von Helden!“ sagte Hans zu seiner Schwester. „Mann für Mann! Der eine leitender Ingenieur auf einem Unterseeboot! Unter dem Wasser, im tiefsten Dunkel zieht er dahin, sieht nicht Himmel und Erde, immer auf schwerem, verantwortungsvollem Posten, todesbereit, todesgewiß, indes die blonde Frau auf ihn harrt, für ihn betet. Der andre hat eine offene Beinwunde! Aber er schwingt sich aufs Pferd, weil sein Vaterland in Not ist. Der dritte ist stolz und glückselig, weil er eine gute Stellung aufgeben und da unten tief in der Nacht und Gluthitze eines Schiffskolosses Heizerdienste tun darf! Und sie alle eilen in Gefahr und Tod mit leuchtendem Lachen, mit fester Siegeszuversicht! Lieb Vaterland magst ruhig sein!“

Fiebernde Tage folgten, Tage voller Glut und Kraft, voll heißer Spannung und Erwartung. Der Krieg ging durch die Lande.

Er war immer da gewesen, aber er hatte geschlafen. Geschlafen unter den Feldern, die ihre Früchte brachten zu ihrer Zeit, unter der schwellenden Saat, über die die Sonne mit weicher, warmer Hand dahinstrich, die der Sturm beugte und wieder hob. Geschlafen in der Glut der Tage, im Schutze der kühlen Nächte, unter den Liedern der Vögel, die den Frühling kündeten, unter dem fallenden Laub, das der Herbst wie eine goldschwere Decke über den erdduftenden Boden breitete. So fest geschlafen, daß sie ihn alle vergessen hatten, in ihren kleinen Freuden und kleinen Leiden aufgingen, sich ihre Sorgen schufen und ihre Plagen, ohne die sie nun einmal nicht leben konnten, und Weihnachten für Weihnachten gedankenlos ihr „Friede auf Erden" sangen, als müßte es so bleiben, ewig, ohne alles Aufhören.

Nun aber war er erwacht. Er reckte die knöchernen Glieder, er nahm die gewaltige Sense und hob das schlangenhaarige Haupt. Er riß das eherne Horn von den fleischlosen Rippen und stieß mit den blutleeren Lippen bis in seine tiefste Tiefe hinunter, daß es durch die ganze Welt gellte und schrie: „Der Krieg ist aufgestanden! Macht euch bereit!"

Und sie machten sich bereit. Es war, als dröhnte die ganze Erde von den Fußtritten ausrückender Truppen, von dem Hufschlag gesattelter Pferde. Durch die Wälder und Felder ging das Rauschen der großen Zeit. In ihrer trutzigen Stärke standen die Bäume, die schlanken Stämme in Reih und Glied, wie marschbereit. Selbst am Himmel war geschäftige Bewegung. Die Wolken jagten dahin, als wollten sie sagen: Wir ziehen mit, wir sind

mobil! Und die Sonne leuchtete hell und klar, als wiese sie die Bahn zum Kampf, zum Sieg!

In Rodenburg war alles Geschäftigkeit; auf dem Bahnhof, in den Magazinen, in den Werkstätten ein Rennen und Hasten, ein Summen und Surren. Und die Nacht war wie der Tag: Tat und Vorwärtsdrang.

Überall sah man Soldaten: einzelne, in Gruppen, in Zügen. Regimenter zogen mit klingendem Spiel durch die Straßen, freiwillige Wächter der Bürgerwehr schritten, die Flinte über die Schulter geschnallt, an den öffentlichen Gebäuden, den Brücken, den Wasserbehältern auf und nieder. Alles war ineinander eingespielt wie die Räder eines großen Uhrwerks, und in allem eine Ruhe und Kraft zugleich, als gehörte diese Arbeit zur täglichen Übung und bedeutete ganz und gar nicht etwas Neues oder Ungewohntes.

Auch für Hans gab es diese Tage nicht weniger zu tun als am Sonntag. Die Nottrauungen mehrten sich, den ganzen Nachmittag über hatte er Abendmahlsfeiern, in seiner Amtsstube war ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Er fand für jeden das rechte Wort, und jeder fühlte, daß es Liebe und Mitgefühl eingaben.

Eine Befriedigung, wie sie ihm all sein Wirken und Schaffen bisher nicht gegeben, kam über ihn, er fühlte, daß er in der großen Bewegung, die unaufhaltsam und gewaltig jetzt durch die Welt schritt, kein unnützes Glied war. Zudem erfüllte ihn die Sicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der sich da draußen die Mobilmachung vollzog, der Mut und die Zuversicht, die ihm aus jedem Wort, jedem Auge entgegenleuchtete, mit Stolz und Bewunderung für sein Volk.

Aber dann kamen Augenblicke, wo die heilige

Not der Zeit ihn im tiefsten Herzen packte, wo er den Familienvätern, die sich von Frau und Kind losreißen mußten, den jungen, mit so heiliger Lust und flammender Begeisterung ins Feld rückenden Männern nur mit stiller Wehmut ins Antlitz schauen konnte. Das Widernatürliche des Krieges, das alle Kultur zerstörte, allem Christentum und aller Religion einen Schlag ins Gesicht versetzte, sprach in diesen Augenblicken zu seiner trauernden Seele. Dann war ein Kleinmut in seiner Seele, dessen er sich schämte, gegen den er kämpfte mit aller zähen Kraft, der aber immer aufs neue über ihn kam.

Melde mich zur Einquartierung beim Herrn Pfarrer Warsow in St. Nikolai!"

„Fritz!" rief Else und stürzte dem Eintretenden entgegen. „Wie frisch du aussiehst, und wie dich die Uniform kleidet! Ich habe dich lange nicht in ihr gesehen."

„Ich fühle mich auch recht wohl in ihr. Jetzt mag der Teufel in Zivil umherlaufen und die Felder bauen oder den Boden düngen. Jetzt weiß man doch, wozu man Soldat ist! Und daß sie mich nicht nur in mein altes liebes Kürassierregiment eingestellt, sondern sogar zum Ordonnanzoffizier gemacht haben, du kannst dir wohl vorstellen, wie mich das gefreut hat." Seine Augen leuchteten, heilige Freude verschönte sein männliches Antlitz.

„Das kann ich, mein guter Junge! Aber verdient hast du es."

Sie war immer sehr stolz auf den jüngeren Bruder gewesen. Sie hatte ihn beim frühen Tode der Eltern erziehen helfen. Mit Hans verband sie Gleichartigkeit, ihm gegenüber fühlte sie sich wie eine Mutter.

„Wenn unser Vaterland lauter solche Männer hätte!"

„Ganz andre hat es, sage ich dir!“ wehrte er ab, in seiner Bescheidenheit beinah empört über ihre Worte. „Du sollst sie sehen! Ein Mut und eine Umsicht ist in ihnen, es ist staunenswert. Ich habe bis gestern auf dem Generalkommando in Königsberg gearbeitet. Wie alles klappte und auf seinem Posten war! Es war eine Freude.“

„Und nun bist du noch zu uns gekommen!“

Er lächelte: „Ach, du meinst, um mich feierlich von euch zu verabschieden! Nein, mein braves Muttchen, so löblich und schicklich an sich das auch wäre, dazu läßt uns der Krieg nicht Zeit. Ich bin natürlich dienstlich hier. Ich führte gestern nacht einen Eisenbahnzug Soldaten von Königsberg hierher, wir machen hier Quartier bis morgen. Ihr werdet auch noch einige Mann bekommen.“

„Deine Leute sollen es gut bei mir haben!“

„Das will ich meinen. Es sind prachtvolle Kerle! Zwar wenn sie so lange auf einen Bissen warten müssen wie ihr Rittmeister ...“

„Daß ich daran nicht dachte! Verzeih, ich will nur Hans holen, dann mach' ich alles fertig.“

Aber er rief sie noch einmal zurück. „Wie ist es denn mit Hans?“ fragte er.

Ein Schatten flog über ihr Antlitz. „Er hat eine sehr schwere Heimreise gehabt.“

„Ich hörte von der Geschichte. Unglaublich! So machen sie es! Aber schließlich ... wir leben nun einmal im Krieg. Und so etwas überwindet sich doch.“

„Er kam dann gerade eine Stunde vor der Mobilmachung ziemlich erschöpft hier an und mußte sich ohne jede Pause in eine atemlose Tätigkeit stürzen. Alles kam zu ihm. Man sah recht, welche Liebe und welches Vertrauen sie ihm entgegenbringen.“

9*

„Das ist doch schön und müßte ihn erheben."

„Das tat es auch. Er hat gepredigt, wie ich ihn noch nie gehört. Dann ging es von einer Amtshandlung zur andern, ich sah ihn kaum zu den Mahlzeiten."

„Wohl dem, der jetzt zu tun hat!"

„Aber du weißt, wie ihn das alles innerlich anfaßt. Es war von jeher seine Schwäche und seine Stärke zugleich, gut für die andern, weil er ihnen aus ganzer Seele gibt, verzehrend für ihn."

„Wir müssen uns jetzt alle mehr oder minder verzehren, das sind wir dem Vaterland schuldig."

„Dasselbe sagte er. Es ging auch alles ganz gut — bis Englands Kriegserklärung kam."

„Was zum Kuckuck macht ihm die Krämerbande Sorge?"

„Das ist es wohl nicht. Es ist etwas andres. Er spricht sich darüber nicht aus, aber ich weiß es. Seine ganze Lebensanschauung, die christliche Grundlage, auf die er bisher gebaut, ist ins Wanken gekommen. Zwei Welten kämpfen in ihm: die alte, die er sich in langen Friedenszeiten auf Grund seiner geistigen Tätigkeit gebaut, die ihm nun in Trümmer zerfällt, und die neue, in die er sich finden soll."

Das Mädchen kam und sagte, daß unten auf der Diele Soldaten wären, die einen Einquartierungsschein vorwiesen.

Else hatte nun vollauf zu tun. Aber sie machte alles schnell ab, sie durfte nichts von der kostbaren Zeit verlieren, die sie noch mit Fritz zusammen sein konnte.

Als sie sich mit ihm zum Frühstück niedersetzte, kam Hans, der in der Kirche zu tun gehabt und dann noch einen Krankenbesuch gemacht hatte. Seine Freude war nicht minder herzlich, als er Fritz in der grauen Reiteruniform vor sich sah.

„Ich hatte es schon aufgegeben, dir noch einmal die Hand drücken zu können, und nun wird es uns doch noch. Wie glücklich ich darüber bin!"

Fritz aß mit prachtvollem Appetit die schöne Bärwalder Fleischwurst, die die Hutemach gerade heute geschickt.

„Wie siehst du denn die Lage an?" fragte Hans.

„Gut. Die Russen werden uns hier zu schaffen machen. Aber wir werden sie zwingen. Es ist doch eine schöne Aufgabe, dies Ostpreußen, das einem so viel geworden, jetzt mit dem Schwert in der Hand verteidigen zu können."

„Wir haben viele Feinde."

„Gewiß. Aber sie kämpfen, weil sie müssen. Bei uns weiß der allereinfachste Trainfahrer, worum es sich handelt. Das ist der Unterschied."

Hans blickte zu Fritz herüber. Er hatte ihn immer gern gehabt, aber manchmal doch wohl nicht hoch genug eingeschätzt. Da saß er ihm gegenüber und war so heiterer Zuversicht und so frohen Muts und aß seine Wurst und seinen Schinken ohne jeden Skrupel und Gedanken, wie je in seinen besten Tagen in Bärwalde. Und war doch im Begriff, in den Kampf zu ziehen und sein Leben in den Tod zu geben.

Endlich war Fritz mit seinem Frühstück fertig. Er gab einem Unteroffizier, der draußen wartete, einige Weisungen und trat dann in das Zimmer zurück. Else war in die Küche gegangen, für das Essen der einquartierten Mannschaft die Anordnungen zu geben. Die beiden Brüder waren allein.

„Es ist dir nicht gut gegangen, Hans?" fragte Fritz, und die alte, herzliche Besorgnis, die er stets für den älteren Bruder gehabt, sprach aus seinen Worten.

„Es ist nicht der Rede wert. Es war mehr so

eine Art von seelischem Druck, es stürmte zuviel auf mich ein. Aber das ist längst vorbei."

„Ich habe jetzt oft an dich gedacht. Es war vielleicht so unwahr nicht, was Edith einmal meinte."

„Edith?" gab Hans zurück, und etwas Gereiztes war in seiner Frage. „Was meinte sie?"

„Daß es ein eigen Ding wäre, sein Leben ganz aufs Geistige zu bauen."

„Das muß sie ja wohl wissen! Nur durch das Geistige sind wir geworden, was wir sind."

„Ganz recht. In der Seele liegen Eigenschaften, durch die man Schlachten gewinnen oder verlieren macht, so ungefähr sagt ein großer Schlachtenlenker von 1870. Jetzt wird es sich zeigen, ob das, was ihr in der langen Friedenszeit gesät, die Früchte bringen wird, die wir da draußen brauchen: die Tat der Selbstüberwindung und die Kraft zum Siege, die nur aus dem reinen Gewissen strömt."

Wieder blickte Hans den Bruder an. Und es war ihm, als sähe er ihn jetzt mit ganz andern Augen, ja, als sähe er ihn zum erstenmal in seinem Leben. Was er da sprach, klang so klug und durchdacht, es war dasselbe, was er sich jetzt in mancher schlaflosen Nacht immer wieder gesagt, die neue und umstürzende Erkenntnis war es, die ihm in diesen wenigen Tagen geworden. Und mit welcher zarten Rücksicht und Schonung er ihm das äußerte! Mit jener gewissen Ehrfurcht, die er stets dem älteren Bruder und seinem Tun entgegengebracht, und die er auch jetzt nicht verleugnete, wo er andrer Meinung war. Er stand auf und gab Fritz die Hand: „Du hast recht, lieber Kerl. Die Zeit des Denkens und Grübelns ist vorbei, die des Handelns ist gekommen. Ihr, die ihr auszieht, seid die Helden. Schlimm genug, daß man nicht wenigstens als Feldprediger mit hinauskann, die Soldaten anzu-

feuern, die Verwundeten zu trösten und zu pflegen. Ich war gestern bei meiner Behörde —"

„Du wolltest mit?" fragte Fritz voller Erstaunen.

„Gewiß wollte ich. Aber sie lehnten es rundweg ab. Ich wäre hier unabkömmlich, damit mußte ich mich zufriedengeben."

„Du wirst auch hier dein Gutes wirken. Ich weiß es ganz genau."

„Müßig werde ich nicht sein. Das ist der einzige Trost, der mir geblieben ist."

Dieser Tag besiegelte ein ganz neues Bündnis zwischen den beiden Brüdern. Ganz wunderbar, sagte sich Hans, was diese Tage alles vermögen! Sie werten nicht nur die Dinge um, sondern auch die Menschen und unser ganzes Verhältnis zu ihnen.

In der Frühe des nächsten Tages rückte Fritz mit seinen Soldaten aus. Für Hans aber waren die Stunden, die Fritz in seinem Hause geweilt, Stunden unvergleichlichen Gewinns geworden. Daß ich einmal bei ihm in die Schule gehen würde, hätte ich früher nicht gedacht, sprach er zu sich selber, und nun ist er mir ein guter Lehrmeister geworden!

Und es ward wieder froh und frei in ihm.

Indessen zog Fritz hinaus in den erwachenden Morgen, der am mattblauenden Himmel aufgeblüht war und mit seinem siegenden Licht die stille Welt erfüllte.

Der nächste Aufenthalt, den er für eine kurze Mahlzeit zu nehmen hatte, war Pronitten; von da aus gab es dann einen längeren Marsch quer durch das Land hin zum Sammlungsort der Truppen. Er wäre gern noch für einen Augenblick nach Bärwalde herangeritten, aber dazu blieb ihm keine Zeit.

Müde und schläfrig lag der große Pfarrgarten in der Glut des Vormittags. Einige weiße Falter

strichen langsam über die Blumenbeete dahin, das Gesurr der Bienen, die träge von Blüte zu Blüte flogen, war der einzige Laut in der schwülen Einsamkeit.

Er brauchte nicht lange zu suchen. Durch die hohen Stauden der Bohnen da drüben, wo der Gemüsegarten ansetzte, sah er ein Frauenkleid schimmern; nun war er an ihrer Seite, so schnell, daß sie sein Kommen gar nicht bemerkt hatte, und erst, als er dicht neben ihr stand, durch das Klirren seiner Sporen aufmerksam wurde. Ein leichtes Erschrecken ging durch ihren Leib, aber aus ihrem Gesicht leuchtete ihm helle Freude entgegen.

„Wie schön, daß Sie noch einmal kommen!" sagte sie in ihrer gewinnenden Art und reichte ihm die Hand.

„Ja," erwiderte er, „jetzt ist es da, was Sie damals immer noch nicht wahrhaben wollten. Wenige Minuten noch, dann ziehe ich mit meiner Truppe von hier aus zum Sammelpunkt. Und dann geht es dem Feind entgegen."

„Froh und zuversichtlich, wie ich sehe."

„Froh und zuversichtlich!" wiederholte er. „Der Glaube an den Sieg ist der Sieg. Und den haben wir alle!"

„Und gar keine Furcht — nicht ein ganz klein wenig?"

„Furcht? Das Wort gibt es im Wörterbuch eines preußischen Soldaten nicht." Aber als hätte er Sorge, ruhmredig zu erscheinen: „Freilich, wie einem zumute sein wird nachher da draußen, wenn die Kugeln um einen sausen und die Granaten platzen, das kann man heute noch nicht wissen. Das muß man eben abwarten. Furcht aber wird es auf keinen Fall sein! Des bin ich gewiß ... Es ist so einfach: Siegen oder sterben! Etwas andres kann

es gar nicht geben. Und der Tod, ist der denn wirklich zu fürchten? Einmal müssen wir doch alle dran!"

Wieder hielt er einen Augenblick inne und fuhr dann, noch ernster geworden, fort: „Vor einigen Jahren war ich mit einer schönen Arbeit beschäftigt: ich hatte den Auftrag, die Geschichte meines Regiments zu schreiben. Es war keine leichte Aufgabe, ich hatte sie mir zuerst nicht so schwierig vorgestellt. Aber je weiter ich fortschritt, um so mehr fühlte ich, daß sie mir selber den größten Gewinn brachte. Ich lernte die Helden kennen, die einmal diesem Regiment gedient, die Blut und Leben für seine Fahnen gelassen hatten. Aus der Geschichte und aus dem Leben großer Männer zu lernen, das ist wohl die einzige Schule, die uns Frucht bringt. Diesem Buch habe ich ein Wort vorangesetzt, ich habe es aus tiefster Überzeugung getan, und es ist mir seitdem immer mehr zur inneren Gewißheit geworden, keine Losung meines Buches mehr, sondern meines Lebens."

„Und dieses Wort?" fragte sie mit einem leisen Zaudern.

„Ein altes Lied:

Kein schön'rer Tod auf dieser Welt,
Als wer vom Feind erschlagen,
Auf grüner Heid im freien Feld,
Braucht nit hören groß Wehklagen."

Sie gingen sehr langsam. Ein heißes Flimmern war in der Luft, die Bäume standen regungslos, kein Blatt bewegte sich.

„Ein schönes Wort," sagte sie nach einer langen Pause. „Aber es ist auch etwas in ihm, das niederdrückt. Was können wir hier drinnen denn tun?"

„In der Stille arbeiten und Wunden heilen!"

„Das wollen wir. Aber freilich, es ist nur sehr wenig, beschämend wenig gegen das, was Sie da draußen tun.“

„In dieser Zeit rechnet wohl niemaud, wer mehr gibt, und wer mehr empfängt. Liebe ist Liebe, ob sie viel oder wenig zu tun vermag. Wenn sie nur gibt, was sie kann!“ Und nun, in dem sichtbaren Bestreben, dem Gespräch einen heitereren Ton zu leihen: „Sie waren ja von jeher in Samariterpflichten geübt.“

„Sie haben mich oft genug damit gefoppt. Aber nicht ganz mit Recht, wie ich hoffe. Unser Schulhaus da drüben ist bereits zum Lazarett gemacht, auch das obere Stockwerk des Pfarrhauses ist zur Aufnahme für Verwundete eingerichtet, Sie müssen es sich nachher einmal ansehen.“

„Dazu werde ich schwerlich kommen, meine Zeit ist um.“

Ihr Gesicht war um einen Schein blasser.

„Ich möchte Ihnen ein kleines Andenken hinterlassen, Fräulein Hanna,“ sagte er, und es war das erstemal, daß er sie beim Vornamen nannte. „Würde es Ihnen eine Freude sein, wenn ich Ihnen jenes Buch, die Geschichte meines Regiments, kommen ließe?“

„Eine größere könnten Sie mir nie machen.“

In ihren Worten lag ihre Seele und sprach zu ihm, wehmütig und jauchzend zugleich.

„So werde ich es sofort für Sie bestellen.“

Sie waren dem Hause ganz nahe; dicht vor der Pfeifenkrautlaube blieb sie stehen.

„Ich habe noch etwas, das ich Ihnen sagen möchte, sagen muß,“ und wieder kamen die Worte schwer und zögernd von ihren Lippen. „Sie meinten vorhin, es gäbe für Sie in diesem Kriege nur eins: Siegen oder sterben!“

„Ganz richtig. Es ist auch der Titel meines Buches."

„Es wäre aber noch etwas andres denkbar."

„Sie meinen, lebend in die Hände der Feinde fallen! Nein, das wird nie geschehen, dafür ist gesorgt."

„Man könnte verwundet werden."

„Auch das muß man tragen, obwohl es ein viel schwererer Gedanke ist als das Sterben."

„Es brauchte keine schwere Verwundung zu sein, es könnte eine leichte werden. Aber gleichviel, ob schwer oder leicht, würden Sie mir einen großen Wunsch erfüllen?"

Er erriet ihre Frage: „Sie meinen, ich soll dann da drüben in Ihr Lazarett kommen, auf das Sie mir bereits durch freundlich angebotene Führung Appetit machen wollten."

„Das meinte ich, aber nicht da drüben, sondern hier bei uns im Pfarrhause. Und, nicht wahr, Sie versprechen es?"

„Gern, wenngleich ich von Ihrem freundlichen Anerbieten, offen gestanden, lieber nicht Gebrauch machte."

Ein kurzer Abschied noch von der Frau Pfarrer, ein herzliches Segenswort von dem alten Herrn. Dann ritt Fritz Warsow an der Spitze seines Zuges über das rauhe Pflaster von Pronitten ins Feld hinaus.

Nun war es still geworden in Rodenburg. Das Leben in den Straßen verstummte, die Geschäfte sahen nur noch einen müden Verkehr, die Gastwirtschaften standen leer, und die Häuser wurden frühzeitig geschlossen. Das war das äußere Gesicht, das die Stadt zeigte. Da drinnen aber gab es rastlose Tätigkeit. Dr. Stoltzmann, der vor

kurzem seine Ernennung zum Oberbürgermeister erhalten, war jetzt ganz an seinem Platze.

Ohne alle Weitschweifigkeiten traf er seine Anordnungen. Jedes bureaukratische Beiwerk war ihm von jeher verhaßt gewesen. „Solch Schnickschnack war früher schon vom Übel, jetzt ist es Todsünde; wir haben Wichtigeres zu tun," sagte er zu dem zweiten Bürgermeister Kernstock, einem älteren Herrn, der am Hergebrachten hielt und die Schablone für seligmachend hielt. Er selber hatte eine zähe Arbeitskraft und forderte sie von seinen Mitarbeitern und Beamten, aber er war sachlich in allem und immer gerecht. Sie wußten es und folgten ihm gern, auch wenn er viel verlangte. „Wenig Worte und viele Taten!" war seine Losung.

Die Sitzungen, die unter seinem Vorgänger den ganzen Vormittag über gedauert, waren bei ihm, wenn es hoch kam, in zwei Stunden erledigt, aber es war das Doppelte in ihnen geschaffen. Besprechungen mit den einzelnen Dezernenten durften sich nur unter besonderen Umständen über fünf Minuten hinaus ausdehnen. Das war jedem bekannt, und er hatte sich danach zu richten.

Hans Warsow saß gerade über der Arbeit zu einer Kriegsandacht, als ihm der Besuch des Oberbürgermeisters gemeldet wurde.

„Ich komme, um einiges Notwendige mit Ihnen zu besprechen. Es ist wesentlich, daß wir in dieser schweren Zeit gemeinschaftlich arbeiten. Jede Zersplitterung muß ausgeschieden sein. Staat und Stadt, Kirche und freie Vereine, alles muß an demselben Strange ziehen. Vor allem gilt es, jede Art von Liebestätigkeit unter einen Hut zu bringen. Sie haben einen Armenverein in Ihrer Gemeinde, dem jetzt große Aufgaben zufallen. Er muß sich natürlich dem Ganzen einordnen. Wir, meine ich,

geben von uns aus keine Unterstützungen, soweit Ihre Gemeinde in Betracht kommt, ohne uns mit Ihnen ins Einvernehmen zu setzen. Sie tun dasselbe."

„Ich bin einverstanden."

„Dann das zweite: die Pflege der Verwundeten. Wir werden vom östlichen Schlachtfelde sicher viele hierherbekommen, besonders die Schwerverwundeten, die nicht weit gebracht werden können. Ich bin von der militärischen Behörde angefragt und habe eine Anzahl von Betten zur Verfügung gestellt, die ich beträchtlich zu vermehren hoffe. Unser Stadtlazarett genügt selbstverständlich nicht. Einige Privatkliniken und die beiden Logen werden bereits eingerichtet —"

„Ich dachte auch an unser neues Vereinshaus," sagte Hans, „es ist geräumig und würde sich zu Lazarettzwecken eignen, der große Saal für die einfachen Soldaten, die Nebenräume für Offiziere oder Einzelpflege."

„Gerade das war auch mein Gedanke. Ihr Fräulein Schwester würde dort die Leitung übernehmen und sich die Helferinnen besorgen; die ärztliche Leitung soll, wie ich eben höre, Doktor Moll bekommen — Sie kennen ihn, er ist einer unsrer besten Chirurgen. Meine Frau, die in Königsberg einen Samariterkursus durchgemacht, übernimmt die Loge ‚Zum goldenen Schlüssel' ... Übrigens, Sie sehen schlecht aus. Aber das hilft jetzt nichts. Wir müssen alle 'ran, bis zum letzten. Gesund ist der, der sich vor Arbeit nicht lassen kann, krank allein, wer wenig zu tun hat. Auf Wiedersehen, ich habe eine Sitzung im Rathause."

Hans mußte lächeln. Jetzt machte er es mit ihm geradeso wie mit den Beamten, die ihm unterstellt waren. Ohne zu fragen und zu hören! Aber es

war ihm recht so, er fügte sich gern, wo er wirklichem Können begegnete. Und in einer Zeit wie dieser gab es nur Befehlen und Gehorchen. Alles andre hinderte und hielt auf.

Die ersten Scharmützel an der Grenze. Einige heftigere Gefechte folgten und wurden zu Siegen für die Deutschen. Das Gemeindehaus und die Loge „Zum goldenen Schlüssel", beide mit staunenswerter Eile ihren Zwecken dienstbar gemacht, traten in Tätigkeit.

Die Anzahl der Verwundeten war nur gering. Dennoch hatte Else, da sie allein war, genügend zu tun. Aber sie verrichtete ihre Arbeit mit der Umsicht und Ruhe, die ihre weibliche Tätigkeit bisher auf allen Gebieten ausgezeichnet hatte. Schon ihre Art, mit den Kranken umzugehen, diese sanfte, stille, dabei ganz bestimmte Art wirkte auf die Leute beruhigend und lindernd.

Hans stand ihr treu zur Seite. Er hatte den Vorsatz, den er nach Fritzens Abreise gefaßt, mit strenger Willenskraft zur Wirklichkeit gemacht. In ernster Abrechnung mit sich selber hatte er hinter ein großes Stück seines vergangenen Lebens einen Strich gemacht. Das Geistige, dem er sein ganzes Sein bisher geweiht, war jetzt nur noch die Wurzel, dem die Frucht entsproß: die Tat. Nur sie durfte gelten.

Im Hilfslazarett des Vereinshauses entwickelte sich bereits einiges Leben. Die Leichtverwundeten saßen aufrecht in ihren Betten, lasen oder schrieben kurze Karten an ihre Angehörigen; einige waren sogar aufgestanden, spielten Karten oder Damebrett und unterhielten sich eifrig über die politische Lage. Mit ihnen zu sprechen war eine leichte Aufgabe, sie waren guter Dinge und brannten trotz der vorzüglichen Pflege, die ihnen hier zuteil wurde, nur

darauf, möglichst bald heraus und wieder vor den Feind zu kommen.

„Lassen Sie nur gut sein, lieber Freund," sagte Hans zu einem strammen Kavalleristen, der einen Schuß ins Bein bekommen und auf einer Krücke mühsam dahinhumpelte, „in vier Wochen sind Sie so weit, da können Sie, wenn alles gut geht, wieder ins Feld!"

„Was?!" rief der Mann und sah ihn ganz entgeistert an. „Vier Wochen soll ich noch warten? Das ist nicht Ihr Ernst, Herr Pastor!"

Aber es gab auch schon einige Schwerverwundete, die, stöhnend und oft vor Schmerzen schreiend, in ihren Betten sich wanden. Mit ihnen sprach Hans in den lichten und schmerzfreien Augenblicken und freute sich des Mutes und der Kraft, mit der sie ihre Leiden für das Vaterland auf sich nahmen.

Besonders einer erregte seine Bewunderung. Es war ein nicht mehr junger Landwehrmann aus Berlin, namens Adam, der durch ein Schrapnell eine schwere innere Verletzung davongetragen hatte und nun den ganzen Tag in einer mit warmem, fließendem Wasser gefüllten Wanne liegen mußte. Aber er fühlte sich so wohl in seinem nassen Element und trug sein Leiden mit solchem Humor, daß er von seinem Nebenraum aus oft die andern in dem großen Saal unterhielt und mit seinen treffenden Witzen selbst die Niedergedrückten aufzurichten und zu erheitern wußte. Mit seinem kahlen Kopfe, dem schwarzen, zu beiden Seiten herunterhängenden dünnen Schnurrbart, den kleinen triefenden Augen und dem entblößten kurzen Hals, der aus der mit einem braunen Tuch bedeckten Wanne hervorragte, sah er aus wie eins der sagenhaften Wasserwesen und war von Else „Nickelmann" getauft. Niemand nannte ihn seitdem anders, und seine kleine Zelle

war stets umlagert von Kameraden, denen er von seinem Flußbett aus in philosophischer Gelassenheit seine Weltweisheit verkündete und in seiner trockenen Art Trost und Mut zusprach.

Am liebsten aber hatte er den Pastor um sich, der „verstand“ ihn, wie er sagte, am besten, und mit ihm konnte er sich ein bißchen „gebildeter“ als mit den andern unterhalten.

Nun machte Hans auch seinen ersten Besuch in der Loge „Zum goldenen Schlüssel“.

Im einfachen, aber kleidsamen blauen Leinenkleide, das weiße Häubchen auf der Krone der dichten, welligen Haare, die Binde mit dem roten Kreuz um den Arm, trat ihm die Leiterin entgegen: Frau Lisa Stoltzmann. Auf den weichen Wangen lag ein rosiger Schimmer, das anziehende Gesicht strahlte in dem Bewußtsein der neuen Würde. Sie hatte immer die schöne Eigenschaft besessen, allem, was sie anfing, die besten Seiten abzugewinnen; selbst den tiefen Ernst sah ihr rheinisches Temperament niemals ohne einen Lichtschein.

Die Zahl der Pfleglinge war hier noch geringer als im Vereinshause und bestand zum großen Teil aus Offizieren. Um so mehr konnte sich Frau Lisa um den Einzelnen kümmern. Sie ging von Bett zu Bett, von Sessel zu Sessel. Jeden fragte sie nach seinen Wünschen, besorgte ihm die von ihm verlangten Bücher und ließ sich Briefe an Frau oder Mutter diktieren, die sie mit einer Schnelligkeit schrieb, daß das Wort kaum mit ihrer Hand Schritt halten konnte. Und gingen dem Diktierenden die Gedanken einmal aus, dann ergänzte sie sofort so liebenswürdig und zutreffend, daß jener meinte: so gut hätte er es selber nie machen können, das würde seine Frau besonders freuen.

Und allen diesen Kranken, ob sie alt oder jung, verheiratet oder ledig, ob ihre Wunden leicht oder schwer waren, eins war ihnen gemeinsam: eine unbegrenzte Schwärmerei für ihre vornehme, stets fröhliche Pflegerin. Und weil sie Worte ihr gegenüber nicht wagten, so gaben sie ihrer Verehrung in um so beredteren Blicken und zarten Blumengebinden, die sie bei den Wärtern bestellten und ihr ins Haus sandten, einen stillen Ausdruck. Frau Lisa schalt dann wohl, aber ließ es sich doch gefallen.

Sie begrüßte Hans mit herzlicher Freude. „Wie schön von Ihnen, daß Sie sich einmal auch um uns kümmern!" sagte sie. „Wir haben Sie schon sehnsüchtig erwartet, und den Herrschaften hier tut ein ernstes Wort einmal sehr not. Sie werden uns auch Andachten halten wie im Vereinshaus drüben — nicht wahr? Dort haben Sie die Donnerstage in Aussicht genommen, würden Ihnen bei uns die Freitage recht sein? Hier im großen Saal, damit alle Sie hören können, auch die Bettlägerigen. Ich werde alles würdig herrichten."

Nun führte sie ihn zu den einzelnen Patienten. Sie empfingen ihn freundlich und dankten ihm für seinen Besuch. Aber er merkte sehr bald, daß er und seine Worte die Herren weniger interessierten als die schöne Frau, die ihn begleitete. Und lächelte im stillen und dachte: Wenn sie in ihrer schweren Lage nur einige Aufrichtung finden, gleichviel wer sie ihnen bringt! Und sah nicht scheel und gönnte ihnen ihr unschuldiges Vergnügen.

Siegesbotschaften kamen vom Westen, eine folgte der andern, dicht wie Hagel fielen sie. Lüttich war im Sturm genommen. Mit einer Schnelligkeit, wie man sie nie geträumt, schritt der deutsche

Erobererfuß in Belgien vor, eine Festung nach der andern zertrümmerte die eiserne Faust.

Eine starke Erhebung ging durch das Volk; nachdem der Krieg eben erst begonnen, leuchtete bereits die Sonne des Sieges.

Hans wurde von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen. Wunder und Zeichen schienen zu geschehen, der Gott, der sich nicht spotten ließ, hielt die schirmende Hand über der gerechten Sache. Kein übertönend Lob, kein frühzeitiges Jauchzen, aber demütig inniger Dank strömte aus den Predigten, die Hans Warsow in St. Nikolai hielt. Es waren erst wenige gewesen. Aber sie hatten gezündet. Je tiefer er von der Größe dieser Tage, von der all sein Glauben und Hoffen überflügelnden Einheit seines Volkes gepackt war, um so freier und gewaltiger strömte ihm das Wort von den Lippen. Er brauchte es gar nicht zu formen, er gab ja dem nur Ausdruck, was in seinem Inneren fertig und bereit dalag; er mußte sprechen, weil ihn der Drang des Herzens trieb. Er hatte immer nur das Durchlebte gestalten können, jetzt aber durchlebte er alles mit einer Innigkeit des Leids, mit einer Glut der Begeisterung, von der er bisher kaum eine Ahnung gehabt. Die ganze Größe und Bedeutung seines Amtes war ihm in diesen wenigen Tagen aufgegangen. Alles Zweifeln an sich und alles Zagen war gewichen, er war glücklich, in dieser schweren Zeit in der geliebten Heimatprovinz wirken zu dürfen.

Von der Ostgrenze hörte man nach jenen ersten Siegen gar nichts. Aber hier war Hans guter Zuversicht. Und wenn sich je ein Zweifel der Ungeduld in ihm regen wollte, dann stand Fritzens Bild vor seiner Seele, der helle Mut und der sichere Siegeswille, mit dem er hinausgezogen

war, und der sich ihm unauslöschlich eingeprägt hatte.

Da kam die Kunde von den unerhörten Greueln, die in Belgien geschehen. Wie im ganzen deutschen Reich löſten sie auch in Rodenburg eine maßloſe Erbitterung aus; auf niemand aber wirkte sie so, wie auf Hans.

Er konnte es nicht fassen, daß ein christliches, ein stammverwandtes Volk, für das er stets eine besondere Liebe gehabt, dessen reiche Kunstschätze er des öftern vom Rheinland aus besucht, daß solch ein Volk dieser ungeheuren Barbarei fähig war. Was die andern empörte, ward für ihn zum Schmerz, der tiefer und tiefer fraß.

Else sah das Leid, das an ihm zehrte, und verstand es, weil sie seine Natur und seine Anlage kannte. Er aber stürzte sich mit doppelter Kraft in die Arbeit. Die Tätigkeit in den Lazaretten, die immer noch wenig in Anspruch genommen wurden, füllte seine Zeit nicht aus, so widmete er sich der Pflege der Armen, er suchte sie in ihrer Not auf, er wurde ihnen Tröster und Helfer.

Eine Karte von Fritz traf ein. „Wir haben sehr anstrengende Märsche gehabt," schrieb er, „oft vierzig Kilometer den Tag. Aber ich bin gesund und froher Siegeszuversicht."

Zugleich aber kam eine ernste Kunde, pflanzte sich von Mund zu Mund und schnitt wie Habichtspfeifen durch die Stadt: die Deutschen hätten es mit einer ungeheuren russischen Übermacht zu tun. Einige Verwundete, die anlangten, bestätigten das Gerücht: ihre Kameraden kämpften mit unglaublicher Tapferkeit, sie hätten auch Siege errungen, aber einer Sintflut gleich wälzten sich immer neue Heere über sie dahin. Schösse man einen nieder, gleich stünden zehn für ihn auf. Die Opfer, die die

10*

Deutschen brächten, wären unaussagbar. Besonders die Rodenburger Regimenter, die Infanterie, aber auch mehrere Batterien der Artillerie, wären im schärfsten Granatenregen gewesen. Sie hätten wie die Mauer gestanden, aber ihre Reihen wären durch das Feuer, das die Feinde aus gesicherter Verschanzung abgegeben, stark gelichtet.

Das Gerücht schwoll, die Transporte der Verwundeten wurden größer, die Krankenhäuser füllten sich, die Ärzte und Pflegerinnen konnten die Arbeit kaum noch schaffen, Tag und Nacht wurde operiert, verbunden, gepflegt.

Im Vereinshause waren nur noch wenige Betten frei. Dr. Moll, der leitende Arzt, aß weder zu Mittag noch zu Abend, zu Hause war er überhaupt nicht mehr. Else war seit Tagen nicht aus den Kleidern gekommen. Aber inmitten aller aufreibenden Tätigkeit blieb sie dieselbe: freundlich und gütig zu jedem ihrer Patienten, dabei von einer unbeugsamen Bestimmtheit.

Auch drüben in der Loge „Zum goldenen Schlüssel" war das Bild sehr viel ernster geworden, das anmutige Spiel der Blicke und Blumen war zu Ende, manch Stöhnen und Ächzen klang jetzt auch durch diese Säle.

Frau Lisa aber zeigte, daß sie dem Schweren gewachsen war. Die Kraft und Geschmeidigkeit ihres jugendlichen Körpers ließ sie die Schwierigkeit der ungewohnten Arbeit überwinden, ja, je heißer diese war, um so lieber schien es ihr. So kam und ging auch jetzt der Sonnenschein mit ihr, glitt wie ein süßer Traum der Heimat über die Lager der Schwergeprüften, spielte sich wider in einem leisen Lächeln der zuckenden Lippen, einem dankbaren Aufleuchten halbgeöffneter Augen.

Hans aber stand in hingebender Arbeit weder

den Ärzten noch den Leiterinnen nach. Unter den Verwundeten war mancher, den er genau kannte. Frisch in blühender Jugend oder im kräftigen Mannesalter hatte er ihn ausziehen sehen, elend und siech fand er ihn wieder. Der Schrecken des Krieges sprach zu ihm mit gewaltigen Zungen. Mancher, an dessen Bett er saß, erzählte ihm von der Schlacht, die jetzt da draußen tobte, der eine in klarer, zusammenhängender Schilderung, der andre in kurzen, vom Schmerz immer wieder abgerissenen Sätzen.

Die Berichte und die örtliche Nähe ließ sein fein organisiertes Gemüt alles erleben, als stünde er mitten darin. Er hörte das Rattern und Klappern der Maschinengewehre, das Pfeifen der Kugeln, das Krachen der Salven. Die Reihen lichteten sich, hier fiel der, raffte sich auf, stürzte vor mit letzter, verzweifelter Kraft, fiel nieder ... dort schlug jener zu Boden, hart, prall wie ein Stück Eisen und stand nicht wieder auf. Die Granaten pfiffen, spritzten, klatschten, ein Hagel von Blei und Feuer. Burr ... burr ... ratsch ... ratsch ... rrrr ... bum ..., so rumorte und arbeitete es in seinem ganzen Körper. Und immer waren seine Gedanken bei Fritz. Wo mochte er jetzt sein?

Eben brachten sie einen von seiner Schwadron. „Unser Rittmeister? Ich sah ihn gestern noch mitten im Feuer. Immer voran; da ist es keine Kunst, mitzugehen.“

* *
*

„Fräulein von Barrnhoff? Wahrhaftig!“

Er hatte sie wirklich zuerst nicht erkannt, als sie in der grauen Tracht der Pflegerinnen, die Haube auf dem Kopf, in sein Amtszimmer trat. „Dem Gemeindekrankenhaus als Helferin zugeteilt, mit der

Weisung, mich beim Herrn Pfarrer Warsow von St. Nikolai zu melden."

Durch die Wichtigkeit ihrer Worte blitzte der Schalk; auch in der Tracht der Samariterinnen hatte sie die aristokratische Haltung, die sie nie verließ.

„Also auch Sie!" Doch zugleich regte sich der Argwohn. „Offen gestanden, ich hatte es kaum erwartet nach Ihren Ansichten damals, als ich Sie um ihre Mitarbeit in unsrer Gemeinde bat."

„Damals begründete ich Ihnen meine Weigerung. Jetzt ist es alles anders geworden. Was mir damals Dilettantismus der Arbeit erschien, ist jetzt Pflicht, Notwendigkeit, ja Glück."

Er war immer noch nicht überzeugt. Es kamen jetzt so viele, die „mitmachten", es war Mode geworden, gerade unter den vornehmen Damen. Die bezahlten oder berufsmäßig Eingestellten waren ihm lieber. Er hatte seine Erfahrungen.

„Sie wollen bei uns Ihren praktischen Kursus durchmachen?"

„Ich hatte ihn bereits im Pronitter Krankenhaus begonnen, mit Fräulein Hanna Teichgräber zusammen, da kam heute morgen der Herr Pastor und teilte mir mit, daß ich nach Rodenburg ans Gemeindekrankenhaus von St. Nikolai einberufen wäre."

„Und Ihr Herr Vater?"

„Ließ sich nicht halten, stellte sich und ruh te nicht bis man ihn nahm."

„Was ist er?"

„Bahnhofskommandant in Malkaymen."

„In Malkaymen? Da ist er ja mitten im Operationsgebiet."

„Es wird wohl so sein, ich habe noch keine Nachricht von ihm."

Und als wollte sie eine aufsteigende Sorge nicht aufkommen lassen: „Vielleicht ist es Ihnen recht, wenn ich mich gleich bei Ihrer Schwester melde."

Als sie in den großen Saal traten, fanden sie Dr. Moll mit Else um einige der Neuangekommenen bemüht. Hans sah sofort, daß beide sobald nicht abkömmlich sein würden. Er führte Edith zu den verschiedenen Betten und machte sie mit den Leuten und ihren Leiden bekannt.

Zu Kurt Thomas führte er sie, dem siebzehnjährigen Fahnenjunker, der gleich in der ersten Schlacht einen schweren Kopfschuß erhalten hatte, über dessen kindlich reinem Antlitz mit dem stillverklärten Lächeln die weiße Binde wie ein Heiligenschein lag. Zu Klaus Dieckert, dem strammen Litauer, dem sie den rechten Arm wundgeschossen hatten, und der trotz ärztlichen Verbotes bereits Übungen mit dem linken anstellte, damit er auch mit dem seinem Vaterlande dienen könnte. Zu Justus Liepmann, dem jüdischen Handlungsgehilfen aus Soldau, der mit den großen träumerischen Augen und dem kastanienbraunen Vollbart in dem leidenden, blassen Antlitz Baruch Spinoza oder Uriel Akosta lebendig werden ließ.

Auch in die Einzelzimmer ging er mit ihr.

„Na, endlich!" sagte Nickelmann, der, von seinen Pflegerinnen und Mitpatienten schnell verwöhnt, sein Eintreten bereits mit Ungeduld erwartet hatte und mit demselben Behagen wie gestern in seinem Wasserbett unter der braunen Decke lag.

Als Edith den kahlen Kopf mit dem an den wulstigen Lippen herabhängenden Bartstreifen sah, konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken. Er aber blickte sie mit den kleinen triefenden Augen eine Weile forschend an. „Na, wat is denn dat?"

wandte er sich dann in seiner unverfrorenen Art an den Geistlichen.

„Eine neue Schwester, Adam, die gekommen ist, Sie und die andern Kranken zu pflegen.“

Aber seine Worte, in denen eine deutliche Zurechtweisung lag, schienen wenig Eindruck zu machen. Wieder ein forschender Blick, ein langsames Wiegen der kahlen Platte: „Na, ob die ihre Sache machen wird?“ Jetzt mußte Edith sich zusammennehmen, um nicht laut aufzulachen. „Haben Sie denn so wenig Vertrauen zu mir?“

Die wulstigen Lippen wölbten sich, ein kurzer, gurgelnder Ton kam zwischen ihnen hervor: „Na, ich meine man so ... so 'ne Feine!“ Und als finge die Sache an, ihm peinlich zu werden, wandte er sich wieder zu Hans: „Ich hab' das Buch gelesen, das mir der Herr Pastor gegeben. Alles schön und jut ... sehr jut sogar. Nur meen ich: wenn der liebe Gott wirklich über jeden braven Krieger seine schützende Hand hielte, wie da steht, dann läg' ich hier nicht in dieser Wasserplansche, und die andern stöhnten da nicht in ihrem Bett. Aber dann stünd' die Sache faul.“

„So ist es natürlich nicht gemeint, Adam, sondern: keinen trifft die Kugel, die Gott nicht für ihn bestimmt hat.“

Aber Adam ließ sich so einfach nicht überzeugen. „Hm, hm!“ Und er schüttelte wiederum bedächtig den Kopf, „die Frage ist nur die: wem bestimmt sie der liebe Gott? Und wem bestimmt er sie nicht? Nach welcher Route marschieren seine Truppen? Schont er die Guten? Bestraft er die Übeltäter? Lenkt er die Kugel am Kopf des Alten vorbei, der sechs Kinder zu Hause hat? Ich habe davon nichs jemerkt ... rein jar nichs. Aber ich versteh's auch nicht.“

„Keiner versteht es, Adam.“

„Nee, nee, keiner versteht's. Aber mir war se bestimmt. Tüchtig. Drei jleich auf einmal. Weshalb? Gott mag's wissen! Ein alter Sünder bin ich immer jewese, das ist das einz'ge, was ich weiß.“

„Es liegt wohl anders: Gott hat das große Ganze im Auge: die Rettung unsers Vaterlandes, und der Einzelne, den die Kugel trifft, der ist das Opfer für das Vaterland. Alles, was groß und gut ist, ist immer durch das Opfer zustande gekommen.“

„Jut, dann bin ich ein Opfer, das jeht mir ein, ich habe immer den andern gesagt: Mit dem Herrn Pastor kann man sich verständige. Wenn's so is, dann will ich in der verdammten Planscherei liege, bis mich der Herrjott da oben wieder aufs Trockne führt.“

Und als hätte er sich zu lange mit so heiligen Dingen beschäftigt, fing er an, in kräftigen Ausdrücken auf den neuen Wärter zu schimpfen, der ihn nicht richtig angefaßt und nicht fest genug hielte. Und mit ihm auf seinen neuen Schlafkameraden, der nur einen Arm- und Brustschuß hätte und so täte, als hätten sie ihn zum mindesten den Kopf abgerissen.

Als sie das Zimmer verließen, fragte Edith nach Fritz.

„Ich weiß nur, daß er gleich ins schärfste Feuer gekommen und jetzt mitten in der Schlacht ist.“

„Er steht unter den Tapferen an erster Stelle. Ob er heimkehrt oder fällt, beides täte er als Held.“

Da kam Dr. Moll auf sie zu, und Else ging an seiner Seite.

Mit größerer Freude, als es eben ihr Bruder getan, begrüßte sie Edith.

„Keine Liebere konnte man mir schicken!“ sagte sie und führte die neue Helferin mit ruhiger Umsicht in ihre Arbeit ein.

Den Tag über gab es hart zu tun. Des Abends aber, als die Messungen geschehen, die Mahlzeit verabreicht, die Kranken gebettet und die Nachtwache geregelt war, kam Else nach Hause und brachte Edith mit. Sie war todmüde, die Augen fielen ihr schon beim Essen zu, vor neun begab sie sich zur Ruhe. Edith hingegen, deren kräftiger Körper von Müdigkeit nicht das geringste spürte, blieb noch mit Hans zusammen. Sie war gesprächig, beinah heiter, er aber still und in sich gekehrt.

„Es geht heiß an der Grenze her,“ sagte er endlich. „Doktor Moll erzählte es mir eben, er hörte es von einigen neu angekommenen Verwundeten. Die Übermacht ist zu groß; trotz allem tapferen Widerstande der Unsern dringt der Feind vor.“

„Er wird nicht weit kommen,“ gab Edith zurück.

In demselben Augenblick fuhren sie beide zusammen. Laut und schrill gellte ein Läuten durch die Stille.

„Es ist an der Haustür draußen,“ meinte Hans, „hoffentlich wird Else nicht wieder abgerufen.“

Er ging, zu öffnen, denn das Mädchen schlief bereits. In dem matten, bleichen Licht der Laterne, das von der gegenüberliegenden Straßenecke in den Flur fiel, erkannte er eine Frau in mittleren Jahren mit blassem, abgezehrtem Gesicht, ein dunkles Tuch über den Kopf geschlagen, unter dem die Haare in wirren Strähnen hervordrängten. Drei Kinder schmiegten sich zu beiden Seiten ängstlich an sie.“

„Seien Sie nur nicht böse, Herr Pfarrer,“ sagte sie mit tränenerstickter Stimme, „aber es kam alles so plötzlich ... ich habe nicht genug Geld mitgenommen ... und die Kinder ... wir sind auf Ihre

Barmherzigkeit angewiesen ... im Gasthaus wollte man uns nicht aufnehmen."

„Wer sind Sie? Und wo kommen Sie her?"

„Ich bin die Frau des Lehrers Heinrich aus Gumbinnen. Unser Herr Pfarrer wies mich an Sie."

„Aus Gumbinnen? — Und weshalb —?"

„Wir mußten fliehen ... noch viele andre. Mein Mann und der Herr Pfarrer blieben ... aber wir Frauen und die andern Bürger ..."

Das laute Weinen des kleinsten der Kinder ließ sie nicht weitersprechen.

„Fliehen?" fragte Hans. „Sie? Und die andern auch?"

Etwas Schweres, Stockendes war in seiner Sprache. Als kostete es ihn Mühe, Zusammenhang in die Worte zu bringen.

„Die Schlacht tobt um unsre Stadt. Der Feind rückt näher —"

„Rückt bis Gumbinnen?"

„Aber, Herr Pfarrer, so lassen Sie doch die Leute nach oben kommen! Es sind arme Flüchtlinge von der Grenze, die ein Obdach suchen. Komm, mein kleines Mädchen, gib mir deine Hand, hier tut dir niemand etwas! Komm mit ins Zimmer, da ist es schön hell, da wirst du dich gar nicht mehr fürchten!"

Edith hatte die Kleine bei der Hand genommen und führte sie die Treppe hinauf. „Und dein Brüderchen und Schwesterchen kommen auch mit, und deine liebe Mutter. Und es wird euch allen gleich etwas Warmes gebracht werden."

Die Kleine hatte sich beruhigt, sie folgte der freundlichen Führerin mit vollem Vertrauen; die beiden älteren Kinder begannen bereits zu erzählen, was sie den Tag über erlebt.

„Eine schöne Tasse Schokolade, was meinst du dazu? Siehst du, nun machst du schon ein ganz andres Gesicht!"

Hans war mit der Frau gleichfalls nach oben gekommen und ließ sich von ihr berichten. Ab und zu blickte er auf Edith; ein Erstaunen lag in seinen Augen. Er hatte nie gedacht, daß sie so mit den Leuten umgehen könnte, so freundlich und so entschlossen zugleich.

Da war auch Else. Edith war eigentlich ärgerlich, daß sie aufgestanden war; sie hätte ihr die Ruhe gern gegönnt und alles gut allein machen können. Nun bereiteten sie beide schnell das Abendessen für die Flüchtlinge und richteten ihnen das Zimmer ein. Die Schokolade schmeckte den Kindern herrlich, aber auch von dem aufgetragenen Butterbrot aßen sie nach Herzenslust. Sie waren froh und hatten nun nichts mehr gegen ihr Schicksal einzuwenden, das ihnen eine sehr angenehme Abwechslung ihres alltäglichen Lebens erschien.

Else hatte sich wieder hingelegt, Hans stand am Fenster und blickte auf die Straße.

Sie war belebter als sonst in dieser stillen Stunde. Züge von Menschen, meist Frauen und Kinder, aber auch einige Männer gingen durch sie hindurch, blieben hier und da stehen, fragten nach Wegen oder Häusern und wanderten dann weiter. Etwas Rat- und Rastloses war in ihnen; schweigend, den Kopf zu Boden geneigt, gingen die einen, lebhaft und erregt sprechend und sich bewegend die andern. Ab und zu weinte ein Kind wie jenes kleine eben hier in seinem Flur ... Flüchtlinge, von Haus und Herd vertrieben, in dunkler Abendstunde durch fremde Straßen ziehend, eine Stätte der Barmherzigkeit suchend, da sie ihr Haupt hinlegen konnten!

Sein Haus war nicht das einzige, in das sie ein-

kehrten, auch an andre sah er sie pochen, und überall öffnete man ihnen und empfing sie freundlich.

Edith kam. Die Arbeit war getan, alles gespeist und zur Ruhe gebracht. Er verließ seinen Platz am Fenster und setzte sich zu ihr.

„Es sind noch viele Flüchtlinge gekommen," sagte sie.

„Ein trauriger Anblick, diese armen Leute, wie sie jetzt durch die Stadt ziehen, um sich ein Nachtquartier zu suchen ... man ist an diese Bilder noch gar nicht gewöhnt," fügte er hinzu, um seine Erregung von vorhin zu entschuldigen, die ihr sicher nicht entgangen war.

„Ich fürchte, wir werden uns noch an ganz andre Dinge gewöhnen müssen."

Er antwortete nicht; sie aber fühlte, daß etwas in ihm arbeitete. „Gewiß," sagte er schließlich, „wir werden uns noch an vieles gewöhnen müssen. Und werden es tragen und hinnehmen als uns verordnet durch Gottes Willen. Dagegen werde ich nie murren oder mich auflehnen. Aber diese Leute da, die durch Nacht und Nebel ziehen, sind ein Stück von der zerstörten Heimat. Und wenn ich sie ansehe, blutet mein Herz."

„Man hat mir einmal ein Wort gesagt," erwiderte Edith, „das ich nicht für glaublich hielt, das ich niemand weitergesagt habe, das mir aber dann und wann wieder begegnete, zuletzt auch von solchen, die wohl eingeweiht erschienen."

„Was war es?"

„Man würde Ostpreußen in einem Kriege mit Rußland preisgeben."

„Preisgeben?!" rief er, und ein heißes Rot stieg in seine Wangen. „Unsre Heimat, unser Ostpreußen preisgeben den Russen, den Räubern! ... Niemals glaube ich das. Und Sie glauben es auch nicht, Sie dürfen es nicht glauben!"

„Nein," antwortete sie fest und bestimmt, „ich sagte es Ihnen ja: ich habe es weit von mir gewiesen und tue es jetzt noch."

Er war ans Fenster zurückgetreten und starrte auf die Straße und über sie hinweg auf den Markt da drüben. „Immer noch! Heimatlos, elend, verzweifelt!" sagte er mehr zu sich selber als zu ihr. „Jetzt wo der Krieg eben erst begonnen ... schon aus Gumbinnen kommen sie! Wie weit ist es von da noch bis Reckenstein und Bärwalde — vielleicht dreißig Meilen, mehr nicht. Und wenn sie auch das nähmen und versengten!"

„Dann müßten wir es eben auch tragen. Und müßten das Vernichtete wiederbauen, wenn es Frieden geworden."

„Wir müßten es auch tragen, ganz gewiß," erwiderte er, ruhiger geworden, „jeder materielle Verlust, ja, was wir persönlich verlieren, es scheidet aus. Aber der Gedanke, daß man dies herrliche Land preisgeben könnte wie eine Beute —"

„Sehen Sie," unterbrach sie ihn, „da draußen an der Grenze stehen in diesem Augenblick unsre Soldaten und verteidigen ihre Heimat bis zum letzten Blutstropfen. Ihr Bruder Fritz ist auch unter ihnen; meinen Sie, daß der sein Ostpreußen, auch nur eine Spanne seiner Erde, preisgeben wird? Eher deckt er sie mit seinem Leibe, das weiß ich. Und wenn sie brutaler Gewalt weichen müssen, und der Feind den Fuß dennoch auf die geliebte Erde setzt — für wen wäre es schwerer anzusehen, für uns oder für sie? Nein, uns bleibt nichts, als schweigend zu dulden, was uns auferlegt ist. Sie haben recht; wer uns hier jetzt noch von einem Preisgeben reden wollte, der verginge sich an diesen Tapferen und an der guten Sache."

Sie hatte sich in eine wachsende Wärme hinein-

gesprochen, und jedes ihrer Worte hallte tief in seiner Seele wider.

Die Zeit war vorgeschritten. Sie wünschte ihm gute Nacht; er aber blieb noch lange auf, er hätte doch keine Ruhe gefunden.

Auf dem Bahnhof von Malkaynen ist heute schwerer Dienst. Alle Tage ist es hier heiß hergegangen, aber niemals so wie an diesem. Unaufhörlich kommen und gehen die Züge, die große Schlacht, die seit gestern getobt, wirft ihre Wellen immer näher. Nicht weit von dem Bahnhof ist ein Kriegslazarett aufgeschlagen. Aus der ganzen Umgegend fliehen die Leute, die Transporte der Verwundeten werden größer und schwieriger. Deutlich hört man das Donnern der Kanonen. Gestern noch klang es dumpf und träge, wie fernes Gewittergrollen; heute heftiger, schneller, Schlag schon auf Schlag. Und jeden hört man. Und die Erde wankt und dröhnt unter den Füßen.

Malkaynen liegt eine gute Meile jenseits einer Höhenrippe des ostpreußischen Landes, weit reckt sich unter ihm die Ebene; harte und eckige Kanten durchschneiden sie. Im weiteren Verlauf ist die Gegend flach, um zuletzt wieder auf größere Berg- und Hügelbildungen zu stoßen, die in schwarzblauem Dunst sich strecken; dazwischen zieht sich das weite Tal nach allen Seiten: unabsehbare Felder, Äcker, Wiesen bis an den dunklen Kranz der Wälder, der ohne Unterbrechung den Horizont säumt; dann Dörfer mit hohen Kirchtürmen und große Güter — die echte ostpreußische Landschaft mit ihrer erdenduftenden Fruchtbarkeit. Aber jetzt erfüllt vom Geruch des Krieges, zertreten vom ehernen Schritt der Schlacht, der drohend heranschleicht.

Es ist die höchste Zeit, die Flüchtlinge sind ge-

borgen, die Bürger Malkaynens haben sich ihnen angeschlossen und sind mit dem unabsehbar großen, mit zwei Lokomotiven bespannten Zug davongefahren. Jedes Abteil ist bis auf den letzten Platz, ja bis hinan an die Decke gefüllt; in den Gepäcknetzen liegen schreiende Kinder.

Nur wenige halten auf dem verödeten Bahnhof aus: der Kommandant, sein Adjutant, der im bürgerlichen Verhältnis ein Oberförster in der Nähe Reckensteins ist, dem Alten seit Jahren gut bekannt; der Heizer und dazu einige beherzte Männer, auf die man sich verlassen kann.

Und eine Lokomotive nur ist ihm geblieben für den Fall der letzten Not. Denn unter den Lazarettwagen und Waggons, die er für Verwundete zurückbehalten, stehen zwei mit Proviant auf dem Gleise. Der Kommandant hat Befehl, sie so lange wie möglich zu halten. Vielleicht können sie den kämpfenden Truppen dienen, wenn sie erschöpft aus der Schlacht kommen. Nur in die Hand des Feindes dürfen sie nicht fallen, das weiß der Reckensteiner und wird danach handeln.

Er steht auf dem Bahnsteig und hält in einem Augenblick der Ruhe Ausschau.

Unweit der Station hat der Stab seinen Standort, er glaubt ihn mit dem scharfen Glase erkennen zu können. Sonst ist wenig zu sehen, nur ab und zu belebt sich die Landschaft durch den aufsteigenden Rauch eines brennenden Gehöfts, und hinten, in der Nähe des Flusses, der die Ebene durchschneidet, bewegen sich einige dunkle, schwer erkennbare Linien langsam hin und her. Manchmal taucht eine dünne, flockigweiße Wolke über ihnen auf, bleibt eine kurze Weile hängen und weicht wie ein Dampf. Dort wogt der erbitterte Kampf.

Die Stunden vergehen, aus dem Morgen ist der

Mittag geworden, die dunklen Linien bewegen sich scheinbar näher, bald sind sie in undeutlichen Umrissen sichtbar, bald verschwinden sie, als hätte die Erde sie eingeschluckt; dann ist es, als kletterten sie kleine Anhöhen und Verschanzungen empor.

Das Donnern der Kanonen klingt näher, stärker. Zu ihm gesellt sich das Rattern und Knattern der Maschinengewehre, dazu das singende Surren und Pfeifen der Granaten. Tacktack—rrrrr—rrrr—si—tsiiissst—huihui—baffbaff—bumm! ... so geht es ohne Aufhören. Die Erde dröhnt, seufzt, schreit. Als drehen sich tausend unsichtbare Flügel in der Luft, als speie der Boden Feuer, der in sprühenden Zungen emporzischt, dahinleckt über die Felder, vermischt mit Eisen und Erde ...

Die langsam sich bewegenden dunklen Linien steigen in stetem Wechsel; bald lockern sie sich, schließen sich weit auf und schwärmen auseinander, bald ziehen sie sich in dichten Formationen zusammen, dann wieder werden sie sprunghaft vorwärtsgestoßen und ebenso schnell wieder zurückgezogen. Und nun ist wieder nichts zu sehen. Bis sie plötzlich aufs neue emportauchen. Hier und da ducken sich ganze Reihen, die einen stehen auf, stürmen weiter, die andern bleiben liegen. Und die Kugeln prasseln dahin wie Hagelkörner, und von allen Seiten pfeift, klatscht, schwirrt es.

Ruhig steht der Reckensteiner auf seinem Posten. Nur ein Schmerz ist in ihm: daß er nicht da unten sein kann, mitkämpfen, mitstürmen, mitsterben! In der Front, das ist etwas andres, als hier oben Bahnhofskommandant. Und doch weiß er, daß er auf verantwortungsvollem Posten steht. Das gibt ihm Mut und Geduld.

Die Sonne ist bereits über den Mittag hinaus. Schneller, schärfer folgt das Knarren, Klappern,

Schlag auf Schlag. An den Kuppen drüben dröhnt und donnert es hin. Aus dem Tal steigt das Geheul empor und pflanzt sich an den Waldwänden fort, immer deutlicher singt, zischt, blitzt es zu ihm herüber, zahlreicher zeigen sich in der klaren Luft die dunstigweißen Wölkchen zerplatzter Schrapnells, der Donner der Kanonen ist zum Gebrüll geworden.

Da — wieder ein Treffer! Züngelnd schlagen die Flammen aus der Mitte eines großen Gehöfts, man hört bereits ihr Knistern und Knattern. Häuser, Höfe, Dörfer verschwinden unter emporlodernden Feuern.

Jetzt ist es Zeit. Er hat gewartet bis zum äußersten. Es ist alles vorbereitet, ein Wink, und das Gleis ist gesprengt!

Da ist ihm, als schwäche sich der Lärm ein wenig ab, als lasse das Knarren und Rattern nach. Sollten die Kräfte auf einer Seite erschöpft, die Munition in diesem unaufhörlichen Hin und Her knapp geworden sein? Sollte eine Entscheidung gefallen sein? Die Linien verschieben sich, sie bewegen sich nicht mehr in gerader Richtung dem Bahnhof entgegen; mehr seitwärts schweben sie den Höhenrücken zu, die gute Verschanzungen bieten.

Er gibt den Befehl nicht ... vielleicht kann er doch noch retten und wagen, und wäre es der armen Verwundeten halber, die verschmachten und verkommen müßten, risse er jetzt die Gleise auf und sprengte die Proviantwagen.

Eine Stunde hat es vielleicht gewährt, er weiß es nicht. Was ist jetzt die Zeit, ihr Kommen und ihr Entrinnen! — Aber die Entwicklung auf den Schlachtfeldern hat sich deutlich südwärts den kleinen Höhenzügen zu vollzogen, die vom Bahnhof weiter entfernt liegen.

Leer ist das Feld, ein wüstes, grauenerregendes

Chaos. Schützengräben und Verhaue zerschossen, zerstört, Papier, Konservenbüchsen in ihnen, ab und zu eine Waffe oder vernichtete Teile von ihr, auch Lederzeug hier und da. Steine, Bretter, Mauerreste in wirrem Durcheinander, dazwischen die Ruine eines seitwärts umgestürzten, viele Male zerbrochenen Wagens. Aufgewühlte, aufgerissene Erde, Granatensplitter über ihr, in ihr — eine Trümmerstätte, die das Gebilde von Menschenhand in seiner ganzen Armseligkeit und Zerbrechlichkeit zeigt.

Zahllose Verwundete und Sterbende decken den blutgedüngten Boden. Herrenlose, zum Teil angeschossene Pferde laufen über das Feld, wiehernd, schreiend, andre liegen tot und regungslos. Unter dem grauglimmenden, wolkenverhangenen Himmel krächzen die Raben und halten Zwiesprache mit dem Tode, der triumphierenden Fußes über das reiche Erntefeld dahinschreitet. Sanitätssoldaten suchen ihm seine Beute, so viel sie können, zu entreißen. Sie sind fleißig an der Arbeit, aber ihre Zahl ist dem gewaltigen Felde gegenüber gering.

Der Reckensteiner winkt seinen wenigen Leuten; den Heizer und den Adjutanten läßt er zurück, die andern müssen da unten mittun. So geht das Rettungswerk vonstatten, und die besten Helfer sind die Verwundeten, einer dem andern. Wem der rechte Arm zerschossen ist, der hilft mit dem linken dem schwergetroffenen Nachbar in die Höhe; der eignen Wunde nicht achtend sucht man die des andern zu lindern.

Das kleine Lazarett auf dem Bahnhof tritt in Tätigkeit. Ein gut Teil der Verwundeten hat man schon hierher zum ersten Verband gebracht. Auch hier ist der Reckensteiner nicht müßig. Die Verwundeten werden in die leeren Wagen geladen, mit der größtmöglichen Eile, denn die ist not. Er selber

11*

faßt kräftig an, eine stille Freude ist in ihm, daß die alten Arme und Glieder das noch leisten können.

„Lassen Sie mich liegen, mit mir ist's zu Ende … nehmen Sie den, da ist noch etwas zu machen!" stammelt ein einfacher Musketier und weigert sich, mitzukommen, damit er dem Kameraden den Platz nicht streitig mache.

„Nun gerade!" sagt der Alte. „Und den andern nehmen wir gleich mit; kommen Sie her, Rudolf, zwei solche strammen Kerle ist doch ein bißchen viel!"

Der Reckensteiner ist zäh gewesen und hart sein ganzes Leben lang. Aber die Kameradschaft bis in den Tod, die sich ihm hier offenbart, zwingt ihm die Träne ins Auge, er schämt sich ihrer nicht. „Und da schreibe noch einer, der es nicht versteht, daß die Menschen Bestien werden, wenn die Selbsterhaltung in Frage kommt!" murmelt er in den eisgrauen Schnurrbart. „Grundfalsch, wie so vieles, was ich aus den Büchern gelernt habe. Nach diesem Kriege lese ich überhaupt keine Bücher mehr."

„Herr von Barrnhoff!" tönt es zu ihm empor. Die Stimme ist ihm bekannt, er hat sie oft im Leben vernommen. Und nicht nur bekannt, sondern lieb und vertraut seit vielen Jahren. Er blickt um sich und sieht einen verwundeten Offizier, um den ein junger Arzt beschäftigt ist.

„Fritz, mein lieber Junge … wahrhaftig, Sie sind's! Und sieh mal einer an … die vermaledeite Bande! Sie hatten einen verflucht schweren Stand. Auf achthundert Meter lagen euch die Hunde nahe. Aber ihr werdet es schon schaffen … schon schaffen!"

Er hat ihn nie im Leben bei seinem Vornamen, nie „lieber Junge" genannt, sondern immer ganz förmlich mit seinem Titel oder Vaternamen. Aber was ist in einem Augenblick wie diesem Titel und

Form! An diesem blutigen Grenzwall von Zeit und Ewigkeit, wo sich und Tod und Leben in nicht aufhörendem Wechseltanz die Hände reichen!

„Ein kleiner Streifschuß, Herr Major — oder nein, Herr Kommandant, muß ich jetzt sagen," erwidert der andre, und sein Gesicht glänzt vor Freude über dies unvermutete Wiedersehen mit dem Reckensteiner —, „hier am linken Arm vorbei, gerade als ich das Glas an die Augen führen wollte. Sie verbinden mich, und ich gehe gleich ins Feld zurück, nicht wahr, Doktor?"

„Auf keinen Fall, Herr Rittmeister; die Wunde, die jetzt in der Tat unbedeutend ist, würde sich verschlimmern, und Sie könnten für lange Zeit dienstunfähig werden. Ein paar Tage müssen Sie unter allen Umständen die Heilung abwarten."

Der Arzt sagt es mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerspruch aufhebt.

„Wir schaffen Sie nach Rodenburg," mischt sich der Reckensteiner ein, „da ist Ihr Bruder, und meine Tochter kann Sie pflegen."

„Nein, wenn es sein muß und nicht anders geht, dann bringt mich nach Pronitten, ich hab's versprochen und kann gleich einmal in Bärwalde nach dem Rechten sehen."

„Gut, da kommen wir vorbei und können Sie absetzen."

Der Arzt hat sich zu andern Verwundeten gewandt. Er hat harte Arbeit. Die Verletzungen sind zum Teil schwerer Art, es kostet Mühe, die Leute wenigstens transportfähig zu machen. Auch der Reckensteiner beteiligt sich. Es ist nicht viel Zeit zu verlieren, denn der Zug muß abgehen. Alle wird er gar nicht mitnehmen können. Er hält Musterung.

Da fällt sein Blick auf Fritzens Nachbar, einen russischen Kapitän mit schlankem, sehnigem Körper,

das Gesicht starr und wächsern, die Augen leblos, erloschen beinah, die Uniform zerfetzt und blutig, er sieht einem Toten ähnlicher als einem Lebenden.

Aber der Alte kennt kein Mitleid, der Zorn gewinnt die Oberhand und erstickt die menschliche Regung. „Den da lassen Sie zurück, er hat Zeit! Und viel Staat ist mit dem Kerl überhaupt nicht zu machen!"

Nicht die leiseste Bewegung geht über das pergamentene Antlitz, kalt und ruhig starren die toten Augen auf den Kommandanten. Aber Fritz, der sich eben in den Zug begeben will, wendet sich noch einmal um.

„Nichts da, Herr Kommandant, der Mann muß mit! Er hat tapfer gekämpft und einen verwundeten deutschen Soldaten, der neben ihm lag und nach Wasser schrie, noch seine Flasche gereicht."

„Ich befürworte, was der Herr Rittmeister sagt," fügte der Arzt hinzu, der eben den verwundeten Russen verbunden hat, „er hat drei verschiedene Wunden, von denen die eine böse aussieht. Läßt man ihn hier, so ist er erledigt."

„Ein großes Unglück!" poltert der Kommandant, „doch dem Rittmeister zuliebe — meinetwegen! Nun aber vorwärts! Sonst fahren wir dem Feind gerade in die Arme."

Ein endloser Zug. Dicht hinter der Maschine die beiden Proviantwagen, dann die Lazarettwagen und eine Anzahl andrer mit Verwundeten, nebeneinander, übereinandergelegt, die Ärzte und Sanitätssoldaten zwischen ihnen, und wo es die Enge des Raumes irgend gestattet, ihnen Hilfe leistend.

Die eine Lokomotive hat es nicht leicht; ächzend und pustend schleppt sie die Riesenschlange, die man ihr angehängt, vorwärts. Aber mit einem Male ein Halt; man ist an einem Hohlweg angelangt, die Strecke geht bergauf, die Lokomotive versagt. Der

Kommandant hat es gefürchtet. Deshalb hat er den Zug bis hierher geleitet.

Die Stelle ist kritisch, sie liegt zwischen den Höhenrücken, gegen die sich die Truppen zurückgezogen haben, sie als Stütz- und Verteidigungspunkte gegen den andrängenden Feind zu benutzen.

Zwar sieht man wiederum wenig von Menschen, nur kleine Gruppen jenseit der kantigen Wellenlinien, hinter denen Häuser und Gehöfte ängstlich sich ducken. Aber in der Luft dasselbe Geräusch: wie schwirrende Flügel und Sturmespfeifen und aufzischende Wasserstrahlen. Sogar aus den Baumkronen klirrt der Kugelregen herab, dazu das Poltern und Donnern und Dröhnen der Kanonen. Die Schlacht ist im vollen Gange und er mit seinem Zug mitten ins Feuer geraten! Was wird er tun?

Er überlegt nicht lange. Zuerst heißt es, die Proviantwagen in Sicherheit bringen, dem Feinde dürfen sie nicht in die Hände fallen. Er gibt Befehl, ein wenig rückwärts auf eine Stelle zu fahren, die tiefer liegt und durch die Höhen geschützt ist. Dann läßt er die Wagen durch die Soldaten abkoppeln und schickt die Lokomotive mit dem Proviant voraus, bis Gumbinnen, wenn es geht. Aber so schnell wie möglich soll sie wiederkommen und die Verwundeten holen; er selber wird bei ihnen bleiben!

So steht die lange Reihe der Wagen unten im Hohlwege zwischen den beiden Bergrücken, und über sie hinweg singen die Granaten durch die Luft und krepieren oft gar nicht weit von ihnen; krachend sausen ihre Splitter auf die Schienen.

Die Verwundeten liegen auf ihren Bänken und Kissen, manche wissen kaum, was geschehen, die Schwerverletzten sind gleichgültig, auch die andern sind diese Geräusche allmählich gewohnt; sie bringen sie nicht mehr aus ihrer Ruhe.

Auf seinem Lager auf dem Kohlenwagen aufrecht sitzt der russische Kapitän. Oder vielmehr er kauert sich, halb sitzend, halb liegend; denn seine Wunden brennen. Aber er verzieht keine Miene, bleich, wächsern, eisern bleibt sein Gesicht; ab und zu greift der gesunde linke Arm nach dem grauen Feldmantel und zieht ihn an sich, ganz dicht. Das ist die einzige Bewegung des Körpers, der sonst regungslos ist wie ein Klotz. Niemand darf den Zug verlassen. Der alte Reckensteiner allein bleibt draußen, schreitet an den Wagen hin und her.

Aus den Gehöften drüben loht Feuer auf; wie eine kerzengerade Säule steigen Rauch und Flamme in die unbewegte Luft. Und von den Höhen ringsum krachen die Geschütze, schwarze Wolken von Staub und Schmutz wälzen sich über die entfesselte Erde, entwurzelte Pflanzen fliegen umher, als wäre eine Welt in Aufruhr und brennte das ganze All.

Der Alte denkt an Fritz, an seine andern Verwundeten. Ob er sie wohl aus diesem wilden Wirrwarr herausführen, ob die Lokomotive zur Zeit zurückkehren wird? Aber auch das ohne Erregung. Nur mit mitleidvoller Sorge um die braven, tapferen Kerle, die da in ihren Wunden liegen. „Gott mög' es geben!" spricht er zu sich selber. Weiter nichts.

Mit einem Male sind seine Gedanken in Reckenstein. Es war eigentlich eine schöne Zeit, die er dort verlebt hat, trotz manchen Verlusts und Leids. Nun liegt sie hinter ihm wie etwas, das einmal gewesen und nie wiederkehren kann, auch nicht in veränderter Gestalt, etwas, das nie wirklich war, ein Traum, den er in irgendeiner Friedensnacht einmal geträumt.

Wie es in Reckenstein jetzt aussehen mag? Ob sie auch dahin eines Tags den räuberischen Fuß

setzen, in die friedlichen Felder, die gefüllten Scheunen die Brandfackel werfen werden, wie in jene Gehöfte da drüben, von denen immer mehrere, immer nähere in Rauch und Flammen aufgehen? Mag es sein, es ist alles so gleichgültig geworden! Wer das hier mit ansieht — was kümmert den noch persönlicher Besitz, persönliches Glück?! Auch das, woran man sein ganzes Leben gesetzt, das man gebaut und gemehrt mit zähem Fleiß, mit nie rastender Kraft — mag das Feuer es fressen!

An Edith denkt er. Sie ist ihm immer eine liebe Tochter gewesen. Jetzt hat sie den Beruf der Samariterin erwählt und pflegt die Verwundeten. Es ist ja auch so natürlich. Was sollte sie anders tun in dieser Zeit? Er hat seit seiner Trennung keine Nachricht von ihr erhalten. Aber auch das macht ihm keine Bedenken. Und er war doch sonst der zärtlichste Vater und immer in Sorge und Angst um sein Kind, wenn er einmal von ihm getrennt war. Aber jetzt? Wer hat jetzt Zeit, Briefe zu bestellen?! Und Edith ist ein tapferes Kind und wird sich zu helfen wissen. Und wenn nicht — den Tod hat sie nie gefürchtet. Geradeso wenig wie er.

Er sieht nach der Uhr. Er hat es schon mehrere Male getan, gedankenlos, mechanisch. Er weiß auch jetzt nicht, welche Stunde der Zeiger gewiesen, selbst die Zeit ist gegenstandslos geworden. Nur die Verwundeten dadrinnen und ihre Rettung sind des Denkens wert.

Die Sonne sinkt tiefer und färbt die Spitzen der Bäume purpurrot, längliche blaue Schatten fallen schemenhaft auf das Tal unter ihm, dann und wann durchzuckt sie aufflammendes Feuer, es brennt bereits an allen Stellen; aber das Gebrüll der Kanonen ist nicht mehr so betäubend.

Im Zug ist alles still, nur hier und da dringt

ein ächzender Ton, ein heißes Aufstöhnen aus den geöffneten Fenstern. Wie ein Gespenst, getaucht in die lohende Abend- und Feuerglut, sitzt der Russe auf seinem Kohlenwagen, öfter und schneller rafft der linke Arm den Feldmantel. Steigen aus der zerschossenen Brust Gebete zum Himmel für den Sieg der Seinen? Will er dann gern sterben? Auch dem scheint das Leben so gleichgültig wie der Tod. Warum hat er den Kerl mitgenommen? Warum ließ er ihn nicht auf dem Felde da unten, damit er verreckte wie ein Tier? Ach ja — Fritz zuliebe; das ist etwas andres. Sonst ... pfui, Reckensteiner, was bist du hart und mitleidlos geworden!

Es ist nur eine kurze Ruhepause gewesen, die Geschosse hageln dichter. Hier ein mattes, dort ein stärkeres Feuerblitzen. Wie silberne Leuchtkugeln, die in der Luft zerplatzen, dann wieder wie Fontänen, die aus der schwarzen Tiefe steigen — man kann kaum noch etwas sehen, alles ist Rauch, Staub, Dunkel; nur die Strecke, die der Schienenstrang läuft, ist vom letzten Schein der Sonne, die unter einer dichten Wolkenwand sinkt, matt erleuchtet.

Jetzt packt den Alten die Unruhe. Die Lokomotive müßte ihre Arbeit längst getan haben und zurück sein. Sollte ihr etwas zugestoßen, sollte sie gar in Feindeshand geraten sein? Dann wären sie alle verloren, die er mit größter Mühe eben dem Tode abspenstig zu machen gesucht.

Es hält ihn nicht mehr, er steigt den Hohlweg, der vor ihm aufwärts führt, heran und hält Umschau den Schienenweg entlang. Aber auch hier kann er wenig sehen, obwohl er hochsteht.

Doch da ... nein, er irrt sich nicht, ein Ton wie von schnell sich bewegenden Rädern, ein Pusten und leises Schnaufen ... da biegt sie um die Kehre

hinten am Ende eines langen Hohlwegs, da kommt sie näher ... Viktoria! Sie ist es, die sehnsüchtig erwartete Lokomotive, seine tapferen Krieger, all die Verwundeten sind gerettet! „Viktoria!“ stammeln, jauchzen noch einmal seine Lippen. Und unwillkürlich faltet er die Hände.

Da — ein Pfeifen durch die Luft, ein einziger schwirrender, heulender Ton dicht über ihm, ein durchdringend harter Krach. Trichterförmig birst vor ihm der Boden, auf einige Meter hoch fliegt die dunkelbraune Erde, spritzt nach allen Seiten; zersplittert wirbeln die Zweige einer mächtigen Tanne umher ... nun sieht und hört er nichts mehr, schwarz flimmert, schwimmt es vor seinen Augen ...

Eine Minute später fährt die Lokomotive langsam, vorsichtig über den unverletzten Schienenstrang. „Halt!“ ruft der Assistent, der mit dem Heizer auf der Maschine fährt, diesem zu. Der stoppt; der Assistent steigt herab, einen Augenblick steht er starr, versunken.

„Wahrhaftig, er ist's ... unser Kommandant!“ sagt er dann zum Heizer, „die Granate war's, die wir eben krepieren sahen.“

„Wir nehmen ihn mit,“ erwidert der, „vielleicht ist noch was zu machen. Aber schnell, es ist keine Zeit zu verlieren.“

Nun steigt auch er herab, beide fassen mit den starken Armen den noch warmen Körper, heben ihn behutsam empor, betten ihn auf der Maschine, so gut es geht. Dann herab zu den Wagen!

Blitzschnell ist die Koppelung geschehen, fort fährt der Zug, langsam, schwer, durch prasselnde Geschosse und heulende Granaten hindurch, mit seinen verwundeten Kriegern und seinem gefallenen Kommandanten die Anhöhe herauf, über der, gerade einen Wolkenschleier durchdringend, blutig der Mond emporsteigt.

Lieber Hans! Ich benutze die Gelegenheit eines Autos, das hier durchgeht, um Dir und Else einen herzlichen Gruß zu senden. Wundre Dich nicht über die kritzlige Schrift, ich bin ein bißchen am Arm verwundet und muß ein paar Tage liegen. Das ist unangenehm, insofern es mich vom Kampfplatz fernhält, auf dem jetzt jeder Mann unentbehrlich ist; sonst belanglos.

Aber der Reckensteiner ist gefallen. Der Splitter einer einschlagenden Granate tötete ihn in der Nähe des kampfumwogten Malkayner Bahnhofs, dessen Kommandant er war, wie Du wohl weißt. Ein schöner Tod! Die Rettung und Bergung einer großen Anzahl von Verwundeten war sein Werk; treu bei ihrem gefährdeten Transport die Wache haltend, starb er. Er ist also nicht zu beklagen. Aber Edith verliert mit ihm viel; Vater und Tochter hatten sich, insbesondere nach dem Hingehen der Mutter, innig aneinandergeschlossen. Sie hat jetzt eigentlich niemand mehr und war immer um den Alten in Sorge. Ich hoffte sie hier in Pronitten zu finden, wohin man mich zu meiner schnellen Genesung gebracht hat. Fräulein Hanna Teichgräber, meine treue Pflegerin, sagt mir aber, daß sie nach kurzer Arbeit hier an ein Rodenburger Krankenhaus berufen ist, das unter Deiner und Elses Leitung stehen soll. So fällt Dir die schwere Pflicht zu, ihr den Tod des Alten schonend mitzuteilen, und ich schreibe Dir so schnell als möglich, damit sie es von keinem andern erfährt. Sage ihr, daß er als ein Held gefallen ist.

Wenn ich noch etwas von mir berichten soll, so ist es, daß es mir gut geht, eigentlich zu gut für einen Soldaten in solchem Kriege. Aber so lieb mir auch die Idylle und Ruhe eines Pfarrhauses im Frieden ist, und so gut ich hier versorgt bin,

im Kriege brennt jeder Soldat auf den Feind. Ich hoffe, in kurzer Zeit wieder im Felde und bei meiner Truppe sein zu können und zügle durch diese Aussicht meine Ungeduld. Gestern und vorgestern ging es heiß her. Wir haben uns tapfer geschlagen. Aber es hat auch sehr schwere Opfer gekostet. Lebt wohl!

Euer Fritz."

Hans legte den Brief, den er eben Else vorgelesen, vor sich auf den Schreibtisch. Es war schon spät am Abend, sie waren gerade aus dem Krankenhaus gekommen, und Else hatte ihre Flüchtlinge versorgt.

„Es wird Edith hart anfassen," sagte sie.

„Wunderbar," gab er zurück, „ich war dem Alten nie recht gewogen, und er mir nicht. Aber jetzt, nach diesem Tode, sehe ich ihn in einem andern Licht, wie überhaupt alles. Er war doch ein ganzer Kerl! In solchem Alter in den Krieg zu gehen und so zu sterben ... großartig!"

Er kämpfte gegen die Bewegung an, die ihn übermannen wollte. Er war jetzt leicht bewegt. Früher war es nie seine Art gewesen. „Ich werde Edith herüberrufen lassen," sagte er.

„Willst du nicht bis morgen warten? Sie hat die Nachtwache heute. Wenn sie sich um Mittag ausgeschlafen hat, kannst du es ihr mitteilen, sie erfährt es noch immer früh genug."

Er war einen Augenblick unschlüssig. „Nein," meinte er dann, „es ist nicht richtig, es bis morgen aufzuschieben, sie muß es sofort erfahren. Zu diesem Zweck hat Fritz so schnell geschrieben. Von ihm sagst du gar nichts."

„Eine Sorge verdrängt in dieser Zeit immer die andre, die größere kommt zuerst. Seine Verwundung scheint, Gott sei Dank, nur leichter Natur."

„Aber was muß er alles gesehen und erlebt haben in so kurzer Zeit!

Der Fernrufer, der auf Hans' Arbeitstisch stand, läutete.

Der Oberbürgermeister. Es wäre eben ein größerer Transport Verwundeter mit der Eisenbahn angekommen. Das städtische Lazarett hätte einige aufgenommen, jetzt wäre aber kein Bett mehr frei. Ob im Gemeindehause noch einige Aufnahmen möglich wären? Seine Frau hätte sich für die Loge auch bereit erklärt.

Gewiß, einige könnte man noch unterbringen.

Wieviel im Höchstfall?

Sechs, vielleicht auch sieben.

Gut. Sie würden gleich mit dem Sanitätswagen kommen; er führe zuerst zur Loge und von dort zum Gemeindehaus. Wahrscheinlich würden es vier werden.

Ob sonst noch etwas wäre?

Ja, die Flüchtlinge mehrten sich zusehends. Einige neue Städte würden geräumt, man müßte sich auf einen größeren Zuzug vorbereiten. Er würde morgen eine Besprechung auf dem Rathaus abhalten, zu der er eine Anzahl Herren eingeladen. Es erschiene ihm wünschenswert, daß auch Hans an ihr teilnähme.

Zu welcher Stunde?

Vormittags ein Uhr.

Gut, er würde sich einfinden.

„Wieder neue Städte geräumt!" sagte Hans, indem er den Hörer fortlegte. „Das Elend schreitet fort. Unser armes Land!"

„Es muß es auf sich nehmen. Es ist wie einer der schwerverwundeten Krieger, es opfert sich, damit das Ganze gerettet wird."

„Ja — es opfert sich."

Er blickte lange vor sich hin. Eine unendliche Traurigkeit war in seinem Antlitz. Sie trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Du mußt dich losreißen von deinen schwermütigen Gedanken, Hans," sagte sie mit warm andringender Stimme, „man darf über das alles nicht so tief nachdenken."

„Ja", gab er zurück, „du hast recht, man darf über alles das nicht grübeln; dann erträgt man's nicht. Wir müssen eben das Letzte und Beste geben, die einen ihren Leib, die andern ihre Heimat. Die Arbeit ist unsre einzige Rettung. Komm, wir müssen herüber, der Sanitätswagen kann gleich da sein."

Wieder läutete der Fernrufer. Loge zum goldenen Schlüssel: Frau Lisa Stoltzmann. Es kämen von den angesagten vier Verwundeten nur drei, der eine wäre eben bei der Ankunft gestorben. Ein Russe. Wohl ein Kapitän, ein wunderlicher Kerl. Er hätte aufrecht auf seiner Matratze gesessen und sie mit großen, gläsernen Augen angeglotzt, als wollte er sie noch im Sterben fressen. Keinen Laut hätte er von sich gegeben, als sie zu ihm gesprochen, nur mit der Hand, die übrigens sehr fein und schlank gewesen, den dichten Mantel fest an sich gerafft, so wäre er umgesunken. Na, es käme nicht weiter in Betracht, es war ja nur ein Russe.

Wie es denn sonst ginge? Die Zeit wäre wohl schwer, aber doch auch groß und erhebend.

„Es ist fraglos der Transport, den der Reckensteiner geleitet," sagte Hans, als er mit Else zum Krankenhaus hinüberging, „wir müssen Edith fernhalten, damit sie es nicht von einem Voreiligen erfährt."

Der Wagen fuhr gerade vor, die Tragbetten wurden hinausgehoben, die leichter Verwundeten

gingen, auf den Arm der Wärter oder Pflegerinnen gestützt Doktor Moll war zur Stelle, die Kranken wurden gebettet, die Verbände nachgesehen und teilweise erneuert, es ging alles schnell und sicher vonstatten, man war bereits eingearbeitet.

„Sie kommen vielleicht noch einen Augenblick auf mein Zimmer, Fräulein von Barrnhoff," wandte sich Hans an Edith, nachdem das Wichtigste getan war.

„Ich habe die Nachtwache heute."

„Ich hätte Sie gern gesprochen."

„Mein Vater ist gefallen."

Fest und ruhig weilte ihr Auge auf seinem Antlitz, ein leises Beben in der Stimme, sonst keine Erregung, nur eine Gewißheit, die sich nicht erschüttern ließ.

„Sie brauchen mir nichts vorzureden, es wäre zwecklos."

„Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Niemand. Ich wußte es den ganzen Tag. Er hatte den Bahnhof in Malkaynen, da war der Kampf."

„Er hat Großes geleistet. Der ganze Transport, der heute mit dem Zuge angekommen, ist sein Werk. Er führte seine Lokomotive durch das feindliche Feuer hindurch."

Sie wandte das Haupt.

„Auch Fritz befand sich in seinem Zuge."

Sie sagte nichts.

„Er liegt verwundet in Pronitten."

„Daß er auf seinem Posten sein würde, das wußte ich. Er ist gestorben, wie er gelebt hat."

Er erwiderte nichts. Ihr Schmerz war ihm heilig, ein leeres Wort wäre Entweihung gewesen.

„Ihr Bruder schrieb es Ihnen? Ich möchte den Brief gern lesen."

„Ich habe ihn drüben auf meinem Zimmer. Sie kommen jetzt wohl zu uns herüber, meine Schwester wird auch gleich dort sein. Für Ihre Vertretung zur Nacht ist bereits gesorgt."

„Ich bleibe hier. Vielleicht sind Sie so gut und schicken mir den Brief herüber."

Er versuchte eine Einwendung.

„Ich danke Ihnen. Ich finde mich am leichtesten, wenn ich meine Pflicht tue."

In diesem Augenblick hätte er wer weiß was darum gegeben, wenn er das Fremde hätte zerstören können, das sich immer noch zwischen ihnen türmte, ihr in ihrem Schmerz, den sie so groß und tapfer auf sich nahm, irgend etwas hätte sein können! So blieb ihm nichts als Schweigen.

Aber zu Else sprach er sich aus. „Dieser Krieg macht auch die Frauen zu Helden, man sieht es an euch beiden."

„Für mich muß ich diese Bezeichnung ablehnen. Aber in Edith steckte von jeher etwas Heldenhaftes. Jetzt zeigen sich die Früchte der Kinderstube und der Erziehung, vor allem der Selbsterziehung. Was an einem Menschen ist, und wozu er sich herangebildet hat, das macht das Leid offenbar."

In dem großen Krankensaal saß Edith und hielt die Nachtwache. Die grünverschleierte Lampe warf ihr blasses Licht auf ein Blatt Papier auf dem kleinen Tische vor ihr. Es war Fritzens Brief, sie hatte ihn wieder und wieder gelesen.

Um sie herum lagen die Verwundeten. Die einen schliefen, ruhig klangen ihre Atemzüge durch die Stille des Saales, die andern seufzten bisweilen laut auf und stöhnten, wieder andre lagen ganz still; schlaflos, mit weit aufgerissenen Augen blickten sie in die fahle Lichtdämmerung hinein. Das waren die, die am schwersten litten. Ab und zu verlangte

einer zu trinken, oder er wollte anders gelegt werden, oder seine Wunden schmerzten, und er suchte Linderung.

Dann hatte Edith zu tun, es war ihr am liebsten. Aber es währte nur kurze Zeit, und sie saß wieder tatenlos, von ihren Gedanken gequält, auf ihrem Platze.

Draußen tobte der Sturm, er brach die Zweige und Äste in dem Garten, er pochte mit harter Hand an das Fenster und trieb den Regen, der gegen Mitternacht heftig eingesetzt hatte, klatschend und prasselnd an die Scheiben.

Sie gedachte so mancher Nacht, da Sturm und Regen ebenso um das alte Reckensteiner Herrenhaus getobt hatten, da sie mitten im gesunden Schlaf von seinem Lärm aufgewacht war und sich nur um so wohliger und geborgener in ihrem weichen Bett gefühlt hatte. Überhaupt, wie friedvoll und schön war ihre Jugend gewesen, mit welcher warmen Liebe hatte sie ihr Vater umgeben, ein wie inniges Band zwischen ihnen bestanden, trotz der Verschiedenheit ihrer Wesen und seiner manchmal heftigen und poltrigen Art! Aber sie kannte ihn und den tapferen Kern seines Herzens.

Nun war er gefallen da draußen, und sie saß hier und wachte über den Verwundeten, die sein Heldentod gerettet hatte. Und alles, was sie sah und erlebte, war so groß und einzigartig, daß man nicht klagen und murren durfte, auch wenn man persönlich das schwerste Opfer bringen mußte.

Jetzt war sie allein, sie hatte niemand mehr, der ihr näherstand. Der Alte war ihr Vater und Mutter zugleich gewesen. Wen kümmerte jetzt noch ihr Leben und ihr Ergehen? Es war gut, daß sie für andre sorgen konnte.

Wieder fiel ihr Blick auf den Brief, wieder las

sie ihn. Der ihn schrieb, war ihr früher viel gewesen, ein treuer Kamerad ihrer Jugend. Aber es war eben gute Kameradschaft, nichts andres. Manchmal hatte sie wohl geglaubt, sie fühlte mehr für ihn, jetzt war es ihr klar, daß es schwesterliche Neigung war, die sie für ihn empfunden.

Das Bild seines älteren Bruders stand vor ihrer Seele. Er war ihr früher fremd, ja nicht einmal angenehm gewesen. Sein nur auf das Geistige gerichtetes Streben, das gar leicht über die gewöhnlichen Sterblichen und ihr Dasein hinwegsah, hatte sie von ihm ferngehalten. Auch jetzt noch, gewiß, war etwas in ihm, das sie als trennend empfand, auch jetzt lebte er bei aller Mühe, die er sich gab, in der Welt seiner Gedanken, sie merkte es ihm wohl an, wie er in seiner geistigen und religiösen Richtung sich in das Harte und in die Schrecken dieses Krieges noch nicht hineinfinden konnte. Aber dies innere Ringen, dieses Suchen und Streben empor sah sie jetzt in einem andern Lichte.

Der Morgen dämmerte scheu und zögernd durch das Dunkel da draußen. Der Sturm hatte sich ein wenig gelegt, aber der Regen hämmerte immer noch hart an die Scheiben. Edith löschte die Lampe, ein Verwundeter rief sie, die Morgenarbeit begann.

Am späten Vormittag fand in dem altertümlichen Sitzungssaal des Magistrats, dem kostbare Schnitzereien, Deckengemälde wie Wandgewebe aus Brokat und rotem Damast reichen Schmuck verliehen, die Besprechung statt, zu der der Oberbürgermeister eingeladen hatte.

Kurz und klar entwickelte Doktor Stoltzmann seine Pläne und Absichten in bezug auf eine zweckmäßige Unterbringung der zahlreicher eintreffenden ostpreußischen Flüchtlinge, teilte mit, daß er für eine weit

12*

umfassendere Einrichtung der Liebestätigkeit am Bahnhof Maßnahmen getroffen, da jetzt nicht nur die durchreisenden Truppen, sondern auch die Flüchtlinge zu versorgen wären, und bat die Herren ihrerseits Vorschläge und Anregungen zu geben.

Einige meldeten sich zum Wort, er hörte ihnen aufmerksam zu, stimmte praktischen und ihm richtig erscheinenden Gedanken mit einem lebhaften Nicken des Kopfes bei, machte sich dann und wann auch mit dem riesengroßen Bleistift, der auf seinem Tische lag, eine Bemerkung. Im ganzen aber hatte man den Eindruck, daß er alles bereits fix und fertig hatte und diese rednerischen Auslassungen eigentlich nur ein zu einer Sitzung gehörendes Beiwerk waren.

„Wohin würde ich kommen," äußerte er zu Hans, als sie zusammen nach Hause gingen, „besonders in dieser Zeit, wenn ich alles in den Sitzungen zehnmal in Reden breittreten ließe, was mit einem Male durch die Tat erledigt ist? Das viele Reden war einer der größten Fehler der Deutschen, hoffentlich hat ihm der Krieg ein Ende gemacht. Wir sind jetzt zum Handeln da und nicht zum Verhandeln."

„Wir werden hier auch genug Gelegenheit zum Handeln finden, die Flüchtlinge werden dafür sorgen."

„Wir müssen unser Augenmerk darauf richten, sie, sobald es geht, weiterzuschieben; ein dauernder Aufenthalt in unsrer Stadt erscheint mir kaum empfehlenswert."

„Es wäre aber wenig barmherzig, sie gleich weiterzuschicken, wenn sie hier kaum zur Ruhe gelangt sind."

„Und doch geschähe es nur zu ihrem Wohle, denn wer gibt uns eine Gewähr, daß eines Tags

nicht auch unsre Stadt in Mitleidenschaft gezogen wird?“

„Sie meinen, daß der Feind bis hierher dringen könnte?“

Eine offenbare Verwunderung war in Hans' Frage. Der Gedanke, den Stolzmann da streifte, schien ihm noch nicht gekommen.

„Nein,“ setzte er entschieden hinzu, „so weit lassen ihn unsre tapferen Truppen nicht!“

„Ich fürchte es auch nicht. Aber auf alles gefaßt sein und Vorkehrungen treffen, ist wohl besser, als sich überraschen lassen. Unsre Sammlungen im Museum und die wichtigsten Stücke des städtischen Archivs habe ich in Gewahrsam bringen lassen. Ihre Nikolaikirche hat auch ein ganz Teil Stücke von Wert, vor allem die alten Paramente in der großen Sakristei; vielleicht würde es sich empfehlen, sie gleichfalls in einem möglichst sicheren Raum unterzubringen. Ich habe noch einigen Platz und stehe zur Verfügung.“

Hans wollte antworten, da sah er sein Hausmädchen von der andern Seite der Straße ihm entgegenkommen: „Ich sollte gerade aufs Rathaus gehen, das gnädige Fräulein schickt mich. Die Bärwalder Herrschaften, der Herr Hauptmann und der Herr Geheimrat, sind eben angekommen. Der Herr Pfarrer möchte doch gleich zu ihnen gehen.“

Im „Rodenburger Hof“, in dem es in der letzten Zeit sehr still gewesen, war jetzt mit einem Male das Leben eingekehrt; die große Diele lag voller Gepäckstücke, eins über das andre getürmt. Die Treppen und Gänge waren erfüllt von unruhig hin und her hastenden Menschen, die nach ihren Zimmern suchten und tausend Fragen an das durch die Einziehung knapp gewordene Personal richteten. Dies schien von der allgemeinen Nervosität an=

gesteckt, es gab gar keine oder unzureichende Antworten, worüber die Fremden dann wieder in hellen Ärger gerieten. Ja, selbst der sonst so sichere und würdige Pförtner in seinem goldbetreßten Rock hatte sich seiner erhabenen Ruhe so sehr entäußret, daß er auf Hans' Frage nach einem Herrn Hauptmann Warsow-Bärwälde stark und fest behauptete, ein solcher Herr wäre in ihrem Hause nicht abgestiegen, solchen Herrn gäbe es überhaupt gar nicht.

Aber durch die großen Glasscheiben der Tür, die in den Eßsaal führte, erblickte Hans bereits die beiden Alterchen.

Ganz eingeknickt saß der Bärwalder, das Haupt in die welke Hand mit den starken blauen Adern gestützt, in dem grauen Auge eine antwortlose Frage. Jugendlicher erschien der Geheimrat mit dem weißen Kinnbart, dessen Pflege auch heute nicht im mindesten vernachlässigt war, und der kühnen Nase unter der hohen, noch ganz glatten Stirn, über der, kunstvoll gescheitelt, die vollen weißblonden Haare schimmerten. Sie politisierten heute nicht, wie sonst, sie stritten nicht miteinander, der Geheimrat machte wohl einen leichten Ansatz dazu, denn er hatte die Zeitung vor sich und schien die neuesten Kriegsnachrichten zu lesen, aber der Bärwalder ging nicht darauf ein, er hörte gewiß gar nicht, was sein Bruder las, das Auge blieb ins Leere gerichtet.

Einen Augenblick stand Hans zaudernd an der Tür. Er konnte dies Bild nicht ohne Bewegung sehen: diese beiden alten Herren, die das Leben sonst mit so sanfter Hand angefaßt, mit aller Annehmlichkeit umgeben und aller Behaglichkeit verwöhnt hatte, die, solange er denken konnte, etwas wirklich Schweres noch nicht durchgemacht hatten. Und nun auch sie aus ihrer Heimat vertrieben,

allein und ohne Hilfe hier in der Fremde auf der Wanderschaft!

Und um sie herum alle Tische dicht besetzt mit andern ostpreußischen Besitzern aus der Umgegend, alten und jungen mit Frauen und Kindern; an mehreren auch einzelne Damen, deren Männer wohl daheim geblieben oder ins Feld gezogen waren. Er kannte einige von ihnen, aber er hatte sie immer in frischem Wirken oder in frohem Kreise gesehen. Jetzt saßen sie stumm nebeneinander und blickten geradeso mutlos und geschlagen vor sich hin wie der alte Bärwalder. Und doch fühlten sie sich zusammengehörig, einer mit dem andern fest verwachsen wie nie sonst im Leben. Denn sie einte alle dasselbe Schicksal. Er mußte an den Reckensteiner denken. Er bedauerte ihn nicht mehr; ihm war das Los lieblicher gefallen als diesen hier.

„Da ist ja der Hans!" sagte mit einmal der Geheimrat, erhob sich und ging dem Eintretenden einige Schritte entgegen. „Gut, daß du kommst, lieber Junge, wir haben schon auf dich gewartet. Aber hast du Else nicht mitgebracht?"

„Ich habe sie nicht mehr gesprochen, ich hatte gerade eine Sitzung im Rathause; aber ich glaube, sie wird euch bei uns zu Hause erwarten. Ihr werdet doch bei uns essen, könntet auch gut bei uns wohnen. In solcher Zeit nimmt man gern vorlieb, und Platz können wir schaffen, trotz einer Flüchtlingsfamilie, die wir aufgenommen haben."

„Sehr freundlich, mein guter Hans, aber wir werden ruhig hierbleiben. Ich bin froh, daß ich den Hermann so weit habe, das Umziehen wäre nichts für ihn, er darf nicht aus seiner Gewohnheit kommen. Es hat ihn hart mitgenommen, sehr hart."

Die schwachen Augen des Bärwalder hatten den Neffen noch gar nicht gesehen, erst als der Bruder

ihn aufmerksam machte und Hans nun selber an den Oheim herantrat, ihn zu begrüßen, glitt ein leiser Freudenschimmer über die müden Züge und gab ihnen für einige Sekunden etwas Rührendes, in das Herz Greifendes.

„Wir werden nachmittags unsern regelmäßigen Spaziergang in der Sonne machen — nicht wahr, Männe?" sagte der Geheimrat. „Und dann legst du dich oben auf dein Zimmer und schläfst ein bißchen."

„Ja, dann lege ich mich und schlafe ein bißchen."

„Ihr habt eine böse Reise gehabt?" wandte sich Hans an den Geheimrat.

„Eine sehr böse. Wir entschlossen uns erst im letzten Augenblick. Er war ja nicht zur Abfahrt zu bewegen und wollte unter allen Umständen bleiben. Erst als alles um uns her floh, brachten die Hutemach und ich ihn mit einiger Gewalt dazu. Nun war es aber schon etwas spät geworden. Wir brauchten zu der Eisenbahnfahrt hierher, die man sonst mit dem Schnellzug in zwei Stunden macht, die ganze Nacht, von zehn Uhr abends bis sieben Uhr morgens, und fuhren in der fürchterlichsten Enge in einem Abteil vierter Klasse."

Der Kellner brachte das Mittagessen. Hans wurde eingeladen und beteiligte sich gern. Aber der Bärwalder nahm so gut wie gar nichts. Der Fisch, den ihm der Geheimrat zuteilte und zurechtmachte, blieb, kaum berührt, liegen.

„Ihr hättet die Hutemach mitnehmen müssen," sagte er verdrießlich, „die weiß am besten, was mir bekommt."

„Ich weiß es doch auch und vertrete ihre Stelle."

„Aber ich bin nun einmal an sie gewöhnt," gab der Alte in jener harmlosen Selbstsucht zurück, die, durch die Gebrechen seines Körpers stark aus-

gebildet, es auch in solcher Zeit als selbstverständlich ansah, daß sich alles um ihn drehen mußte.

„Die Hutemach ist in Bärwalde geblieben?“ fragte Hans.

„Sie und der Borowski. Gott sei Dank! Was würde sonst wohl aus Bärwalde werden?!“

„Aber es ist viel von ihr, daß sie es getan hat.“

„Sie erklärte von vornherein, bleiben zu wollen. Sie ist oft in Rußland gewesen, versteht die Sprache zu brauchen und hofft mit den Feinden, wenn sie kommen sollten, auszukommen.“

„Viel ist es doch,“ wiederholte Hans.

Auch von dem Geflügel, das er sonst bevorzugte, und das ihm der Geheimrat wiederum sorgfältig zurechtgelegt hatte, nahm der Bärwalder kaum einen Bissen. Da riß dem Bruder die Geduld.

„Du mußt dich aber doch ein bißchen zusammennehmen, Männe!“

Kein Wort erwiderte der Alte. Aber ein dumpfer Groll lag auf seinem Antlitz, und die dichten weißen Brauen zogen sich eng und fest zusammen.

„Es ist eine schwere Zeit!“ suchte Hans dem Geheimrat beizupflichten und dabei zugleich ihn zu begütigen, „aber wir leiden alle unter ihr.“

Wieder keine Antwort, und doch sah man, wie es hinter der durchfurchten Stirn arbeitete. Endlich hob der Alte das Haupt von der Brust, mühsam das Wort suchend, sagte er: „Eine schwere Zeit für uns alle, ganz recht, mein Sohn. Und du, der du, obwohl Städter und Gelehrter, an der ländlichen Heimat hängst wie die Warsows alle, mußt es verstehen, warum mir kein Essen und Trinken mehr schmeckt. Sie haben mich von meiner Scholle vertrieben! Ich bin aufgewachsen auf ihr, meine Eltern sind auf ihr großgeworden und meine Großeltern. Ich habe sie bebaut und beackert von meiner

frühesten Jugend an. All meine Arbeit und Kräfte habe ich in sie gesetzt, habe sie grünen gesehen und wachsen und Frucht tragen, jeden Frühling, jeden Sommer, jeden Herbst. Nun aber, da ich alt geworden und müde, und hoffte, die wohlverdiente Ruhe auf ihr zu finden und meinen Leib einmal in ihren Schoß gebettet zu sehen, nun kommen sie und treiben mich fort von ihr in die Fremde!"

In den lichtlosen Augen schimmerte es feucht, auch die beiden andern waren bewegt.

„Das sind die Opfer, die das Vaterland von uns fordert, Männe!" sagte schließlich der Geheimrat.

„Das Vaterland!" erwiderte der Alte, „ich weiß es wohl. Aber was ist denn das Vaterland? Für alle, die hier um uns herum sitzen, für alle Landgeborenen ist es das kleine Stück Erde, das sie bebauen. Die Scholle ist unsre Heimat, und was du Vaterlandsliebe nennst, das erwächst aus der Liebe zur Scholle. Ich habe mein Leben lang die Erzeugnisse des Geistes und der Kultur zu schätzen gewußt, das weiß der Hans da am besten. Aber sie sind das künstlerisch Erzeugte; das Ursprüngliche, das Ureingeborene sind sie nicht. Das ist das Stück Land, das der Mensch mit seiner Kraft und Arbeit jeden Tag aufs neue sich erobert, das dadurch erst sein Eigentum wird."

Das Sprechen wurde ihm schwer. Aber er raffte sich zusammen und fuhr fort: „Gewiß, wir geben es dahin, müssen es dahingeben, damit das Ganze gerettet wird. Denn in uns allen, wer wir auch sind, ist und lebt jetzt nichts andres als das Vaterland. Aber wir Leute vom Lande geben damit unser Letztes, und indem wir es geben, verbluten wir, nicht viel anders als der Soldat auf dem Felde. Besonders aber, wenn wir alt geworden und schon so verwachsen mit unsrer Scholle, daß

wir uns eine neue Heimat nicht mehr schaffen können."

Der Geheimrat merkte, wie dieser Gegenstand den kränklichen Bruder erregte, er fing an, sich Sorge um ihn zu machen.

„Vorläufig ist der Feind, Gott sei Dank, noch nicht in Bärwalde," lenkte er ein, „und selbst wenn es zum Schlimmsten käme, dann würde uns nach dem Frieden und dem Siege, der uns sicher ist, das Zerstörte reich ersetzt werden."

Da zog ein zorniges Flammen über die welken Züge des Alten.

„Ersetzt?!" rief er, die Stimme zum erstenmal laut erhebend, daß auch die andern um ihn her aufhörten. „Verzeih, mein Lieber, du bist doch schon stark Städter geworden, daß du so etwas sagen kannst. Ersetzt! Ersetzen kann man dir dein Geld, das dir verlorengeht, deine Möbel und Hausgerät, ersetzen kann man allenfalls dem Hans seine Bücher und seine Geräte — aber wie kann man uns eine zerstörte Heimat ersetzen? Wie all die von vielen Generationen her geheiligten Schätze, die in ihr verborgen sind? Wir opfern sie — das ist unsre Pflicht. Aber wir opfern sie als etwas Unersetzliches, nie wieder Einzubringendes, das macht uns dies Opfer so schwer."

Nun sagte auch der Geheimrat nichts mehr. Hans hatte sich überhaupt an dem Gespräch nicht beteiligt, sondern nur schweigend und in sich versunken zugehört. Alles, was der Bärwalder da sagte, hatte Kern und Kraft, wie immer, wenn er den Mund einmal auftat. Diesmal aber war es noch etwas andres: der Alte hatte dem Ausdruck gegeben, was er selber stets empfunden und was ihm in diesem Augenblick in die tiefste Seele griff.

Der Bärwalder schien stark erschöpft, seine Hände zitterten, und die Farbe seines Gesichts war, nachdem die Röte der Erregung gewichen, aschfahl geworden.

„Ich denke, jetzt legst du dich hin, Männe!“ meinte der Geheimrat.

„Ja, ja, ich kann mich hinlegen. Es mag gut für mich sein.“

Der alte Zustand der Erschlaffung und der Sorge für sein Wohl war wieder eingetreten, er erhob sich mit Hilfe seines Bruders, reichte Hans die Hand und begab sich auf sein Zimmer.

Als Hans vom Rodenburger Hofe nach Hause ging, fiel ihm eine starke Unruhe und Bewegung auf, die auf den Straßen herrschte. Er fragte eine alte Frau, die aus seinem Armenverein eine Unterstützung erhielt, und die er unterwegs traf.

„Jott, Herr Pfarrer, was für ein Unjlück, was für ein Unglück!“ jammerte die vor sich hin. „Nein, ich will auch nie mehr klagen. Unsereine hat doch wenigstens sein Stübche und sein Bett, in das er sich des Abends legen kann. Aber die da ...“, damit wandte sie sich um und wies mit der dürren Hand rückwärts, „da komme se, Herr Pfarrer!“

Und nun wurde er eines langen, langen Zuges von Wagen gewahr, der sich schwerfällig durch die große Hauptstraße bewegte: Leiterwagen meist, mit schnell zusammengeraffter, notwendigster Habe, Kutschwagen in ihrem Schlepptau. Und auf diesen wie auf jenen gebeugte Gestalten. Regungslos saßen sie da, die großen, grauen Decken oft bis über den Kopf gezogen, so daß nichts freiblieb als das bleiche, verzagte Gesicht. Sie sahen weder nach rechts noch nach links, jetzt nicht einmal, als sie durch die große Straße der Stadt fuhren; stumpf

und teilnahmlos ließen sie die dichte Menschenmenge vorbeifluten. Nur mit sich und ihrem Schicksal schienen sie beschäftigt. Wohin die müden, abgetriebenen Pferde sie ziehen würden, ob sie hier in der Stadt eine Stätte finden, ob sie weitergeschickt und auch die nächste Nacht wieder auf der Landstraße zubringen müßten ... es erschien ihnen vorläufig alles gleichgültig. Hier lief ein Hund, den Liebe und Erbarmen nicht zu Hause lassen wollte, mit ausgestreckter Zunge neben einem Wagen her; dort schlug ein kleiner Kanarienvogel ängstlich mit den Schwingen durch seinen kleinen Käfig, den man unter dem Wagen angebracht hatte. Dann wieder wurde der Wagenzug unterbrochen durch kleinere oder größere Scharen von Vieh, die man mittrieb und die blökten und schrien, als stimmten sie ein Sehnsuchtsgebrüll nach den saftigen Heimatweiden an — ein wunderliches Konzert in den Straßen der Stadt.

Hans stand eine ganze Weile neben den Müßiggängern auf dem Bürgersteig; unfähig, etwas zu denken oder zu tun, ließ er das trostlose Bild vor seinen leeren Augen vorüberziehen. Ostpreußen, sein Vaterland, das herrliche, blühende Land, stellte sich ihm in seiner Heimatlosigkeit und seinem Elend dar, und sein Herz schlug laut und schmerzlich, und er konnte den Anblick nicht überwinden.

Da klangen wohlbekannte Hupentöne an sein Ohr.

„Gut, daß ich Sie treffe!" sagte Oberbürgermeister Stoltzmann, indem er sein Auto halten ließ und ihn zum Einsteigen aufforderte. „Es ist nun doch alles schneller gekommen, als wir erwartet hatten," fuhr er fort, während sich das Auto nur langsam und mühevoll an dem langen Wagenzug vorbei den Weg bahnte. „Der feindliche Einbruch muß sich ziemlich weit erstreckt haben, und wir sind in

unsrer Arbeit hier ein wenig überrumpelt. Es schadet aber nichts, ich habe die städtischen Schuppen vor dem Königsberger Tor so gut wie möglich zur Lagerung herrichten lassen. Meine Frau ist mit einigen andern Damen bereits draußen und sorgt für warmen Kaffee. Ich will persönlich die Unterbringung der Leute in die Hand nehmen. Sie können mir dabei helfen, wir werden genug zu tun finden."

Sie hatten den Zug überholt, das Auto konnte jetzt mit ungehinderter Kraft fahren und hielt in wenigen Minuten vor dem großen Schuppen.

Frau Lisa trat ihnen in ihrem blauweißen Leinenkleid und mit einer mächtigen Wirtschaftsschürze entgegen. Auch in ihren Augen nichts als frohe Tatenlust und die Genugtuung, hier so schnell und nützlich eingreifen zu können.

„Das hast du gut gemacht, daß du den Herrn Pfarrer abgeholt hast!" begrüßte sie ihren Mann. „Die Ärmsten werden des aufrichtenden Wortes wohl bedürfen."

„Zum Reden ist er nicht mitgekommen, sondern zum Helfen. Hast du genügend weibliche Kräfte bekommen?"

„Sie flogen mir zu wie die Bienen dem Korb, es ist eine wahre Freude, ich machte sie vom Bahnhof, von der Kriegshilfe, ja, soweit sie entbehrlich waren, von den Lazaretten los. Edith nahm ich gleich mit, die versteht sich auf solche Dinge."

Sie waren in das Innere getreten. Mindestens zwanzig junge Mädchen waren hier in eifrigster Tätigkeit: die einen schnitten von Riesenlaibern Berge von Stullen, die andern bestrichen sie mit Butter, die in hohen gelben Stapeln auf den rohgezimmerten Tischen vor ihnen stand; wieder

nadre waren an den großen Kaffeemaschinen beschäftigt und ordneten die Tassen und die Milchgefäße, daß sie nachher nur einzuschenken hatten. Hier war eine ganze Reihe dabei, aus Stroh und Wolldecken warme Lager herzustellen; dort wieder schuf man mit Hilfe einiger Arbeiter und Handwerker, die der Oberbürgermeister sofort beordert hatte, lange Bänke zu Sitzgelegenheiten — wie ein Wunder vollzog sich das alles vor Hans' Augen. Er bekämpfte die einstürmenden Gedanken, griff selber tätig ein und empfand bei der ungewohnten Arbeit eine wohltuende Beruhigung für Körper und Geist.

Jetzt trafen auch bereits die ersten Fuhrwerke ein. Wieder stand Frau Lisa an der Eingangspforte, sie trat zu den einzelnen Wagen heran, sie sprach den Leuten Mut zu, sie hatte für jeden das rechte Wort. Man sah es den verängstigten Gesichtern an, wie wohl ihnen die Freundlichkeit der hübschen, vornehmen Frau tat, wie sie unter ihrem Eindruck aus ihrer Starre auftauten und wieder zuversichtlicher in die Welt blickten. Manche stiegen von ihren Gefährten herab, sie waren der langen Reise müde und wollten hier rasten, andre hatten vor, weiterzufahren; denen brachten die jungen Mädchen Brot und Kaffee an den Wagen.

Drinnen entwickelte sich allmählich reges Leben, die Leute saßen auf den langen Bänken und ließen sich den warmen Imbiß schmecken, oder sie standen in Gruppen und unterhielten sich über das, was sie durchgemacht, meist noch gedrückt und mit leiser, scheuer Stimme.

„Nein, Herr Pfarrer, so geht es doch nicht!"

Edith stand neben Hans, der gerade damit beschäftigt war, für einen älteren Mann eine große Scheibe von einem Laib Brotes abzuschneiden, sich

dabei aber nicht gerade sehr geschickt benahm: „Sie bluten ja schon, und gar nicht wenig."

Sie hatte ihm das Brot aus der Hand genommen und schnell etwas Verbandzeug herbeigeholt, mit dem sie seinen Daumen umwickelte, fast in demselben Augenblick trennte sie bereits eine Scheibe nach der andern vom Brot, bestrich sie mit Butter und reichte sie dem Alten und mehreren Kindern, die sich förmlich an ihr Kleid geheftet hatten.

Er sah es mit stiller Bewunderung, vor allem, daß sie ihr großes Leid so ganz in der Arbeit für andre untergehen ließ. Aber zugleich empfand er Beschämung über sein Ungeschick, es verdroß ihn, daß er sich gerade ihr gegenüber solche Blöße gegeben, und als eben Frau Lisa in eilender Geschäftigkeit an ihm vorüberkam und seine verbundene Hand mit einem leise spöttischen Lächeln streifte, nahm er den Verband wieder ab.

Neben ihm stand eine Gruppe von Frauen, sie erzählten ungeheuerliche Dinge von den russischen Einfällen: wie sie den alten Verwalter des Nachbargutes, der ihnen freundlich entgegenging, gleich niedergeschossen und sein Haus in Brand gesteckt hätten.

„Denn sind wir besser fortgekommen!" meinte eine jüngere Frau. „Als wir eben die letzten Sachen auf den Wagen packten, sprengte eine russische Reiterabteilung auf den Hof: ‚Es ist gut, daß Sie fortmachen,' sagt der eine und hilft uns noch ganz gutmütig beim Aufpacken. ‚Wo wollen Sie denn hin?' — ‚Nach Berlin!' antworte ich. — ‚Da sind wir in acht Tagen auch!' Und sie ließen uns heil und unbehelligt vom Hofe ziehen."

Einige versuchten zu lachen, aber es gelang ihnen nur schlecht, die meisten schauten noch immer stumpf und teilnahmlos vor sich nieder.

So kam der Abend heran. Der große Schuppen glich jetzt einem Zigeunerlager. Die Leute, die die Nacht hier zubringen wollten, hatten es sich heimisch zu machen gesucht. Die einen saßen noch auf ihren Bänken, tranken unentwegt den freigiebig gereichten Tee und aßen von dem Brot, das gleich jenem in der Wüste unerschöpflich schien, andre kauerten auf dem Stroh, das auf den Fußboden gebreitet war, wieder andre streckten sich bereits auf die fertiggemachten Lager und hüllten sich in die warmen Decken.

Da trat Hans mitten unter die Leute. Als sie merkten, daß er zu ihnen sprechen wollte, ward eine tiefe, andächtige Stille.

Und in der tiefen andächtigen Stille tat er den Mund auf und redete zu ihnen: Mit dem irdischen Brot hätte die barmherzige Liebe sie gespeist, nun wollte er ihnen von dem himmlischen reichen. Und niemand würde so nach ihm hungern, als sie in ihrem Elend und in ihrer Verlassenheit. Die Heimat hätten sie aufgeben müssen, er aber wollte sie in dieser dämmernden Abendstunde zu der ewigen Heimat führen, von der Liebe fort, die Menschen ihnen bereitet, zu der großen, dauernden Liebe des Vaters im Himmel.

Ganz schlicht und einfach redete er, aber selbst so bewegt, daß er auch sie bewegte und jedes Auge dieser Armen an seinen Lippen hing. Als er geendet, saßen sie eine ganze Weile, lautlos die Hände gefaltet, auf den müden Gesichtern den Hauch neuen Mutes und neuen Hoffens. —

Die Arbeit war getan. Edith verabschiedete sich von Frau Lisa, um in das Lazarett zurückzukehren. Hans, der noch eine Abendandacht zu halten hatte, begleitete sie.

Immer noch waren die Straßen von Flüchtlings-

wagen gefüllt, hart an ihnen vorbei trieb man eine Herde Vieh und einen Zug von Pferden, schönen, stattlichen Tieren.

„Das sind die Reste einer Zucht, wie sie nur Ostpreußen kennt," sagte Edith. „Sehen Sie die prachtvollen Stuten da!"

„Wunderbar, daß sie noch nicht angemustert sind."

„Sie sind von edelstem Blut und gehören gewiß einem kleinen Bauern."

„Ich dachte, einem größeren Besitzer."

„Es könnte auch sein. Aber gerade die kleinen Leute haben oft die schönsten Pferde, die sie selber mit Mühe und Not großgezogen haben. Sie bilden die Grundlage der Remontierung unsrer Kavallerie. Manche aber, besonders die Mutterstuten, verkauft der Bauer gar nicht, sondern spannt sie voller Stolz vor den eignen Wagen, und erst ihre Fohlen bringt er wieder auf den Markt."

„Und nun ein Raub dieses Krieges! Geradeso wie die schönen Viehbestände da drüben, die jetzt doch höchstens für das Schlachtbeil taugen. Aus diesen Flüchtlingszügen, diesen traurigen Wagenreihen bauen sich vor meinen Augen stolze Güter auf mit mächtigen Scheunen und Ställen, blühenden Wirtschaften, mustergültig geführt nach den Forderungen der neuesten Errungenschaften auf landwirtschaftlichem Gebiet, stattliche Bauerngehöfte, kleine Besitztümer, mit saurem Schweiß gebaut und vermehrt, blühender Wohlstand, nie rastender Fleiß. Und das alles geht nun in Flammen auf oder wird auf die Straße getrieben!"

„Ein schweres Schicksal. Aber schließlich, was ist das alles, was auch die Hingabe der liebsten Habe gegen den Verlust eines Menschen?"

Er merkte, daß ihre Gedanken bei ihrem Vater waren. Aber er sagte nichts, denn er wußte, daß

sie es nicht liebte, ihre Bewegung zu zeigen, am allerwenigsten ihm gegenüber.

„Sie haben heute noch zu tun?" fragte sie. „In so später Stunde noch?"

„Ich habe eine Andacht bei den Diakonieschwestern im Stadtlazarett zu halten; sie können nicht früher."

„Sie haben jetzt viel Arbeit?"

Er antwortete nicht.

„Aber das Gefühl, in so schwerer Zeit so reich geben zu können, muß Sie über alles hinwegtragen — auch über das Leid."

Wieder schwieg er.

Sie waren in das Innere der Stadt gelangt, die Dämmerung schlich über die Straßen, einige Laternen flackerten auf und warfen ihr scheues Licht auf das Pflaster.

„Es gab eine Zeit," sagte er jetzt, und ein Klang von Bitterkeit war in seinen Worten, „wo Sie über das alles anders dachten, wo Sie mein ernstes Streben sehr gering einschätzten und mir damit wehe taten."

Sie sah ihn an, der sonst so ruhige Blick ihrer Augen hatte etwas Betroffenes.

„Ich habe, weiß Gott, nie so hoch von meiner geistigen Tätigkeit gedacht," fuhr er fort, „wie Sie es von mir annahmen. Gerade jetzt, als der Krieg ausbrach, gab es Stunden, wo ich irrewurde an allem, was bisher den Inhalt meines Lebens ausgemacht. Auch jetzt, ich kann es nicht leugnen, kommen diese Stunden wieder und fallen über mich her wie dämonische Mächte. Und doch — haben Sie damals unrecht gehabt."

Sie ging neben ihm her, ein wenig schneller wohl als bisher, den Kopf zur Erde geneigt, so daß er in der trüben Beleuchtung nur einen dunklen Streifen ihres Profils sehen konnte.

„In dieser schweren Zeit muß ein jeder, so meine

13*

ich, seinem Vaterlande mit den Gaben dienen, die Gott ihm gegeben. Was einer tut, und wie er es tut, muß er mit seinem Gewissen abmachen. Aber keiner ist überflüssig, der von dem ernsten Wollen beseelt ist, mitzuhelfen in dieser heiligen Not. Das ist mein Trost und mein Halt, wenn der alte Hang zum Grübeln und Zagen über mich kommt. Und wenn ich dann sehe, was den Leuten ein aufrichtiges Wort bedeutet, wenn ich mich so hinstellen darf, wie eben erst, und zu diesen heimatlosen Flüchtlingen reden, wenn ich das stille Aufleuchten ihrer Augen sehe und die langsam zurückkehrende Geborgenheit in ihren verstörten Gesichtern, dann wird es auch in mir stiller und geborgener, ich hadre nicht mehr mit dem Gefühl meiner Überflüssigkeit und suche mich mit dem Posten zufrieden zu geben, der mir für diese Zeit übertragen ist, mag er auch nur klein und unscheinbar sein. Nein, verzeihen Sie, daß ich das wiederhole, aber es ist mir zur festen Überzeugung geworden: Sie haben unrecht gehabt, als Sie über uns arme Ritter des Geistes den Stab zerbrachen."

„Es war eine andre Zeit damals," sagte sie jetzt zum ersten Male.

„Gewiß, das war sie. Und ich stelle heute noch den einfachen Musketier, der sein Leben jeden Tag dem Feinde preisgibt, höher als den geistvollsten Mann, der die begeistertsten Reden oder Predigten hält. Aber ich sage mir: nur indem wir damals in der Ruhe des Friedens das Geistige pflegten, indem wir mit ernstem Eifer sittliche und religiöse Kräfte in die Seelen pflanzten, machten wir unser Volk stark, sich jetzt zu so einmütiger Herrlichkeit zu erheben, gaben wir den Zurückbleibenden die Kraft, inmitten eines zerstörenden Krieges der Kultur und der Liebe die Stätte zu bauen."

Er blieb stehen, als erwartete er, daß sie ihm endlich etwas sagen würde, ein Wort nur, den Bann zu lösen, der zwischen ihnen lag. Sie hob auch wohl das Haupt vom Erdboden, ein leises Zucken lief über ihre Lippen. Aber sie blieb stumm, das befreiende Wort fiel nicht.

Sie hatten den Weg fortgesetzt und ihr Ziel erreicht. Edith verschwand im Inneren des großen Gemeindehauses, und er schlug den Weg zum Stadtlazarett ein. Aber seine Gedanken waren bei ihr und bei dem, was sie eben miteinander gesprochen hatten.

Es ist etwas in ihr, das nicht zu brechen ist, sagte er sich, ein Stolz oder vielleicht eine Verschlossenheit, die nie zugeben wird, daß sie unrecht hat. Auch all ihr Leid und die schwere Zeit ändern daran nichts. Was ändert überhaupt den Menschen?! — So werden wir uns wohl bis in alle Ewigkeit auseinandergehen!

Voll und warm lag die Sonne des Spätsommers über dem Pronitter Pfarrgarten. Sie breitete ihre strahlenden Hände über die Gänge und Rasenplätze, sie drang mit werbendem Suchen in jedes Gebüsch, auf jedes Beet, sie spielte mit goldenen Lichtern über jeden Stamm dahin, saß wohlig auf jedem vollen dunklen Blatt, nahm die müde zur Erde gleitenden in ihre weichen Arme und sonnte sie sterbend noch mit ihrem Glanze, sie erfüllte alles mit Frieden und mit Wohlgefallen. Es war, als ob es auf der großen weiten Welt nichts andres gäbe als Licht und Helle, als ob der schwere Krieg, der sich hier in der nächsten Nähe abspielte, ein drückender Traum nur wäre, aus dem man nun erwacht war zu einem neuen, schönen Tag.

Auf dem Pfarrhause wehte weithin sichtbar die weiße Fahne mit dem roten Kreuz. Für die wenigen

Verwundeten, die bis jetzt hier eingetroffen waren und von Hanna und der Gemeindeschwester opferwillig gepflegt wurden, genügte vorläufig das große Zimmer, das man nebst einem kleineren im ersten Stockwerk eingerichtet hatte. Erst später, wenn die Zahl sich mehrte, sollte das Schulhaus zu Hilfe genommen werden, das, nur durch den Garten getrennt, neben dem Pfarrhause lag.

Zwischen der großen Gartenveranda und der Pfeifenkrautlaube, da, wo die Sonne den freiesten Zugang hatte, stand ein bequemer Liegestuhl, und auf ihm ruhte in seiner Felduniform, den großen grauen Mantel über die Füße gebreitet, ein verwundeter Offizier.

„Die Heilung schreitet schneller vorwärts, als ich annahm. Es findet sich ja öfters bei dieser Art von Verwundung, wenn kein Knochen in Mitleidenschaft gezogen wird; auch der Arm macht sich gut."

Doktor Robinson, der in Pronitten ansässige Kreisarzt, eine Erscheinung von herkulischem Körperbau, der man ihre Haupteigenschaften, Energie und kindliche Gutmütigkeit, sofort vom Gesicht ablas, sagte es, halb zu Fritz, halb zu dem alten Pastor sich wendend, der an der Kopfseite des Verwundeten stand und dem Arzte die Worte von den Lippen las.

„Das ist frohe Botschaft, die Sie mir bringen, Herr Doktor! Dann kann ich auf schnellstem Wege zu meiner Truppe zurück und brauche hier nicht auf der Bärenhaut zu liegen."

„Na, gar so eilig werden Sie es ja nicht haben, Herr Rittmeister."

„Nicht gar so eilig? Mehr noch als das. Was glauben Sie, was man durchmacht, wenn man weiß: hier in deiner allernächsten Nähe kämpfen deine Kameraden auf Leben und Tod, und du sonnst dich einer Kleinigkeit halber im Liegestuhl!

Zum Wahnsinnigwerden ist es, viel schlimmer als das bißchen Unbequemlichkeit, das einem die Wunde bereitet!"

Das Mädchen kam und rief den Pfarrer zu einem Besuch ins Haus. Als hätte er auf diesen Augenblick gewartet, wandte sich Fritz schnell zu dem Arzte: „Die Russen stehen vor der Tür. Sie brauchen mir nichts vorzumachen, Herr Doktor, ich weiß es so gut wie Sie."

„Mein Kollege in Metgetten sagte mir heute durch den Fernrufer, daß in seinem Kreise alles bereits geflohen und in einigen Orten russische Schwadronen eingebrochen wären."

„Es ist sehr wohl möglich," gab Fritz ruhig zurück, „es handelt sich um einige Abteilungen, deren Durchbruch wir bei der gewaltigen Übermacht nicht hindern konnten."

„Ich habe mit Absicht hier nichts gesagt. Eine unmittelbare Gefahr droht uns in Pronitten wohl noch nicht, und sollte sie eintreten — jedenfalls möchte ich den alten Herrn nicht unnötig aufregen."

„Es würde auch keinen Zweck haben, er würde, soweit ich ihn kenne, niemals gehen, und die Frau Pfarrer haben Sie ja bereits in Sicherheit gebracht."

„Sie wollte auch nicht, sie weigerte sich mit einer Zähigkeit, die ich ihr bei ihrer Furcht kaum zugetraut hatte, ihren Mann zu verlassen. Aber ihr Leiden machte infolge der inneren Erregung solche Fortschritte, daß ihr Hierbleiben nicht mehr möglich war."

„Sie war unmittelbar vor meiner Ankunft abgereist, nach Wiesbaden. Nicht wahr?"

„Es war das für ihre Krankheit gegebene Bad, aber ich hätte sie zu der weiten Reise nicht bekommen, wenn mir nicht Fräulein Hanna fest und klug zur Seite gewesen wäre."

„Sie wird dem Alten eine gute Stütze sein. Freilich hat sie mit ihren Verwundeten, zu denen ich mich nun auch gesellt habe, genug zu tun."

Der Arzt schwieg einen Augenblick. „Dennoch will ich morgen mit ihr reden, ob es nicht zweckmäßiger wäre, ihre Verwundeten weiterzugeben, vielleicht nach Rodenburg."

„Hm, hm! So ernst sehen Sie also die Sache hier an?"

„Ein zeitiges Vorbeugen schadet nicht."

„Aber das rote Kreuz da oben —"

„Wer sagt uns, daß die Russen es achten?"

Der Pfarrer war zurückgekehrt. „Nun, ist unser Pflegling noch immer so ungeduldig?" fragte er in seiner gütigen Art. „Oder haben Sie ihn ein wenig zur Ruhe gebracht, Doktor?"

„Mit diesen Leuten ist nichts anzufangen. Sie brennen alle darauf, sich von dem Feuer fressen zu lassen. Am liebsten humpelten sie mit einem Bein oder kröchen auf allen vieren zurück."

Der Alte hatte nur mit geringer Aufmerksamkeit zugehört. „Es ist doch wunderbar —" sagte er, und brach dann ab.

„Was ist wunderbar, Herr Pfarrer?" fragte Fritz.

„Ach, nichts — der Mann, der eben bei mir war, hat einen Bruder hier in unsrer Gegend, kaum drei Meilen entfernt, und behauptet steif und fest — aber nein, wozu soll man das wiederholen?! Es ist leeres Gewäsch, dieser Krieg hat Millionen von tapferen Kriegern aus der Erde gestampft, aber ein ganzes Heer von alten Weibern hat er auch mobil gemacht. Nun, Sie bleiben also hübsch bei uns, nicht wahr, Herr Rittmeister, und gehen nicht eher, als bis unser guter Doktor es erlaubt?"

„Viel länger, Herr Pfarrer, so lange wie der Krieg dauert! Laß die andern sich fürs Vaterland

totschießen! Laß die Lahmen und die Krüppel auf ihren Stelzfüßen heraushumpeln oder auf allen vieren in die Feuerlinie kriechen, wie der Herr Doktor sagt, ich bleibe hübsch hier und lasse mich pflegen und päppeln ... ist es recht so?!"

Seine Geduld war gerissen, er sprach mit grimmem Hohn. „Weiß Gott, hätte ich geahnt, daß man mich hier zum Gefangenen macht, ich wäre niemals in diesen friedumhegten Pfarrgarten gekommen, ich hätte mich in irgendeinem Feldlazarett ausgeruht und dann wieder los auf den Feind!"

„Sieh, sieh ... so wenig zufrieden sind der Herr Rittmeister mit Ihrem Lazarett, so wenig gut haben wir unsre Sache gemacht?"

Eine junge Mädchengestalt in schmucklosem Kattunkleide war mit einer Schale voll Birnen und einem Teller leichten Gebäcks aus dem Hause gekommen, hatte Obst und Kuchen auf den Tisch gestellt und sah jetzt mit Augen, die böse scheinen wollten und es doch nicht vermochten, dem Liegenden in das bräunlich blasse Antlitz. „Also ‚ein Gefangener'! Und ‚irgendein Feldlazarett' — das war ja sehr freundlich gesagt! Gut, daß unsre andern Kranken dadrinnen ein wenig zufriedener mit uns sind."

„Für Sie war es gerade nicht berechnet, Fräulein Hanna," meinte Fritz ein wenig verlegen; „aber es schadet nichts. Sie verstehen es am allerbesten ... Also wann, Herr Doktor?"

„Frühestens in vier Tagen."

„In zwei," erwiderte Fritz bestimmt, „trotz Ihres Machtspruches: in zwei! Heute noch, meinetwegen auch noch morgen. Aber übermorgen hält mich keine Gewalt der Welt mehr."

„Dann lehne ich als Arzt jede Verantwortung ab."

„Und ich als Soldat kann sie nicht auf mich nehmen, wenn ich auch nur eine Stunde länger bleibe. Oder

meinen Sie, ich hätte Lust, eines Tags hier wehrlos in die Hände der Russen zu fallen und von Perm aus den weiteren Verlauf des Krieges zu verfolgen?"

Er sah Hannas erschrecktes Auge und hielt schnell inne.

„Was sagt er da von den Händen der Russen und von Perm?" wandte sich diese an den Arzt.

„Nichts, Fräulein Hanna, der Herr Rittmeister ist heute grimmer Laune; ich fürchte, ein klein wenig Fieber steckt ihm noch in den Gliedern, das bringen solche Wunden mit sich, auch wenn sie sonst ungefährlich sind."

Nach dem Essen war Fritz nicht zu bewegen, sich wieder auf sein Ruhebett zu legen. „Ich muß mich allmählich einüben," meinte er und bat Hanna, einen kleinen Gang mit ihm durch den Garten zu machen. „Damit Ihr starker Arm mich stützt, wenn es allein nicht gehen sollte," fügte er scherzend hinzu.

Aber es ging sehr gut, auch ohne ihre Hilfe, man merkte es ihm an, wie wohl ihm die Bewegung tat nach dem tagelangen Ausruhen.

„Ich hätte gar nicht vom Felde fortgehen sollen, trotz aller Doktoren. Aber schließlich sind sie es auch gar nicht gewesen, die mich zu dieser Spazierfahrt bestimmt haben, sondern der Wunsch, Ihnen nach dem anstrengenden Gefecht einmal guten Tag zu sagen."

Sie lachte. „Sie sind wirklich bedenklich schnell gesund geworden, daß Sie jetzt schon Ihre Witze machen."

„Sie haben recht. Es ist ein Witz. Auf dem Felde denkt man an nichts Derartiges."

„Woran denkt man wohl auf dem Felde?"

„Daran, daß man trifft."

„An nichts andres? Nicht auch daran, daß man fallen könnte?"

„Der Gedanke kam mir, als mich zum erstenmal die Granaten umsausten, ganz flüchtig, und dann nie wieder. Dann dachte ich immer nur: Vorwärts!"

„Und dasselbe denken Sie auch jetzt ..."

„Ja. Können Sie es mir verargen? Es kann mir nirgend besser gehen als hier. Ich habe die frische Landluft, ein bequemes Bett, das ich Nächte hindurch nicht mehr kannte, habe Sie als Pflegerin. Aber alles, was mir sonst lieb und wertvoll war, hier quält es mich. Die ländliche Ruhe, die früher Erquickung war, fängt mit einem Male an zu drücken; ich hätte dem Arzt nicht zwei Tage versprechen sollen, ich hätte heute noch, morgen spätestens, fortmüssen."

Sie hatte sich bis jetzt zusammengenommen, nun aber schien sie verletzt. „Dann reisen Sie doch! Sie haben kein Pferd? Der Großvater fährt Sie mit seinem Wagen zur Eisenbahn, vorausgesetzt, daß sie noch geht."

Er merkte, daß sie gekränkt war. „Nein," sagte er mit spürbarer Wärme und doch sehr entschieden, „Sie dürfen so nicht zu mir sprechen! Sie denken viel zu gesund und viel zu deutsch, das gerade hat mir von jeher an Ihnen gefallen. Wir dürfen nichts Persönliches jetzt gelten lassen, weder Sie noch ich. Heute lebt und spricht nur das Vaterland, die Sache."

Sie reichte ihm die Hand. „Verzeihen Sie mir, ich war eben ungerecht und klein. Es ist überwunden."

Ihr Auge weilte mit ruhigem Glanz auf seinem Antlitz. „So wollte ich Sie haben! Ich danke Ihnen, nun ist alles gut."

Er hielt ihre Hand noch in der seinen und fuhr

fort: „Sie wissen, Worte sind meine Sache nicht. Ich brauche es Ihnen ja auch nicht zu sagen, Sie fühlen es wie ich, Hanna, daß Sie mir viel geworden in der nicht langen Zeit, da ich Sie kenne. Gälte es nicht eine so heilige Sache, der Abschied würde mir schwer werden, ich würde vielleicht überhaupt nicht von Ihnen gehen. Aber lassen Sie mich eins mit in den Kampf nehmen, der nun aufs neue meiner wartet: das Bewußtsein, daß auch ich Ihnen etwas geworden, daß, wenn ich noch einmal wiederkehren sollte" — er löste seine Hand aus der ihren und brach ab, er wollte in dieser Stunde nichts mehr sagen.

Sie aber stand da, keines Wortes fähig, das Auge ein wenig bestürzt und doch voll warmen, stolzen Leuchtens auf ihn gerichtet.

„Nicht wahr, Hanna, so scheiden wir beide, fest und gern und glücklich, komme es nun, wie es wolle."

„Ja," gab sie leise zurück, „so scheiden wir, fest und gern und glücklich."

Nun war wieder jenes Starke und Entschlossene in ihrem Antlitz, das ihm gleich damals bei ihrer ersten Begegnung hier in der Pfeifenkrautlaube aufgefallen war, und das er seitdem so an ihr geliebt hatte. Keine Silbe wurde weiter gesprochen, kein Kuß getauscht, die Stunde war dazu zu heilig, zu ernst. Nichts war geschehen, als daß sich in schwerer, heiliger Zeit die jungen Ranken einer großen Liebe fest und unzerreißbar verflochten hatten zur Treue bis in den Tod.

Aber wenn sie auch vom Tode sprachen, wie es Liebende immer tun, und wie es diese Tage als etwas Natürliches mit sich brachten, in Wahrheit dachten sie beide nicht an den Tod. Nichts war in ihnen als ein warmes, unüberwindbares Lebens-

gefühl, nichts als das beseligende Bewußtsein, einer in dem andern zu sein und in ihm zu bleiben, ob er auch morgen oder übermorgen in den blutigen Krieg zog und sie ihre Verwundeten hier im stillen Pfarrhause pflegte.

Er hatte sich auf eine Bank niedergelassen, das Stehen hatte ihn doch mehr angegriffen, als er sich merken lassen wollte. „Das wird alles gut, wenn ich erst wieder da draußen bin," sagte er, „besonders jetzt, wo ich mich so stark, so glücklich fühle."

Und ohne ein Wort hinzuzufügen, zog er einen Ring von seinem kleinen Finger, einen schlichten, goldenen Reif mit einem kaum sichtbaren blauen Stein darin, das Erbteil seiner früh heimgegangenen Mutter, das er bis zu dieser Stunde getragen, und von dem er ihr einmal erzählt hatte. Den steckte er nun an ihren Finger, und er saß darauf so fest und passend, als wäre er für ihn gefertigt und sollte nie mehr von ihm gelöst werden.

Der Rasen vor ihnen war in die weichen Schleier der Sonne gehüllt, durch die Bäume ging ein leises Rauschen, zwischen ihren Kronen brachen sich mattsilberne Streifen die Bahn, und von den nahen Blumenbeeten drang der Duft von reifen Rosen und Reseda zu ihnen hinüber.

„Der stille, schwermütige Spätsommer," sagte Fritz, „wie ich ihn schon in meiner Kindheit so gern hatte," und sein Auge blickte ernst und sinnend in die tiefen Gänge des Gartens. Aber mit einem Male richtete er den Kopf in die Höhe, schnell, beinah erschreckt. „Doch was ist das? Hörst du nichts?"

„Ich höre nichts als dich."

„Es ist wunderbar, aber mir ist, als vernehme ich etwas wie ... ja wie Donner aus weiter Ferne ... sollte ein Gewitter? Aber nein, der Himmel ist ohne Wolken ..."

Nun horchte auch sie auf. „Nichts, nicht das geringste ... Deine kriegerische Erregung, der Gedanke an deinen baldigen Aufbruch läßt dich alles mögliche hören."

„Nein," erwiderte er bestimmt, „es klingt ganz dumpf, ganz weit ... aber eine Täuschung ist es nicht. Sollten die Unsern ...? Sollte die Schlacht schon so weit ...?"

Er wollte auf einen erhöhten Platz hart am Gartenzaun treten, von dem aus er früher so manches Mal ins weite Land hinausgeschaut, da hörte er aus dem Hause eilige Schritte nahen. Der alte Pfarrer kam im schwarzen Rock ohne Kopfbedeckung, so schnell ihn die Füße tragen konnten.

„Die Russen, die Russen!"

Einen Augenblick standen die beiden sprachlos.

„Was ist dir, Großvater?" fragte dann Hanna. „Du siehst doch sonst nicht Gespenster."

„Wollte Gott, es wären Gespenster! Aber es ist kein Zweifel! Was mir der Bauer da vorhin auf meiner Amtsstube sagte, was ich für leeres Weibergewäsch hielt, ist Wahrheit: die Russen haben die Angerapp überschritten, ein Vortrupp ist in unsre Gegend eingebrochen."

„Unmöglich!" rief Hanna.

„Es ist so unmöglich nicht," wandte sich Fritz zu ihr. „Ich vernahm heute morgen bereits ein ähnliches Gerücht. Du siehst, mein Ohr hat mich nicht getäuscht."

„Gut, so müssen wir handeln! Ich gehe ins Lazarett zu meinen Verwundeten. Du, Großvater, empfängst sie an der Schwelle des Hauses — das einzig Schlimme ist es mit dem da — dem Fritz —"

Sie lächelte ein wenig, als sie seinen Vornamen so geläufig vorbrachte, als hätte sie ihn ihr ganzes Leben nie anders genannt.

„Gewiß," meinte der Alte, der auch sofort seine ganze männliche Festigkeit wiedergewonnen hatte, „für ihn müssen wir zu allererst sorgen. Er darf der Horde nicht in die Hände fallen. Aber wie?"

„Ich weiß es, wir stecken ihn oben in mein Lazarett ins Bett, da werden sie nicht heraufkommen, und tun sie es, so spielt er den Schwerverwundeten, ist bewußtlos und weiß von nichts. Ich glaube, er versteht sich aufs Spielen ganz gut!"

Inmitten allen Ernstes hatte sie ihren sonnigen Humor nicht verloren, etwas Lösendes und Befreiendes ging in der schweren Lage von ihr aus und teilte sich den beiden Männern mit.

„Nee," sagte Fritz, „Ihr Vertrauen ehrt mich zwar, aber die Schauspielkunst ist mir immer ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Ich war schon früher nie zum Liebhabertheater zu brauchen. Und eine so schwere Rolle gleich zum ersten Auftreten ..."

„Das Probestück ist zu gewagt," pflichtete ihm der alte Pfarrer bei. „Ich weiß etwas Besseres: drüben in der Kirche ist ein unterirdisches Gewölbe, zu dem außer mir nur der Küster den Zugang kennt. Es ist zwar kein sehr behaglicher Aufenthalt, aber ein sicherer. Schnell, Hanna, ins Haus, besorge warme Decken, einige Flaschen von dem alten Rotwein, den der Rittmeister schon in Friedenszeiten nicht verachtete, und verproviantiere die unterirdische Gaststube so gut wie möglich! Dort der Liegestuhl kann auch mit hinunter, damit der Patient sich ruhen kann. Aber nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Sonst kommen die ungebetenen Gäste, ehe wir uns so zweckmäßig auf ihren Empfang vorbereitet haben!"

Fritz kämpfte. Der Gedanke war ihm furchtbar, sich so vor dem Feinde zu verkriechen und die hier in ihrem Hause ihrem Schicksal zu überlassen; vor allem bangte er für Hanna.

„Ich will mich Ihren Wünschen fügen," sagte er schließlich, „weil ich einsehe, es gibt keinen andern Weg für mich, man würde mich gefangen fortschleppen, und ich könnte dem Vaterland nicht mehr dienen, das muß ich vermeiden. Aber ich meine, auch Fräulein Hanna müßte in Sicherheit gebracht werden. Und wenn es Ihnen, Herr Pfarrer, wider Amt und Ehre geht, zu fliehen, obwohl es viele Ihrer Berufsgenossen schon getan haben, tun mußten, so schicken Sie wenigstens Ihre Enkelin fort; noch ist es Zeit, die Bande hält sich überall unterwegs auf, und es wird eine Weile vergehen, bis sie hier ist. Ich bitte Sie, lassen Sie schnell anspannen und bringen Sie das Mädchen in Sicherheit!"

„Das Mädchen läßt sich nicht bringen, der Herr Rittmeister vergessen, daß ich hier auch ein Amt habe, wie der Großvater. Ich trage das rote Kreuz und stehe unter dem Schutze meines Samariterberufes. Niemals würde ich meine Verwundeten hier im Stich lassen."

„Recht so, Mädel!" stimmte ihr der Alte bei. „Ich meine auch: wo der liebe Gott einen hingestellt hat, da muß man bleiben. Nun aber ans Werk!"

Schon war Hanna ins Haus geeilt, der Pfarrer hatte den Küster rufen lassen, die drei Männer gingen in die Kirche, schlossen das kleine, in dem Fußboden unmerkbar angebrachte Fallgitter auf und führten Fritz in sein durch ein vergilbtes kleines Fenster notdürftig erleuchtetes Verlies. Dann kam Hanna mit dem Mädchen, sie brachten einige Decken und Kissen, den Liegestuhl, einen Korb mit Speisen und mehrere Flaschen Wein.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn kaum war alles untergebracht, das Fallgitter geschlossen, der große Fußteppich darübergebreitet, da klirrte und dröhnte das Straßenpflaster von den Rädern

schwerer Wagen und dem Gerassel der Geschütze. Ein Zug Reiter kam herangesprengt, ritt die Straße herab und verteilte sich dann nach verschiedenen Seiten.

Eine Abteilung von ungefähr zwanzig Mann bog in den Torweg zum Pfarrhause ein; der sie führte, war ein nicht mehr junger Mann, klein, doch kräftig gebaut, mit kurzer, platt aufsitzender Nase, hervorstehenden Backenknochen und einem bräunlichroten Schnurrbart mit herabhängenden Spitzen, der ausgesprochene Typ der slawischen Rasse.

„Sie sind der Pfarrer?" wandte er sich in geläufigem Deutsch vom Pferde herab an den alten Teichgräber, der ihm an der Pforte entgegentrat.

„Ich bin der Pfarrer des Ortes und heiße Sie in meinem Hause willkommen," erwiderte der Alte. Nicht die leiseste Unsicherheit oder gar Furcht war in seiner Sprache, bei aller Höflichkeit ein freies, männliches Auftreten.

„Ich habe von dieser Stadt Besitz genommen. Ihr Haus ist von heute ab mein Haus und meiner Soldaten."

„Es steht im Dienste der Barmherzigkeit."

Ein ironisches Lächeln um den stark hervortretenden, aber nicht häßlichen Mund. „Ja, ja — ich sah: das rote Kreuz! Das stecken sie überall auf die Häuser, an die Arme, wohin sie irgend können, weil sie Angst haben."

„Wir haben keine Angst."

Der Offizier hörte ihn nicht; er ließ sich von seinem Pferde, mit dem er wie verwachsen erschien, herabgleiten, gab dies einem hinzuspringenden Soldaten und trat in das Haus.

„Die Leute sind gut zu speisen, sie haben lange nichts gegessen, dazu Tee und Milch, die Pferde Hafer und Wasser, auch Heu!"

„Es wird besorgt werden. Und was darf ich Ihnen vorsetzen?"

„Schinken, Wurst, Eier, aber hartgekocht, ganz hart!"

„Dazu ein Glas Wein?"

„Wir nehmen keinen Wein, niemand von den Soldaten darf Bier oder Schnaps bekommen ... bei strengster Strafe; ich trinke Tee mit Zitronenscheibe."

„Wollen Sie vielleicht hier ablegen und näher kommen?"

Der Offizier sah sich mißtrauisch um, trat noch einmal zu seinen Reitern heraus, befahl ihnen, abzusatteln, beorderte aber drei von ihnen zur Wache vor das Haus, dann legte er den Mantel ab, behielt jedoch Säbel und Revolver umgeschnallt. „Das Essen ein wenig schnell, wenn ich bitten darf!"

„So schnell, als es möglich ist."

Der Russe runzelte die Stirn.

„Für die Soldaten soll auch gesorgt werden, und ich habe nicht so viel Bedienung," fuhr der Pfarrer unbeirrt fort.

„Ist keine Frau im Hause?"

„Meine Frau ist krank und in ein Bad zur Kur gereist."

Wieder das spöttische Lächeln um die schmalen Lippen. „Die Frauen reißen immer vor uns aus — und haben dazu weniger Grund als die Männer," fügte er mit einem kurzen, fast drohenden Aufleuchten seiner grauen, geschlitzten Augen hinzu.

„Ich sagte ja eben, daß meine Frau krank wäre und in ein Bad mußte."

Das Mädchen brachte das Essen: frischen Schinken, selbstgemachte Wurst, Eier und vorzüglichen Landkäse.

Der Russe mußte wirklich lange nichts genossen

haben, er verschlang die Speisen mit den Augen, während das Mädchen auftischte.

„Sie werden mit mir essen!"

„Ich habe vor kurzem zu Mittag gespeist und pflege dann erst des Abends zu essen."

„Ich wünsche, daß Sie mit mir essen, und zwar von allem, was ich einnehme, Sie fangen an!"

Der Pfarrer mußte sich seinem bestimmten Willen fügen. Er begann mit dem Aufschnitt und aß von allem ein kleines Stück, während der andre, jedesmal folgend, ungeheure Mengen verzehrte, so daß schließlich wenig übrigblieb, so reichlich auch aufgelegt war. Nun machte er sich an die Eier.

„Hier bitte ich, mir das Mitessen zu ersparen. So harte Eier sind für einen alten Mann nichts — und sie sind ja in der Schale."

Der Russe antwortete nicht, zerklopfte ein Ei nach dem andern, verzehrte es mit rasender Geschäftigkeit, und sah sich, als er das dritte gegessen, noch nach einem vierten um, begnügte sich aber dann mit dem Käse, von dem der Pfarrer wiederum vorkosten mußte.

„So ... jetzt möchte ich mir doch mal Ihr Lazarett da oben genauer ansehen!" sagte er, sich die dünnen Lippen und den herabhängenden Schnurrbart flüchtig mit dem Mundtuch wischend, „Sie werden mich führen!"

Der Pfarrer erklärte sich bereit, aber er mußte warten. Jener war vor die Tür getreten und hatte dem einen der beiden Posten in russischer Sprache einen Befehl gegeben, der hatte sich entfernt und kehrte jetzt mit zwei bewaffneten Soldaten zurück. Sie waren die Leibbewachung, die der Russe mit auf seinen Gang nahm.

Man schritt die Treppe hinauf, und der Pfarrer öffnete die Tür zu dem großen dreifenstrigen

14*

Zimmer, in dem die Verwundeten lagen. Der andre besichtigte alles auf das genaueste, er schien noch immer an dem Glauben festzuhalten, daß diese Rote-Kreuz-Einrichtung eine Finte wäre, die die Pastorsleute in der Gefahr schützen sollte. Jetzt überzeugte er sich, daß er in Wahrheit ein Krankenhaus vor sich hatte. Er begrüßte die Gemeindeschwester kühl, ein wenig herrisch nach seiner Art, aber nicht unfreundlich, er trat an die einzelnen Betten und fand zu seiner Verwunderung auch einen russischen Soldaten, der ziemlich schwer verletzt war, hier liegen.

„Hm," murmelte er, „einen von unsern Soldaten haben sie auch hergenommen ... hm!"

„Die Barmherzigkeit fragt nicht, ob es ein Feind ist, an dem sie ihr Werk verrichtet," erwiderte der Pfarrer.

Dem Offizier schien diese Entdeckung nicht besonders angenehm zu sein. „Es denken nicht alle von Ihren Leute so."

„Alle."

Jener winkte ab. Er setzte sich an das Bett des kranken Russen und sprach mit ihm; der schien sich sehr befriedigt über die Aufnahme und Pflege zu äußern, was seinen Vorgesetzten aber wiederum nicht angenehm zu berühren schien.

„Hier gegenüber ist noch eine Stube," wandte er sich an den Pfarrer, „dient sie auch der Krankenpflege?"

„Es liegen zwei Soldaten darin, der eine schwer verwundet, der andre an einer inneren Krankheit leidend."

„So ... so ... da möchte ich doch mal sehen, was den Leuten fehlt."

„Sie fiebern stark, und der Arzt hat jeden Besuch verboten."

„Ihr Arzt hat mir nichts zu verbieten —"

In demselben Augenblick aber blieb er stehen. Die Tür des Zimmers hatte sich geöffnet, und er sah sich einer jungen, blühenden Mädchengestalt gegenüber, die das große, dunkelblaue Auge mit einer Ruhe, die nicht ohne Kühnheit war, über ihn dahingleiten ließ.

„Der eine von meinen beiden Kranken hat eben nach heftigen Schmerzen und langem Wachen ein wenig Schlaf gefunden," sagte sie mit fester Stimme. „Ist es Ihre Pflicht, ihn zu stören, kann ich Sie nicht hindern. Haben Sie jedoch kein besonderes Amt in diesem Krankenzimmer, dann möchte ich Ihnen den Eintritt nicht gestatten."

Ihr sicheres Auftreten, das durch die mädchenhafte Lieblichkeit ihrer Erscheinung einen eigentümlichen Reiz erhielt, machte einen sichtbaren Eindruck auf den Offizier, er legte die herausfordernde Art ab, die in seinem Auftreten und in seinen Worten bisher geherrscht hatte, und erwiderte, halb verlegen, halb entschuldigend: „Es ist meines Amtes, mich von dem Zustand der Verwundeten zu überzeugen und die nicht zu schwer Verletzten als unsre Gefangenen zu behandeln. Ich will Ihnen aber glauben und heute von einem Eindringen absehen, Sie selber aber muß ich um einen genauen Bericht der Kranken und der Räume hier oben ersuchen."

„Die Schwester wird ihn geben."

Ihre Antwort verdroß ihn. „Ich wünsche ihn von Ihnen."

„Ich werde ihn aufschreiben, sowie meine Arbeit hier oben getan ist."

Eine jähe Welle stieg in sein Antlitz und ergoß sich über die harten Backenknochen, die nun leuchtend aus dem gelblichen Gesicht hervortraten.

„Sie scheinen zu vergessen, mein Fräulein, daß ich

hier zu befehlen habe, und daß Ihr Schicksal in meinen Händen liegt." Und nun mit einem schnellen, bohrenden Blick der grauen Augen: „Wissen Sie, mein Fräulein, daß ich Auftrag habe, Ihre ganze kleine Stadt in Brand zu stecken, daß sie aufwirbelt wie ... na, wie eine Pechfackel. Ein Wink von meiner Hand, und nichts steht hier mehr — wissen Sie das?"

Sie erbleichte. Der Wunsch, mutig und stark zu sein, hatte sie zu weit geführt, ihre Gedanken und ihre Furcht waren bei Fritz. Sie konnte durch ihr freies Wort nicht nur ihr eignes, sondern sein Leben gefährden.

„Dies Haus wird stehenbleiben," fuhr er fort, „ich schone das Rote Kreuz. Sie haben Verwundete hier und sogar einen unsrer Soldaten gut aufgenommen und gepflegt, dafür will ich mich erkenntlich erweisen. Aber die Kirche da drüben und die Wirtschaftsgebäude lasse ich anstecken."

Er merkte das tödliche Erschrecken, das seine Worte in ihr hervorgerufen. Die großen Augen starrten ihn an ... leer, entsetzt, zugleich seine Hilfe suchend. Er weidete sich an diesem Anblick, ein triumphierender Zug lag um seine schmalen Lippen.

Da schämte sie sich ihrer Schwachheit. „Das werden Sie nicht tun!" sagte sie fest und entschieden.

„Wer wird mich hindern? Vielleicht Sie?"

„Ich nicht, Sie selber werden es tun. Wenn Sie diese Kirche zerstören, dann werden Sie nicht mehr beten können, wenn Sie einmal in Not sind, Gott wird Ihre Gebete nicht mehr hören. Es ist sein Haus, wie Ihre Kirche dort in Finnland oder in Rußland."

Er runzelte die Stirn, erwiderte aber nichts, sondern drehte sich kurz in den Hacken um, mit den Sporen laut klappernd.

„Herr Pastor!“

„Was wünschen Sie?“

„Schaffen Sie mir den Bürgermeister her, aber gleich! Und Sie sind auch zur Stelle, meine Befehle zu hören!“

Er verließ mit seiner Begleitung das obere Stockwerk und begab sich die Treppe hinunter in das Eßzimmer, auf dessen Tisch noch die Reste seiner Mahlzeit standen. Gleich darauf kehrte der Pfarrer mit dem Bürgermeister zurück, einem jungen, hochaufgeschossenen Manne, dessen spitzes Antlitz von wetterfestem und energischem Ausdruck war.

„Ich habe Ihre Stadt in Besitz genommen,“ begann der Russe, sich jetzt ausschließlich an den Bürgermeister wendend; „wie lange ich mit meiner Truppe hierbleibe, hängt von Umständen ab, die ich hier nicht zu erörtern habe. Jedenfalls rückt dann ein andres Heer ein. Um ihm den Aufenthalt nicht unangenehm zu machen, auch weil sich hier ein Lazarett befindet, in dem ein russischer Soldat Aufnahme gefunden hat, will ich verhindern, daß der Ort in Brand gesteckt oder zerstört wird. Dies jedoch nur unter einer Bedingung.“

Er sprach mit scharfer Stimme, tonlos, die Worte, ja oft auch die Silben zerhackend. „Sie schaffen mir bis morgen früh sieben Uhr eine Kriegssteuer von dreißigtausend Mark in Ihrem Gelde in bar!“

„Das ist unmöglich,“ entgegnete der Bürgermeister ruhig und bestimmt, „wir haben nicht annähernd so viel auf der öffentlichen Kasse liegen, und von den Bürgern kann ich eine solche Summe nicht in der kurzen Zeit zusammentreiben.“

Keine Miene rührte sich in dem gelblich wächsernen Antlitz. „Ich habe Ihnen nur Weisung gegeben, daß Sie mir das Geld schaffen, nicht wie Sie es tun. Das ist Ihre Sache. Sie, Herr Bürgermeister,

und der Herr Pfarrer hier sind meine Geiseln. Ist das Geld morgen nicht in meinen Händen, so lasse ich Sie beide abführen."

Er öffnete das Fenster und winkte dem Posten. Ich übergebe Ihnen diesen Herrn hier," sagte er auf russisch, „er hat freie Bewegung, wohin er gehen will, denn er muß Kriegssteuer zusammentreiben. Aber Sie sind für ihn verantwortlich."

„Ich werde versuchen, was möglich ist," bemerkte der Bürgermeister, der seine unerschütterliche Ruhe beibehielt, „aber ich bezweifle —"

„Das ist wiederum Ihre Sache. Sie werden das Geld schon bringen. Wenn es den deutschen Herren an den Kragen geht, können sie Geld aus dem Steinpflaster klopfen."

Der Bürgermeister wollte erwidern, hielt das Wort aber auf einen Wink des Pfarrers zurück und sagte nur: „Wenn wir ein so unbillig hohes Geld schaffen wollen, dann darf ich mir wohl an den Herrn Oberstleutnant die Bitte erlauben, daß er dem Rauben und Plündern seiner Soldaten Einhalt gebietet. Was hier in der Stadt geschieht, ist wider das Völkerrecht —"

„Völkerrecht?!" fuhr ihm der Russe ins Wort. „Herr, welch eine Sprache wagen Sie! Was recht und nicht recht ist, bestimme ich, nicht Sie! Meine Soldaten haben Befehl, nichts anzuzünden, ohne von mir Auftrag dazu zu haben — was sie sonst tun und lassen, darum kann ich mich nicht kümmern. Und jetzt machen Sie sich auf den Weg! Ordonnanz, führen Sie den Herrn! Sie aber, Herr Pfarrer, Ihre Tochter da oben, und wer sonst bei Ihnen wohnt, stehen in diesem Hause unter meiner Aufsicht. Sie rühren sich nicht aus Ihrer Wohnung ohne meine Erlaubnis. Ihre Tochter — so, so, Ihre Großtochter, gleichviel — hat auf der Stelle zu erscheinen."

„Ich bin bereits da, Ihre Wünsche zu hören."

Der Russe wandte sich nach dem hübschen Mädchen um, das, unbemerkt von ihm, hinter ihm stand, und sagte mit freundlicherem Tone: „Ich wünsche um sieben Uhr zu Nacht zu speisen, eine warme Fleischspeise vielleicht, Gemüse —"

„Ich dachte, was ich Ihnen vorsetzen wollte, würden Sie mir überlassen."

Der alte Teichgräber erschrak über die kühne Einwendung seiner Enkelin, aber zu seiner Verwunderung nahm der Russe ihre Worte gut auf. „Schön," sagte er leise schmunzelnd, „ich überlasse Ihnen gern die Zusammensetzung meiner Mahlzeit, sie wird dann gewiß gut werden. Sie und Ihr Großvater werden mit mir speisen. Zur Nacht wünsche ich ein Zimmer mit einem Vorraum, in dem meine Ordonnanzen schlafen. Die Posten bleiben vor der Tür. Jetzt will ich ruhen. Auf Wiedersehen beim Essen!"

Hanna begab sich auf den Weg, einige Einkäufe für die Abendtafel zu machen. Der neue Gouverneur hatte ihr die Erlaubnis dazu erteilt, ja ihr eine militärische Bedeckung mitgegeben, „aber nicht zu ihrer Bewachung, sondern zu ihrem Schutze", wie er sich mit einem chevaleresken Lächeln ausgedrückt hatte. Sie war wenig darüber erfreut. Sie hatte diese Besorgungen ja nur als Vorwand benutzt, um an der Kirche vorbeizukommen und durch das verborgene kleine Fenster des Gewölbes ein Lebenszeichen von Fritz zu erhalten; an die Gefahr, in die sie sich dabei begab, dachte sie nicht, ihre Sorgen und Gedanken waren nur bei ihm. Wenn diese Truppen lange hierblieben, was sollte aus ihm werden in seinem dunklen, feuchten Verlies, jetzt vollends, wo er von seiner Verwundung noch krank und geschwächt war?

Nun war es doch gut, daß sie nicht ohne Bedeckung gegangen war. Die kleine Stadt, die eigentlich nur eine Straße mit ein paar Nebengäßchen und einem verhältnismäßig breiten Marktplatz war, erschien wie ausgestorben. Einige Kosaken ritten auf ihren winzigen, mit Lehm und Schmutz bis an den Hals bespritzten Pferden auf dem Bürgersteig umher, der mit Stroh- und Heuschütten bedeckt war, ein paar der kleinen zweirädrigen Transportkarren und Kibitkas rasselte an ihr vorbei, zwischen ihnen erblickte sie ein gummibereiftes Wägelchen. Ein blutjunger, hochaufgeschossener Leutnant saß in ihm, und als er sie mit gemessener Höflichkeit grüßte, fiel ihr der ernste, beinah schwermütige Ausdruck seiner feinen, knabenhaften Gesichtszüge auf.

Sie war auf den Marktplatz gelangt, ein Haufen Soldaten verteilte lachend, sich zankend und balgend die reiche Beute an Lebensmitteln, Süßigkeiten, Zigarren und Getränken, die sie aus den Läden zusammengekauft oder geplündert hatten, liefen hinter zwei drallen Landmädchen her, die wohl erst ein wenig mit ihnen geschäkert hatten, jetzt aber vor ihrer Gier in ein Haus flohen, und behelligten auch sie mit Blicken und Worten, die sie glücklicherweise nicht verstehen konnte. Aber ihre beiden Begleiter hielten die Zudringlichen im Schach, indem sie erklärten, daß die junge Dame im Schutze des Herrn Podpolkownik* stehe, und daß die strengste Strafe zu gewärtigen hätte, wer sie belästigte. Das gab zwar zu neuen Scherzen Anlaß, man hielt sich aber von jeder Zudringlichkeit ängstlich zurück, ja begegnete ihr mit einer gewissen scheuen Achtung.

Um die Ecke kam der alte Stadtsergeant geschritten, dessen Stimme von dem vielen Ausrufen,

* Podpolkownik = Oberstleutnant.

das ihm heute oblag, vielleicht auch ein wenig aus Furcht, einen schwerverständlichen, heiseren Klang hatte. Mehrere russische Soldaten gingen ihm zur Seite, er hatte einen großen Papierbogen in der Hand und verkündete, obwohl außer Hanna kaum ein Einheimischer ringsum zu sehen war, zum wer weiß wievielten Male, was der Herr Gouverneur verordnete: daß das russische Heer gegen Soldaten, aber nicht gegen friedliche Bürger Krieg führte, daß die Einwohner sich jeder Feindseligkeit auf das ängstlichste enthalten sollten, daß niemand vom Eintreten der Dunkelheit ab sein Haus verlassen dürfte, und jeder unweigerlich erschossen würde, der es dennoch täte, daß alle Fenster zuzuhalten wären und niemand auf dem Dach seines Hauses sich sehen lassen dürfte ... Was er noch zu sagen hatte, ging in dem wüsten Tumult unter, den die immer neu zuströmenden Soldaten vollführten.

Hannas Gang war zwecklos. Die wenigen Geschäfte, in denen sie ihre Einkäufe hätte machen können, waren aus Angst vor Plünderung geschlossen, in einige waren die Soldaten dennoch eingedrungen und hatten arg gehaust. Bis auf die Straße hinaus erstreckte sich der traurige Wirrwarr zerstreuter, vergeudeter, zertretener Waren.

Nur ein Geschäft war offen, gerade das, in dem sie am liebsten kaufte. Es war ein kleiner Laden, zu dem man einige Stufen hinunterstieg, und der, weil er im Dunkeln lag, schon am Tage mit einer Petroleumlampe beleuchtet war, aber seine Waren waren gut und frisch.

Sie hatte es sich gedacht, daß sie hier finden würde, was sie suchte. Peter Balzuweit war der Mann der bleichen Furcht nie gewesen; er verkroch sich auch vor den Russen nicht. Da stand er vor seiner Tür, eine gedrungene, vierschrötige Erscheinung,

auf kurzem, dickem Hals der fast kahlgeschorene Kopf, der einer Kegelkugel glich; kühl und fest, herausfordernd beinah blickten die kleinen, listigen Augen auf ein paar andringende russische Soldaten, und wenn ihm einer einmal zu nahe kam, dann hob er die Hand. Er tat nichts andres, als daß er sie hob, aber wer diese Hand sah, die im Verhältnis zu dem kleinen Körper von geradezu verblüffender Ausdehnung und gespannter Kraft war, der sagte sich, daß es nicht ratsam wäre, in den Bereich dieser Finger zu geraten, die, wenn er sie ein wenig spannte, ausgestreckten Krallen sehr ähnlich sahen.

„Hier wird nicht gestohle, meine Hären, hier wird nur gekauft, und gut gekauft!" sagte er in regelmäßigen Abständen; ob sie seine Worte verstanden oder nicht, das schien ihm gleichgültig, die Sprache seiner Hand verstanden sie sicher.

„Wirr wolle nich stehle, wirr wolle kaufe, Väterchen!" rief einer der Soldaten zurück.

„Erst Gald, dann Ware, so mach' ich's bei Kunden, die ich nicht känn', und ich hab' noch nicht die Ehr' —"

Aber in demselben Augenblick schoben einige von den hintern Soldaten, deren Zahl sich inzwischen vermehrt hatte, stark nach, die vorderen prallten auf den kleinen Koloß, er wankte, stürzte rückwärts die Stufen hinunter, kam auf den Fußboden zu liegen und sah sich von einer Horde festgehalten, die sich mit triumphierendem Wutgeheul über den Wehrlosen stürzten. Mit größter Anstrengung suchte er sich seiner Angreifer zu entledigen, aber obwohl seine Hand ein ganzes Teil Schläge verabreichte, die saßen, war die Übermacht zu groß. Während man ihn am Boden festhielt, machten sich die andern daran, seinen kleinen Laden, die mühsame Frucht jahrelanger Arbeit und unentwegten Fleißes, zu zerstören.

Das war so plötzlich vorgegangen, daß Hanna, die eben vor dem kleinen Geschäft angelangt war, kaum zur Besinnung gekommen war. Jetzt aber, wo sie die Gefahr erkannte, in der der niedergezwungene Mann sich befand, zauderte sie nicht eine Sekunde; mit einer schnellen Bewegung machte sie sich Bahn und eilte, indes ihre Begleiter ihr folgten, die Stufen herab in das Innere des Ladens.

„Schämt euch, an einem Wehrlosen euch zu vergreifen, ihr viele gegen einen!"

Sie verstanden ihre Worte nicht, aber ihr mutiges Eingreifen, ihre vom Zorn brennende Sprache machte sie stutzig. Doch nur für einen Augenblick. Dann erhob sich einer der am Boden hockenden Kerle, ging ihr entgegen, rief ihr ein paar Worte zu, über die die andern in ein tierisches Gelächter ausbrachen, und wollte ihr mit der schmutzigen Hand unter das Kinn greifen.

Aber in demselben Augenblick taumelte er, von einem harten Gegenstand auf den Arm getroffen, mit lautem, wütendem Aufschrei zurück, sprang wieder vor und wollte sich mit der Hilfe seiner Kumpane aufs neue auf den am Boden Liegenden stürzen — da trat mit einmal Ruhe in die erregte Menge, mit staunend aufgerissenen Augen und eingeschüchterten Gesichtern starrten sie auf die Stelle, an der das junge Mädchen stand. Und als Hanna sich umblickte, sah sie den jungen Unterleutnant neben ihr stehen, der eben erst auf seinem Wägelchen an ihr vorbeigefahren war und jetzt mit der Peitsche, mit der er ihr vorhin grüßend zugenickt, den rettenden Schlag getan hatte. „Zurück, ihr Halunken!" Und unbekümmert, ob sie traf oder nicht, ließ er seine Nagaika auf die Soldaten niedersausen.

Die Mehrzahl hatte sichtbar Respekt vor dem Vorgesetzten und versuchte, sich möglichst unbemerkt

aus dem Staub zu machen. Einige freche Burschen jedoch lehnten sich gegen sein Einschreiten auf: „Den ganzen Tag soll man auf der Landstraße hungern und sich seiner Haut wehren und sich totschießen lassen von den verfluchten Njemetzu. Und dann wird einem nicht einmal das bißchen Futter gegönnt. Was geht ihn der elende Krämer an und das Mädchen, sie gehört ja doch einem andern; wir wollen zum Podpolkownik gehen, er wird es ihm schon ankreiden!" So murrten und grollten sie in dem wunderbaren Gemisch von finnischer und russischer Sprache, die nur der Eingeweihte versteht.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm der junge Unterleutnant aus der Seitentasche einen Revolver und machte ihn schußbereit. „Pascholl!" rief er mit hochgehobener Hand. Da gingen sie, einer nach dem andern. Er blieb allein mit dem jungen Mädchen und Peter Balzuweit, der sich vom Boden erhoben hatte und, als wäre nicht das geringste geschehen, hinter seinem Ladentisch stand, die riesigen Hände prall auf dessen Platte gelegt.

Hanna sagte ihrem Beschützer einige freundliche Dankesworte, die dieser, des Deutschen wenig mächtig, mit einem stillen, weichen Lächeln erwiderte. Dann wandte er sich an Peter Balzuweit. „Es ist das beste, Ihr macht Euren Laden zu," sagte er in russischer Sprache, „zum zweitenmal kann ich Euch vor Plünderung nicht beschützen. Die Soldaten sind hungrig und wollen essen."

„So laß sie kaufen!" erwiderte jener in gebrochenem Russisch.

„Sie haben nicht alle Geld."

„So gebt ihnen was!"

Der Unterleutnant zuckte die Achseln. „Ihr scheint wenig Angst zu haben."

„Ein gebor'ner Keenigsbärger und Angst?" Er

fiel nun ganz in sein Ostpreußisch zurück: „Ich wär mit den Keerle auch so färtig geworden. Erst will ich die Dame bediene, und zur Feierstund' mach ich zu."

Mit unerschütterlicher Seelenruhe fragte er Hanna nach ihren Wünschen, nahm den Kaffee, den Zucker, die Vanille, und was sie sonst nannte, aus den Behältern, packte alles sorgsam in Tüten und verstaute es in den Korb, den die begleitende Ordonnanz ihm reichte. Der junge Leutnant stand dabei, nahm sich aus einem kleinen Kasten einige Zigaretten, zündete eine an, tat die andern in seinen silbernen Behälter, legte ein größeres Geldstück auf den Tisch und winkte ab, als ihm Peter Balzuweit herausgeben wollte.

Als Hanna den Laden verließ, murmelte er einige höfliche Worte, die sie nicht verstand, und blieb an ihrer Seite. Es war ihr nicht unangenehm. Das Bild auf den Straßen war wüster geworden, die Plünderungen hatten ihren Fortgang genommen. Papier, geleerte Büchsen und Schachteln, allerlei Geräte und Ware, die man nicht verwenden konnte, lagen auf dem Pflaster, zwischen ihnen ergoß sich ein Strom von den verschiedensten Farben, die ineinander verschwammen, — ein ekler Anblick, der Hannas Herz mit Schmerz und Empörung erfüllte.

„Es ist eine Schande, wie Ihre Soldaten in unsrer armen Stadt hausen!" rief sie, indes eine heiße Zorneswelle in ihr Antlitz stieg und es wunderbar verschönte.

Er verstand ihre Worte nicht, wohl aber den Sinn. „Nichts zu make," erwiderte er und zuckte die Achseln.

Als sie den Markt verlassen hatten, kam ihnen aus einer Seitengasse der Bürgermeister, gleichfalls unter militärischer Bewachung, entgegen. „Haben

Sie's gesehen?" redete er Hanna mit leiser Sprache an. „Das muß man dulden und ist ohnmächtig dabei!"

Sie erwiderte nichts, aber die Tränen standen in ihren Augen.

„Ich laufe von einem zum andern, es ist nicht möglich, die hohe Summe einzutreiben, die mir der Russe vorgeschrieben; wenn ich sie bis morgen nicht abliefre, dann ist unser Schicksal besiegelt."

„Ich habe auf der Sparkasse zweitausend Mark liegen, es ist das einzige, was mir mein Vater hinterlassen, sie sind bisher nicht angerührt und haben sich mit den Zinsen wohl gut vermehrt. Sie sind zu Ihrer Verfügung, sowie ich nach Hause gekommen bin, schicke ich das Buch."

Der Unteroffizier, der die Unterhaltung so lange nur geduldet, weil sein Vorgesetzter, der Leutnant, sie nicht hinderte, schritt jetzt ein und untersagte jedes weitere Gespräch.

Als Hanna nach Hause kam, lag ihr ungebetener Gast, der sich nun den Herrn des Hauses nannte, noch in tiefstem Schlafe; sie hatte Zeit genug, das Essen herzurichten. Der junge Leutnant, der sie bis hierher geleitet hatte, erklärte, daß er dem Herrn Podpolkownik noch einige dienstliche Meldungen zu machen hätte, die jedoch nicht dringlich genug wären, um ihn zu wecken, er würde sich in den Garten begeben und dort warten.

„Wie behaglich alles bei ihnen zugeht," dachte Hanna bei sich, „erst kommt die Mittagspause des hohen Herrn, dann der Dienst! Und wenn er gar beim Essen sitzt, wird er für die Meldungen gewiß noch weniger Neigung haben."

Kurz nach sieben Uhr erhob sich der Podpolkownik, wusch sich ein wenig, ohne größere Sorgfalt auf seine

Erscheinung zu wenden, nahm lässig und zerstreut den Bericht seines Podporudzik* entgegen und sagte, mit ihm ins Eßzimmer tretend, in kurzem, beinah befehlendem Ton zu Hanna: „Dieser Herr speist mit uns!"

„Er hat mich gegen die Roheit seiner Leute beschützt, ich lade ihn gern an unsern Tisch."

Der Russe wollte etwas erwidern, aber er hielt das Wort zurück; gegen das feine Geschick, mit dem das junge Mädchen seine plumpe Art zurückgewiesen, war er wehrlos.

Man ging zu Tisch. Der alte Pfarrer, der im neuen Überrock mit weißer Binde erschienen war, saß an der Spitze der kleinen Tafel. Seine Tracht gab ihm im Verein mit dem ausdrucksvollen Kopf, dem noch vollen, glattgescheitelten Haar und den milden, seelenvollen Augen ein so würdevolles Aussehen, daß ihn der Russe jetzt freundlicher, ja mit einer gewissen Achtung behandelte.

Überhaupt schien dieser das Bestreben zu haben, sein Mahl in recht behaglicher Weise einzunehmen, er war auch zu Hanna, die gleichfalls ein schlichtes, aber festtägliches Gewand angelegt hatte, freundlich, und, soweit das seinem täppischen Wesen möglich war, zuvorkommend, er machte sogar einige Scherze mit ihr und ließ die kleinen Augen dann und wann mit Wohlgefallen über die hübsche Mädchengestalt an seiner Seite gleiten. Bald aber nahm ihn das aufgetragene Essen so in Anspruch, daß er für nichts andres mehr Sinn und Zeit hatte.

Der junge Leutnant dagegen saß stumm zu Hannas Seite, beteiligte sich an dem deutsch geführten Gespräch, dem er nicht folgen konnte, mit keiner Silbe, lächelte still und verborgen vor sich hin und rührte die aufgetragenen Speisen nur zum Schein

---

* Podporudzik = Unterleutnant.

an. Ab und zu aber, wenn Hanna einmal das Wort an ihn richtete, errötete er wie ein Backfisch und ließ den Blick mit einer gewissen Hilflosigkeit über ihr Antlitz irren. Dann sah sie in seinen Augen denselben schwermütigen Ausdruck, der ihr vorher in seinem Gesicht aufgefallen war.

Die jungen Hähne, von denen der Podpolkownik ein und einen halben verzehrt hatte, waren eben abgetragen, das Mädchen reichte das Brot und einige selbstgebackene Kuchen, die Hanna, in einer Blechdose verwahrt, noch in ihrem Vorrat gefunden, denn seit dem Ausbruch des Krieges war kein Kuchen mehr auf den Tisch des Pronitter Pfarrhauses gekommen. Da wurde die bis dahin so ruhig verlaufene Mahlzeit plötzlich unterbrochen.

Der Unteroffizier, der dem Bürgermeister vorhin zur Begleitung mitgegeben war, erschien an der Schwelle der Tür, blieb einen Augenblick abwartend stehen, ging dann aber trotz des unwilligen Gesichts, mit dem er empfangen wurde, auf seinen Vorgesetzten zu, stellte sich in dienstlicher Haltung vor ihn hin und machte seine Meldung. Der Podpolkownik wurde purpurrot, die Ader auf seiner gelben Stirn schwoll an, er sprach einige rasche, erregte Worte und erhob sich. Die andern hatten sie nicht verstehen können. Nur der junge Offizier richtete das Haupt mit einer erschreckten Bewegung von der Tischdecke empor und folgte den Vorgängen mit einer Spannung, die einen ungewohnten Ausdruck auf seine bisher so teilnahmlosen Züge rief.

Der Podpolkownik hatte das Zimmer mit dem Unteroffizier verlassen; nach einer kurzen Zeit, die die übrigen in stummer Erwartung am Tisch verbrachten, betrat die Ordonnanz das Zimmer und ersuchte den Herrn Podporudzik, unverzüglich zum Herrn Podpolkownik herauszukommen.

Nun hörten der Pfarrer und Hanna durch die geschlossene Tür die drei da draußen laut und aufgeregt verhandeln, ohne daß es ihnen möglich war, eine Silbe der fremden Sprache zu verstehen. Was mag nur geschehen sein? stand auf beider Mienen geschrieben.

Jetzt kehrte der Podpolkownik zurück. Mit demselben behaglichen Vergnügen, mit dem er ihr bisher obgelegen, setzte er seine Mahlzeit fort, ließ sich von Hanna die saftige Birne schälen und zerlegen, verzehrte laut lutschend und schmatzend ein Stück nach dem andern, bat immer wieder um ein neues, leckte sich Mund und Finger und zernagte dazu die allmählich hart gewordenen Kuchen mit den großen scharfen Zähnen, daß es sich anhörte, als knackte jemand ohne Aufhören Nüsse.

Als er endlich seinen Nachtisch beendet und sich langsam und umständlich Hände und Lippen mit dem Obsttuch abgewischt hatte, richtete er das graue Auge mit einem kalten Blick zuerst auf Hanna, dann auf den Pfarrer und sagte: „Ihre Enkelin trat vorhin mit so andringendem Ernst für die Erhaltung Ihrer Kirche da drüben ein, sie drohte mir, ich würde nie wieder beten können, zu allen Heiligen nicht, wenn ich Hand an sie legen ließe ... in der Tat: ich war gerührt."

Er hatte die letzten Worte mit deutlichem Hohn gesprochen. „Nun wurde mir eben eine dienstliche Meldung gemacht, die mir das zarte Flehen der Dame verständlich macht."

Wiederum hielt er einen Augenblick inne. Seinem prüfenden Blick, der die beiden scharf im Auge behielt, war das jähe Erschrecken auf Hannas Antlitz ebensowenig entgangen wie die fassungslose Verwirrung auf den Zügen des Alten, der viel in seinem Leben gelernt und geübt hatte, nur die Verstellung nicht.

15*

„Mir wurde nämlich gemeldet," fuhr jener fort, und schlechtverholener Triumph war in seiner harten Stimme, „daß in der Kirche eine Abteilung preußischer Soldaten verborgen wäre, um uns in geeigneter Stunde zu überfallen oder, wenn ihnen dies zu gefährlich wäre, in der Nacht vom Turm herab den deutschen Truppen im Felde aufklärende Zeichen zu geben."

Hanna atmete auf. Gott sei Lob und Dank, sie hatte ihre Fassung wiedergewonnen!

„Und an ein so albernes Märchen, das irgendein Witzbold Ihnen aufgetischt, sollten Sie im Ernst glauben, Herr Oberstleutnant?" fragte sie mit leisem Lächeln. „Wenn wir Soldaten verbergen wollten, würden wir uns wohl einen geeigneteren Platz aussuchen als die Kirche, von der uns bekannt ist, daß sie immer das erste ist, was die Russen anstecken."

Es lag etwas Herausforderndes in ihren Worten, sie wußte es, aber es war ihre Absicht gewesen. Ihr lag daran, den Zorn des Russen von dem Andern, Wichtigeren fort auf sie zu lenken.

Der verharrte in seiner eisigen Gemessenheit. „Sie sehen ja, wie wenig Wert ich dieser Meldung beilege; ich habe mich bei der guten Mahlzeit, die Sie mir vorgesetzt, nicht im geringsten stören lassen. Ihre Birnen waren vorzüglich, mein Fräulein, die Kuchen zwar ein wenig hart — aber ich habe gute Zähne."

Ratsch — hatte er ein neues Stück zwischen die Kiefern gesteckt und zermalmte es mit den scharfen Nagern wie eine Ratte.

„Ich bitte die Herrschaften, nur nicht zu erschrecken, wenn ich auch meinerseits ein wenig zu der Feierlichkeit dieses schönen Mahles durch eine kleine Illumination beitragen möchte. Die Abordnung, die ich eben zu einer genauen Untersuchung herüber-

geschickt, hat den Befehl, auch nur bei dem leisesten Verdacht, der ihr dadrinnen auftauchen sollte, die Kirche in Brand zu stecken — selbst auf die Gefahr hin, daß ich dann nie wieder beten könnte! Und jetzt wäre mir eine starke Tasse Kaffee und eine gute Zigarre nicht unangenehm."

Totenstille war an der Tafel. Hannas Augen starrten durch eine Lücke, die die wenig dichten Vorhänge an dem großen Eckfenster ließen, hinaus in das Dunkel, jede Sekunde des furchtbaren Augenblicks gewärtig, wo es schaurige Helle durchzucken und die Flammen emporzüngeln würden, das holde Glück zu vernichten, das ihr diesen Morgen aufgegangen, und das ihr dieser Abend wieder nehmen sollte.

Aber nein, sie durfte nicht in Furcht und Zagen vergehen, durfte auf dem Höhepunkt der Gefahr nicht kopflos werden! Sie war es dem bedrängten Geliebten dadrinnen schuldig, alle Kraft zusammenzunehmen, um zu retten, was jetzt überhaupt noch zu retten war. Sie raffte sich auf und begab sich in die Küche, den gewünschten Kaffee zu bereiten. Sie tat es wie im Schlafe, ihrer selbst und alles dessen, was sie ausführen wollte, kaum bewußt.

So kehrte sie in das Zimmer zurück, schenkte den Kaffee in die Tasse und reichte sie dem Gast.

„Sie trinken zuerst!" sagte dieser, und als sie sich gleichfalls eine Tasse einschenken wollte: „Nein, aus meiner Tasse, wenn ich bitten darf!"

„Es ist bei uns nicht Sitte, aus der Tasse eines Fremden zu trinken."

„Aber bei uns ... im Kriege wenigstens." Und nun den kalten Blick wie ein Stahl in ihr Auge bohrend: „Gestern erst hat man drüben in — nun, der Ort tut nichts zur Sache — einen guten Freund von mir mit einer Tasse Tee vergiftet."

„Ein Deutscher hat das sicher nicht getan."

„Ganz richtig. Aber eine Deutsche."

„Die noch weniger. Sie beleidigen mit diesem Wort meine deutschen Schwestern, Sie wagen das, weil ich Ihnen gegenüber wehrlos bin."

„Hanna!" mahnte der Großvater. Aber wieder geschah, was sich bei solchen Anlässen öfter ereignet hatte: ihrer mutigen Sprache gegenüber versagte er. Ein leises Zucken der Lippen: „Sie trinken!", weiter nichts.

Sie sah ihn verächtlich an und nippte von dem Rand der Tasse.

„Danke. Jetzt wird mir Ihr Kaffee um so besser schmecken."

Der Unterleutnant trat ein. Mit einer Spannung, die die tödliche Angst mit einer letzten Kraft zu verbergen suchte, richtete Hanna den Blick auf ihn. Sein Auge begegnete dem ihren, etwas Unerklärliches war in seinem Antlitz. Er ging dicht an den Stuhl seines Vorgesetzten und blieb in militärischer Haltung vor diesem stehen: „Ich melde, daß die Kirche nach allen Richtungen, wie befohlen wurde, durchsucht ist."

„Auch der Turm?"

„Auch der Turm."

„Das Innere bis auf die Gewölbe?"

„Das Innere bis auf die Gewölbe."

„Und nichts?"

„Nichts."

„Auch nicht die geringste Spur?"

„Auch nicht die geringste Spur."

„Es ist gut."

Der Pfarrer und Hanna hatten von dem in russischer Sprache geführten Zwiegespräch nichts vernehmen können. Aber an den Mienen der beiden Offiziere merkten sie, daß keine Entdeckung geschehen

und die Gefahr für diesmal vorübergegangen war. Nun hatte Hanna alle Kraft notwendig, das Jubeln ihres Herzens zu verbergen. Schnell erhob sie sich und schenkte dem jungen Leutnant, der seinen Platz an ihrer Seite wieder eingenommen hatte, eine Tasse Kaffee ein.

„Haben Sie auch Angst, daß sie vergiftet ist, und muß ich ihn vortrinken?" fragte sie.

Es war, als hätte er den Sinn ihrer Worte verstanden, denn er schüttelte den Kopf, und sah sie mit dem traurigen Blick seiner großen dunklen Augen an. Und wieder war jenes Etwas in ihnen, das sie sich nicht zu erklären vermochte. Dann nahm er dankend die Tasse aus ihrer Hand und trank.

„Was haben Sie denn da für einen schönen Schmuck auf Ihrem Finger?" fragte der andre, ihre stumme Zwiesprache unterbrechend, und wies auf den Ring, den ihr Fritz vorhin aufgesteckt, und den nun auch der Großvater zum erstenmal sah. „Wohl ein heimlicher Ehering — nicht wahr? Sehen Sie, Ihr errötendes Antlitz sagt genug. Wo steckt denn der Schatz? Natürlich im Kampf gegen uns! Daher auch Ihre große Liebenswürdigkeit zu uns. Na, wenn er in unsre Hände fällt, will ich an Ihr gutes Essen denken und ihn glimpflich behandeln — oder ist er vielleicht —"

Er brach ab. Das gefolterte Gesicht seiner Nachbarin, die jedes seiner plumpen Worte wie einen Dolchstich empfand, schien selbst seinen harten Sinn zu erweichen. Oder war es der wunderbare Ausdruck in dem Antlitz seines jungen Kameraden, das jetzt mit tiefem Mitgefühl auf das liebliche Mädchen zu seiner Seite sich richtete?

Ach ja, nun fiel es ihm ein, was er kurz vor seinem Ausrücken gehört: der Ärmste mochte an

sein Mädchen daheim denken, an dem er mit seinem ganzen Herzen hing, und das sich unmittelbar vor seiner Abreise ins Feld an einer schweren Krankheit niedergelegt hatte. Heute morgen erst hatte er ihm erzählt, daß er noch immer keine Nachricht von ihr hätte, sie aber jede Nacht, wenn er einmal die Augen zumachte, tot vor sich sähe. Er hatte das Mädchen flüchtig einige Male gesehen — in der Tat, diese Kleine hier erinnerte an sie. Mit welchen wunderlichen Dingen sich die Menschen doch das Leben schwer machen! Dergleichen hatte er nie gekannt und nie geübt. Gewiß hatte er die Mädchen gern, sehr gern sogar. Aber doch in andrer Weise. Nur keine sentimentalen Dauersachen! Das war von jeher seine Losung gewesen.

Diese Gedanken schwirrten durch seinen Kopf, während er, in dem bequemen Stuhl zurückgelehnt, an der großen, schweren Zigarre sog, die ihm der Pfarrer aus seiner besten Kiste vorgesetzt hatte.

„Sie haben jetzt ein schwieriges Amt," wandte er sich halb wohlwollend, halb ironisch an den alten Mann.

„Aber ein schönes, wie ich es noch nie in meinem Leben gehabt."

„Die Leute haben hier verteufelte Angst."

„Einige Hasenfüße."

„Hm! Sie sind ja auch glimpflich genug fortgekommen. Ob es andre Truppen von uns ebenso machen werden, ist noch die Frage."

„Dann wird es meine Aufgabe sein, die Zagenden aufzurichten."

„Und Sie selber?"

„Ich habe mein Leben stets in Gottes Hand gestellt und tue es jetzt erst recht. Und was ist auch an ihm gelegen? Ich bin ein alter Mann."

Den Russen schienen die ruhigen Antworten des

Alten zu verdrießen, er mußte andre Saiten aufziehen. „Die Sache mit Ihrer Kirche ist mir doch nicht ganz so geheuer," sagte er, den funkelnden Blick jetzt zugleich auf das junge Mädchen zu seiner Rechten richtend, „ich werde morgen in aller Frühe meine Maßnahmen treffen, für heute abend will ich Ruhe haben. Mein Zimmer ist in Ordnung — nicht wahr? Dann gute Nacht!"

Er erhob sich, den Pfarrer wie Hanna mit einer leichten Neigung des Kopfes grüßend. Auch der junge Leutnant stand auf.

Als er Hanna die Hand reichte, fühlte sie einen leisen Druck und merkte zugleich, daß er ihr etwas zusteckte. Sie wurde glutrot. Eine Sekunde kam ihr der Gedanke, es zurückzureichen, dann besann sie sich eines andern und wagte keine Silbe zu sprechen, auch zu ihrem Großvater nicht. Erst als sie sich von ihm verabschiedet hatte und oben auf ihrem stillen Zimmer angelangt war, öffnete sie die bis dahin ängstlich geschlossen gehaltene Hand, entnahm ihr einen ganz kleinen, vielfach zusammengefalteten Zettel und las die mit Bleistift und in wenig beholfenem Französisch geschriebenen Worte: „Quand il y a quelque possibilité, prenez votre aimé de la voûte, car ce matin on ira allumer votre église."

Nur einen Augenblick stand sie wie gelähmt, keiner Bewegung, nicht einmal eines Gedankens fähig. Dann kam eine große Stille über sie, und mit ihr ruhige Entschlossenheit. Sie wußte, daß Leben und Tod ihres Verlobten jetzt in ihrer Hand lag, abhängig von der Klugheit und Besonnenheit ihres Tuns. Sie brauchte einen klaren, kalten Kopf, er war das einzige, was retten konnte, alles andre war vom Übel.

Sollte sie den Großvater ins Vertrauen ziehen?

Seine Hilfe erbitten? Er war beides: furchtlos und klug. Aber sie würde dann hinuntermüssen, mit ihm zu reden, man könnte sie hören und aufmerksam werden! Nein, je stiller und unscheinbarer sie alles tat, um so besser war es. Sie mußte allein handeln! Die Nacht war lang. Sie durfte nichts übereilen, nichts ohne reifliche Überlegenheit tun!

Sie begab sich in das nebenliegende Zimmer der Verwundeten, sie hatte diese Nacht die Wache übernehmen wollen, sie bat die Gemeindeschwester, sie zu vertreten. Dann ging sie an die verschiedenen Betten, überzeugte sich, daß ihren Pflegebefohlenen nichts fehlte, daß alles in bester Ordnung war. Mit diesem und jenem, der noch wach war, wechselte sie ein leises Wort, rief ihm einen kurzen Segensspruch für die Nacht zu.

Nun öffnete sie leise die Tür zu der abgeschlossenen Stube, in der ihre beiden Schwerkranken lagen, zu denen sie vorhin dem gewalttätigen Russen den Zutritt versperrt hatte: ein älterer Landwehrmann, dessen Krankheit Doktor Robinson noch nicht mit Sicherheit festgestellt hatte, für den er jedoch guter Zuversicht war; neben ihm ein junger Student von höchstens achtzehn Jahren, der voll glühender Begeisterung in den Krieg gezogen war und gleich in der ersten Schlacht einen Schuß durch die Lunge bekommen hatte. Erst hatte Doktor Robinson auch für ihn gehofft, dann hatte die Heilung einen ungeahnt schlechten Verlauf genommen, ein starkes Fieber war hinzugetreten, jetzt lag er regungslos da, die blauen, treuen deutschen Augen weit geöffnet, auf den blassen, dünnen Lippen immer noch das verklärte Lächeln stiller Begeisterung.

Er war ihr Sorgenkind, und sie hatte ihn liebgewonnen vor allen ihren andern Kranken; sie wollte

ihm noch ein kurzes Lebewohl sagen — wer wußte, ob er diese Nacht überlebte, ob sie —?

„Mutter! Mutter!“

Es war ein Hauch nur, aber Hanna hatte ihn vernommen.

„Ihre Mutter betet für Sie.“

Er sah sie an, ein wirrer Ausdruck war in den großen Augen, zugleich etwas Hilfesuchendes. Er hatte sie nicht verstanden, aber er lächelte ihr dankbar zu.

„Gott ... ist mit ... uns!“ sagte er, immer noch ganz leise, aber jetzt vernehmbar, und dann mit merkbarer Anstrengung: „Schreiben Sie ihr ... gute Nacht ... und daß ich ... sie liebhabe!“

„Ich werde ihr schreiben, aber Sie sollen nicht so viel sprechen, Sie sollen schlafen!“

„Ja ... schlafen ... schlafen ...“

Sie ging. Als sie durch den Vorraum schritt, hörte sie nebenan den verwundeten Russen in gebrochenem Deutsch der Schwester von dem Besuche seines Podpolkownik erzählen.

Mit einem Male kam ihr ein Gedanke: der Russe war schlank und auffällig klein, seine Ausrüstung hing in einem der Schränke hier. Wenn sie — wenigstens den Mantel — er bedeckte ihre ganze Gestalt, seine der Erde ganz gleiche Farbe, die Dunkelheit der Nacht —!

Sie hatte den Schrank geöffnet, den Mantel herausgenommen — er war zu weit aber wenn sie ihr Jackett darunter anzog ... Nun noch die Mütze! Sie mußte ein wenig suchen, dann war auch sie in ihren Händen.

Auf ihrem Zimmer nahm sie die Vermummung vor; sie mußte lächeln, trotz allen Ernstes, der in ihr und um sie war.

Jetzt fiel ihr ein, daß der alte Amtsdiener heute

auf dem Markt mit der heiseren, angstdurchzitterten Stimme ausgerufen hatte, daß jeder, der nach Dunkelwerden seine Wohnung verließe, nachsichtslos niedergeschossen würde. Aus dem Hause herauszukommen, das war der erste und schwierigste Weg!

Sie löschte das Licht, eine lange Weile blieb sie im Dunkeln. Es wäre möglich, daß man ihr Fenster beobachtete; dann sollte man den Eindruck haben, sie hätte sich schlafen gelegt.

Vom Kirchturm her schlug die Uhr; ihre Glocke, die ihr sonst so heimatlich und friedlich die Stunden gekündet, hatte seit den Tagen der Mobilmachung einen harten, kriegerischen Klang angenommen; heute war noch etwas andres in ihr, etwas, das wie Bangen und Wehklagen durch die stille Nacht tönte. Als ahnte sie, daß sie vielleicht nur noch wenige Male von diesem Turme rufen würde!

Erst elf! Die Geduldsprobe, die ihr auferlegt wurde, folterte bis zur Unerträglichkeit. Aber sie verharrte ruhig, ohne sich zu regen, auf dem kleinen gepolsterten Stuhl vor ihrem Schreibtisch.

Unter ihr war das Zimmer des russischen Gastes. Der lag nach dem reichlichen Mahl gewiß in tiefstem Schlafe, ihr war manchmal, als hörte sie im Geiste sein ekles, sauenhaftes Schnarchen und Pusten; sie mußte auf der Hut sein, es stand alles auf dem Spiele.

Draußen surrte ein leiser, traumhafter Nachtwind. Vom Turme rief das Käuzchen. Es war ihr ein vertrauter Klang. Jeden Abend hatte sie ihn hier auf ihrem Zimmer vernommen, manchmal auch in ihrem Bette, kurz vor dem Einschlafen, oder wenn sie einmal in der Nacht erwachte. Heute klang auch er anders .. so viel ferner, fremder, trauriger. Sie dachte an ihre Eltern, die beide so früh gestorben

waren. Die Mutter hatte sie kaum gekannt, vom Vater wußte sie nur, daß er einen langen, wohlgepflegten goldblonden Bart getragen. Aber auch das mochte ihr wohl mehr von den Erzählungen andrer haftengeblieben sein, sie war ja erst drei Jahre, als er die Augen schloß.

Wieder schlug die Uhr. Mitternacht. Nun war ihre Zeit bald gekommen, sie konnte an die Vorbereitung gehen.

Sie schlich ans Fenster und öffnete es ... ganz langsam, vorsichtig. Dann spähte sie, den Körper durch die Vorhänge gedeckt, behutsam nach draußen.

Tief dunkel war die Nacht, lau und regenschwer, an dem wolkenverhangenen Himmel kein einziger Stern; günstiger konnte sie ihrem Unternehmen nicht sein. Zuerst vermochte sie wenig da draußen zu unterscheiden, grau und gespensterhaft nur ragte der Kirchturm aus der Finsternis hervor. Dann klärte sich ihr Blick, einige Umrisse kamen in das eintönige Dunkel. Nun sah sie nicht weit unter ihrem Fenster einen schwarzen Strich langsam sich hin und her bewegen: der eine der beiden Posten! Eintönigen Ganges schritt er daher, das Gewehr übergelegt, immer denselben Weg, die Vorderseite des Hauses entlang: Tipp, tapp ... tipp, tapp! Und dazu knirschten die Kommißstiefel in dem gelben Sande.

Auch das war günstig! Wenn sie hinten herausschlich, durch die Tür, die in den Garten führte, und dann durch die kleine verborgene Pforte am Heckenzaun auf die Straße, so konnte sie unbemerkt von ihm entwischen.

Aber der andre? Sie konnte seiner nicht gewahr werden. Doch wahrhaftig, da kam er, just von der Hinterseite her! Blieb er dort, so war ihr Vorhaben vereitelt. Er trat zu dem ersten, sie sprachen ein paar müde Worte, der eine gähnte laut und

kräftig und reckte den Arm. Nun wanderten sie zusammen ihre Bahn. Aber der Tritt wurde immer langsamer und müder. T ... i ... pp, t ... a ... pp, t ... i ... pp, t ... a ... pp.

Nur Geduld!

Sie saß wieder auf ihrem Platze. Sie dachte an den jungen Leutnant, der sie mit so seltsamen Augen angesehen und ihr den Zettel zugesteckt hatte, der ihr den Weg dieser Nacht vorschrieb, über ihr und des Geliebten Schicksal entschied.

Es war etwas Unbegreifliches in dieser Tat. Verrat an der eignen Sache! Wem zuliebe? Einem Menschen, den er heute zum erstenmal gesehen. Seinem scharfen Blick war es nicht entgangen, daß das Gewölbe der Kirche zum Versteck benutzt war, und daß es einen Menschen barg. Und nun gab er ihr den Wink. Vielleicht war es eine Ähnlichkeit. Sie hatte einmal in einem Buche etwas Derartiges gelesen, und der Oberstleutnant hatte bei Tisch eine Andeutung gemacht ... gleichviel!

Aber wie? Wenn das Ganze eine List nur war, ein kühn ausgedachter, schändlicher Plan, mit dem Versteckten auch sie in seine Hand zu bekommen? Ein Schauder faßte sie — da sah sie das traurige, traumverlorene Antlitz vor sich, und so schnell ihr der Gedanke gekommen, so schnell hatte sie ihn von sich gewiesen. Und selbst wenn es wirklich so wäre — nun gut, dann war Fritz auf jeden Fall verloren, und sie teilte sein Schicksal!

Laut und schrill rief der Kauz. Der Wind, ein wenig stärker geworden, faßte den offenen Fensterflügel und bewegte ihn knarrend hin und her.

Sie erschrak und sprang auf, aber nichts rührte sich da draußen, alles still, totenstill. Selbst das einförmige Tipp, tapp war verstummt. Die beiden Posten saßen dicht aneinandergelehnt auf der stei-

nernen Stufe vor der Haustür, hart unter ihrem Fenster, und an den zusammengeschrumpften Gestalten, durch die manchmal ein leises Schwanken ging, merkte sie, daß sie schliefen. Jetzt war der Augenblick gekommen. Jetzt hieß es, unverzüglich handeln!

Schon hatte sie den lehmgrauen Mantel dicht umgelegt, die Mütze mit der Kokarde tief in die Stirn gedrückt, schon schritt sie behenden Fußes die Treppe hinab. Nichts regte sich im Flur oder im Hause, die Stufen knarrten kaum unter ihren leisen Tritten.

Jetzt führte sie der Weg hart am Zimmer ihres russischen Gastes vorüber. Eine Sekunde stand sie still und lauschte, dann schlich sie weiter, behutsam, unhörbar, fast wie eine Katze; es galt, die Hintertür zu erreichen, sie so leise als möglich aufzuschließen und von ihr aus in den Garten zu gelangen.

Es war geglückt; sie stand vor der Tür, tastete nach dem Schlüssel ... er steckte nicht in dem Schloß. Sie erschrak, aber sie faßte sich und entzündete, so unmerkbar wie es der zitternden Hand möglich war, ein Streichholz; an der Wand war irgendwo ein Nagel, an dem der Schlüssel hängen konnte. Auch da war er nicht, sie leuchtete auf den Erdboden — alles vergebens! Es blieb nur eins: das Mädchen mußte ihn an sich genommen haben, weil es ihr in einer Nacht wie dieser geraten schien. Sie mußte es wecken.

Sie pochte, ganz zaghaft und leise. Nun wartete sie eine Weile. Keine Antwort. Noch einmal klopfte sie; da vernahm sie von drüben her ein Geräusch, als würfe sich jemand im Bett; nun auch ein deutlich hörbares Schnaufen und Stöhnen. Kein Zweifel, der Russe war erwacht, sie war verloren! — Aber er würde ja nicht gleich aufstehen,

beruhigte sie sich, faßte sich ein Herz und pochte zum drittenmal, jetzt sogar lauter, dringender als vorher. Gott sei Dank, das Mädchen hatte sie gehört!

Ihr Herz klopfte vor Freude und Glück; in demselben Augenblick aber wurde das Geräusch von drüben lauter, ihr war, als nahten sich Schritte, als bewegte sich ein Schlüssel im Schloß. Mit einem schnellen Satz hatte sie ihren Standort verlassen und die Treppe erreicht.

Schon öffnete sich drüben die Tür; im langen Schlafhemd, ein brennendes Licht in der Hand, sah sie die widrige Gestalt des Russen zwischen Tür und Angel stehen.

„Heda, Ordonnanz!" Der Schein seines Lichts hatte sie erreicht. In der matten Beleuchtung mochte er den feldgrauen Mantel erblickt und sie für seinen Burschen oder einen der russischen Soldaten gehalten haben, die er zu seiner Bewachung in das Haus gelegt hatte. Sie antwortete nicht, sie hätte es auch gar nicht gekonnt, die Kehle war ihr wie zugeschnürt, jeder Puls an ihr flog. Wie ein gehetztes Wild stürzte sie die Stufen empor, indes ihr der Russe in seiner Sprache nachschrie und nachfluchte.

Da, auf dem Höhepunkt der Gefahr, kam ihr der rettende Gedanke. Sie warf Mantel und Mütze von sich, trat an den Rand der Treppe, so daß man sie von unten nicht sehen konnte, und rief mit einer Stimme, als wäre sie plötzlich aus dem Schlaf gestört: „Was geht denn da unten vor? Wer lärmt so laut?

Eine Pause, dann ein Räuspern, nun auf deutsch: „Ich rief meinen Burschen!"

Sie merkte die Verlegenheit in den stockend gesprochenen Worten. „Ach, Sie sind es, Herr Oberstleutnant? Ist Ihnen etwas zugestoßen?"

„Zum Teufel! Mir war doch, als hätt' ich den Kerl hier eben auf dieser Treppe, gar nicht weit von meinem Zimmer, gesehen."

„Soll ich ihn wecken? Kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen?"

„Habe ich denn geträumt? — Aber ich liege doch schon seit Stunden wach. War da wirklich keiner von meinen Leuten? — Ich bin krank, ohne Frage. Ich habe greuliche Magenschmerzen. Ihr Essen war zu gut ... die verdammten Kuchen! Ich wollte den Kerl in die Apotheke schicken. Aber vielleicht haben Sie so etwas im Hause: Natron, Magnesium, gleichviel. Ich führe es sonst bei mir, aber meine Bagage ist noch ..." Er unterbrach sich, ein neuer, grimmer Schmerz schien ihn zu quälen.

Sie hörte sein Stöhnen. Es war ihr liebliche Musik, ihr Plan war fertig.

„Es trifft sich dumm, das letzte Natron nahm gestern der Großvater, in den Wirren des Tages vergaßen wir, neues anzuschaffen. Aber es ist eine Kleinigkeit, ich gehe herüber und besorge es Ihnen."

„Einer von meinen Leuten kann gehen."

„Gewiß ... das könnte er, aber er würde nichts bekommen. Unser Arzt hat hier im Hause die Apotheke. Und ich fürchte, er wird nicht öffnen, wenn russische Soldaten nachts an sein Haus klopfen."

„Man wird ihn zwingen."

„Doch wie lange würde es dauern, bis Sie dann Ihr Mittel bekämen? Da ist es wohl einfacher, ich gehe; dann ist die Sache in ein paar Minuten erledigt. Vielleicht gibt Ihnen der Arzt auch ein wirksameres Mittel oder kommt selber, denn so ganz leicht scheint Ihr Zustand wirklich nicht zu sein."

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, jetzt, mitten in der Nacht ..." Wieder seufzte und stöhnte

er, daß es durch das ganze Haus klang. Dann mußte ihm seine Antwort zu freundlich erscheinen. „Meinethalben," brummte er, „der eine der beiden Posten spricht ein leidliches Deutsch. Rufen Sie ihn! Er wird Sie begleiten."

Sie wehrte ab. „Ich fürchte mich nicht, ich gehe allein."

„Er wird Sie begleiten!" wiederholte er kurz und in der alten herrischen Art.

Das unter so sonderbaren Umständen geführte Gespräch hatte sein Ende erreicht. Fröstelnd in seiner leichten Nachtbekleidung zog sich der Russe in sein Zimmer zurück.

Sie öffnete behutsam die Haustür, ohne sich selber sichtbar zu machen. Dann rief sie nach dem Posten. Die eine der beiden Gestalten, die da auf der steinernen Treppe hockten, reckte sich, aus tiefem Schlaf gestört, fuhr dann, sich gewaltsam aufraffend, in die Höhe und schritt mit aufgepflanztem Gewehr hart an die Tür heran.

„Der Herr Oberstleutnant befiehlt Sie."

Sofort trat er in das Haus.

Sie wies ihm das Zimmer und vernahm, wie ihm sein Vorgesetzter von seinem Bett aus genaue Befehle gab. Schnell hatte sie ein großes dunkles Tuch umgelegt und stand zum Gehen bereit.

Nun verließen sie das Haus, sie voran, der Posten ihr auf dem Fuße folgend. Die Wolken schienen sich noch verdichtet zu haben, kein leiser Lichtschimmer klärte die Finsternis. Vollständig leer und verlassen war die lange Straße, kein Soldat war zu sehen.

Jetzt standen sie vor der Wohnung Dr. Robinsons. Sie lag im ersten Stockwerk eines Eckhauses, der Eingang war in einer kleinen Sackgasse, unmittelbar der Kirche gegenüber. Sie brauchte nicht

lange zu läuten. Dr. Robinson war ein Nachtarbeiter, er las oft bis an den Morgen in wissenschaftlichen Büchern, schon öffnete sich ein Fenster.

„Wer da?"

„Ich bin's, Herr Doktor, Hanna Teichgräber."

„Was zum Teufel ... Sie? Was führt Sie zu so später Stunde her?"

Er hatte ihre Antwort nicht abgewartet. Die Treppe erdröhnte unter seinen wuchtigen Schritten, nun schloß er auf und stand mit erstauntem Gesicht ihr und dem baumlangen Kerl mit dem aufgepflanzten Gewehr gegenüber. „Wollen Sie mich einlochen?" fragte er scherzend.

„Nein, Herr Doktor," gab sie mit absichtlich sehr langsamer und lauter Stimme zurück, „der Herr Oberstleutnant ist schwer erkrankt und sucht Ihre Hilfe."

„Hm ... das ist es!" Und als ob ihm eine Ahnung aufging, zu dem Posten in einem Gemisch von Russisch-Polnisch: „Sie warten hier unten, ich werde ein Rezept verschreiben."

Der Mann, durch die militärisch befehlende Art des Arztes bestimmt, tat, wie ihm geheißen. Die beiden begaben sich nach oben und traten in das von dichtem Tabaksrauch erfüllte Arbeitszimmer, dessen Tür Dr. Robinson sorgfältig schloß. „Und nun, liebes Kind, was haben Sie, was ist geschehen? Denn daß Sie dieses russischen Paschas halber nicht zu mir kommen, ist klar."

„Es ist selbstverständlich nur ein willkommener Vorwand, eine Rettung in der höchsten Not. Der Kerl hat sich gestern abend überfressen, geben Sie irgendein Mittel, das Sie bei der Hand haben, und dann hören Sie: da drüben, unten in einem sicheren Gewahrsam der Kirche, ist Fritz — der Rittmeister Warsow, wollte ich sagen —, wir retteten ihn dahin vor dem Feinde."

16*

„Gut so."

„Nein, nicht gut. Morgen in der Frühe wird man die Kirche in Brand stecken ... lassen Sie, ich weiß es genau. Der Rittmeister muß in dieser Nacht noch daraus entfernt werden. Nur die schmale Gasse hier trennt Ihr Haus von der Kirche. Ich führe ihn durch die kleine Pforte, zu der ich den Schlüssel habe, zu Ihnen herüber. Sie behalten ihn bei sich, solange es möglich ist, und bringen dann ihn und sich vor dem Morgen in Sicherheit."

„Einverstanden. Aber ich hole ihn selbstverständlich allein herüber, geben Sie mir den Schlüssel."

„Nein, Sie kennen sein Versteck nicht, und für Sie wäre ein Gang jetzt in die Kirche viel gefährlicher ... ich bitte, widersprechen Sie mir nicht. Wir dürfen keine Sekunde verlieren. Sie haben nichts zu tun, als Ihr Haus offenzuhalten und uns zu erwarten.

Dr. Robinson hatte immer eine kleine Schwärmerei für das hübsche, kluge Mädchen gehabt, in diesem Augenblick erschien sie ihm bewunderungswert. Er wußte, daß ihm nichts andres übrigblieb, als sich ihrer bestimmten Anordnung zu fügen, denn natürlich durchschaute er alles. Aber es war ihm nicht klar, ob er sich freuen sollte oder traurig sein, denn ein bißchen geliebäugelt hatte er mit dem Gedanken. Zwanzig Jahre waren schließlich kein unüberbrückbarer Unterschied ... aber jetzt war nicht Zeit zu solchen Erwägungen. Er hatte das Pulver bereits in eine Schachtel getan und ihr überreicht. „Davon geben Sie ihm einen Teelöffel in einem Glas Wasser; hilft es nicht, um so besser! Kommen tue ich nicht, um keinen Preis der Welt!"

Sowie Hanna zu Hause angelangt war, ließ sie dem Russen die Medizin in der vorgeschriebenen Weise durch das Mädchen, das inzwischen wach

geworden war und sich notdürftig angekleidet hatte, in das Zimmer reichen. Aber das Mädchen kehrte zurück. „Der Herr wollen das Fräulein selber."

„Sagen Sie ihm, deutsche Frauen wären nicht gewohnt, fremden Herren zu solcher Stunde ihre Aufwartung zu machen, auch nicht, wenn sie krank wären."

„Um Gottes willen," jammerte das Mädchen, „kommen Sie doch nur, Fräulein, um unser aller Barmherzigkeit halber! Der Herr ist in so böser Laune, hat sich angezogen und läuft wutschnaubend im Zimmer umher. Er hat furchtbare Schmerzen und schrie mich gleich an, er söffe kein Gift. Das Fräulein sollte kommen, seinetwegen nur an die Zimmertür."

Da ging Hanna. Er erwartete sie bereits am Eingang seiner Stube. Er hatte eine Art von dicker Litewka an, aus deren engem Kragen sich der kurze Hals mit dem eckigen Kopf mühsam emporzwängte; über dem gelblich blassen Gesicht glühten die Backenknochen, die noch stärker als sonst hervortraten. „Sie wissen doch, daß mir nichts schmeckt, wenn Sie es mir nicht vorgetrunken haben," sagte er mit dem grimmen Versuch, einen Scherz zu machen.

Sie setzte das Glas an die Lippen.

„Mehr!" rief er heiser vor Zorn.

Sie zauderte. Aber es stand zuviel auf dem Spiel. So war sie ihm willfährig. Er war beruhigt und trank den Rest selber.

„Jetzt, bitte, schnell ein neues Glas! Aber hier in meiner Gegenwart, dann können Sie schlafen gehen."

„Sehr gütig," gab sie ironisch zurück und machte die Arznei zum zweitenmal fertig.

Endlich hatte er sie freigegeben. Sie öffnete

geräuschlos die Haustür, die sie vorher nur angelehnt hatte, und trat ins Freie.

„Der Herr Oberstleutnant ist kränker geworden," sagte sie zu dem Posten, der sie eben begleitet hatte, so deutlich und langsam, als es ihr in ihrer Erregung möglich war. „Ich muß den Doktor holen."

„Poste werr' mitkomme."

„Gut. Aber ich darf keine Zeit verlieren."

Schon war sie davongeeilt; den gebahnten Weg verlassend, ging sie schnell über den Kirchhof zwischen den Gräberreihen hinweg. Die dichte Dunkelheit begünstigte sie; auf dem Kirchhof war kein Posten, und selbst wenn er sich hierher verloren hätte, würde er ihrer nicht habhaft geworden sein.

Jetzt hatte sie die schmale, in der großen Mauer verborgene Hinterpforte erreicht, kaum hörbar schob sie den Schlüssel in das Loch und öffnete.

Eine Minute später verließen zwei in graue Mäntel gehüllte Gestalten das Gotteshaus, tasteten über die dunkle Straße und verschwanden im Eingang eines gegenüberliegenden Hauses, vor dem, wiederum eine Minute später, der Posten erschien, der dem jungen Mädchen hierher gefolgt war. Mit unbefangener Miene trat ihm Hanna, aus der Wohnung des Arztes zurückkehrend, entgegen: „Der Herr Doktor kann leider nicht selber kommen," sagte sie nebenhin, „aber er hat mir ein neues Mittel gegeben, das sicher helfen wird."

Der Morgen dämmerte bereits, als Hanna noch wach auf ihrem Bett lag. Freude und neue Sorgen ließen sie trotz bleierner Müdigkeit keinen Schlaf finden. Endlich mußte sie doch ein wenig eingeschlummert sein, aber nur für kurze Zeit. Denn mit einmal fuhr sie empor. War es immer

noch der ängstliche Traum, der sie verfolgte? Doch nein, ganz deutlich hörte sie Stimmengewirr empordringen, jetzt übertönten es harte, schwere Schritte, und dann vernahm sie die knarrende Stimme des russischen Offiziers. Sie sah auf die Uhr. Sollte sie so lange ...? Aber der Zeiger stand erst auf vier, und das Räderwerk tickte.

Lauter wurde es und lauter, das ganze Haus schien in Bewegung. Was war geschehen? Hatte der Posten den Vorfall der gestrigen Nacht seinem Herrn gemeldet? Hörbar schlug ihr Herz. Bei allem Mut hatte sie zum Sterben wenig Lust, jetzt vollends nicht, wo trotz allem Schweren und aller Gefahr das Leben noch schön und verheißungsvoll vor ihr lag.

Drüben im Osten ging die Sonne auf; ihre ersten Lichter glühten durch die Vorhänge des Fensters. Sie hatte sich gestern nur wenig ausgekleidet, war bald fertig und begab sich nach unten.

Richtig, da stand der Russe vor seinem Zimmer im Gespräch mit dem Posten, dem er eilige Aufträge zu geben schien. Er war in voller Uniform und Waffenrüstung, Säbel und Pistole hatte er umgeschnallt. Jetzt wurde er ihrer gewahr, trat auf sie zu, und nun ... Aber ihre Furcht schien unbegründet. „Es muß so schnell wie möglich Frühstück gemacht werden," sagte er, wohl in seinem herrischen Ton, aber nicht unfreundlicher, als er gewohnt war, seine Wünsche auszusprechen, „für uns wie für die Mannschaft!"

Sie rief das Mädchen; in demselben Augenblick kam der junge, schmächtige Leutnant durch die Haustür, ein Unteroffizier und mehrere Mann folgten ihm. Sie sah ihn an, ein Leuchten der Dankbarkeit schimmerte zu ihm hinüber. Er aber vermied ihren Blick und trat sofort zu seinem

Vorgesetzten. Sein Gesicht war von fahler Blässe, und seine Stimme bebte.

Der Oberstleutnant wechselte einige schnelle Worte mit ihm, die er wiederum an den Unteroffizier weitergab. Dieser erteilte ein kurzes Befehlswort an die Mannschaft und trat mit ihr ab; alles geschah mit der größten Eile.

Nun begaben sich die beiden Offiziere in das Arbeitszimmer des Pfarrers, laut und heftig drang ihre Unterhaltung zu Hanna hinüber, als sie mit dem Mädchen in der Küche das Frühstück bereitete. Und immer wieder fragte sie sich, was das alles zu bedeuten hätte.

Jetzt wurde es auf der Straße lebendig. Im geflügelten Tempo kam eine Schar von Reitern daher, ein Zug Infanterie folgte. Kleine, gedrungene Kerle mit breiten Tellermützen und einem vierkantigen, geschärften Eisenpickel als Bajonett. Dann das polternde Gerassel von schweren Rädern, ein Patronenwagen, ein Artilleriegeschütz, Maschinengewehre, eine Feldküche. Zwischendurch Soldaten der verschiedensten Gattungen, Ordonnanzen und Befehlsempfänger, alles durcheinander. Kommandos schwirrten hin und her; bald hielt der Trupp, bald setzte er sich wieder in Bewegung. Man schien sich zu sammeln. Aber eine gewisse Verwirrung und Unentschlossenheit war unverkennbar.

Ihr Herz jubelte auf; kein Zweifel, man rüstete den Abzug und war in sichtbarer Eile.

Der Russe kam aus dem Zimmer. „Zum Teufel, ist das Frühstück noch nicht fertig? Alle andern haben es bereits in ihrem Quartier erhalten, und wir können uns mit leerem Magen auf den Weg machen."

„Hätte mir der Herr Oberstleutnant gesagt, daß er zu so ungewöhnlicher Stunde aufzubrechen beabsichtigte ..." gab sie schnippisch zurück.

Er hörte sie nicht. „Und wenn sich Ihr Bürgermeister nicht bequemt, mir die aufgetragene Summe schleunigst auszuhändigen, dann lasse ich Ihnen von Ihrer ganzen Stadt nicht einen Stein mehr auf dem andern!"

„Der Bürgermeister war um sieben Uhr bestellt, jetzt hat es noch nicht fünf geschlagen."

„Ich habe bereits zweimal zu ihm geschickt. Stellt er sich nicht, dann nehme ich ihn und Sie alle mit. Und ob Sie dann noch einmal wiederkommen werden —?"

Er sah aus, als würde er mit seiner Drohung Ernst machen; nun war es auch um Hannas kecken Mut geschehen. Da trat der Pfarrer aus seinem Schlafzimmer; er hatte das Gespräch durch die dünne Tür vernommen, aber sich in aller Ruhe zu Ende rasiert, aus dem glatten, rosigen Antlitz schauten die blauen, klugen Augen mit so gelassener Zuversicht auf den erregten Offizier, ja, eine leise Schadenfreude blitzte aus ihnen, wie sie Hanna an dem Großvater noch niemals wahrgenommen hatte.

„Wir würden Ihnen auch nicht viel nützen, Herr Oberstleutnant, denn wir sind alle arm. Und auf unsern Bürgermeister ist Verlaß, Sie müssen sich nur ein bißchen geduldEN. Es ist ja auch noch so früh."

„Wenn ich so viel Zeit hätte wie ein behäbiger Landpastor, würde ich es gern tun. Da das aber nicht der Fall ist, bin ich nicht gewillt, zu warten! Und damit Sie sehen, daß ich keinen Spaß mache: Ordonnanz!" Und nun zu dem eintretenden Soldaten: „Sie nehmen diesen Herrn in Gewahrsam; erhalten Sie die befohlene Kriegsabgabe nicht bis zu unserm Abzug, so binden Sie ihm die Hände und führen ihn mit der Truppe mit. Eine Patrouille

geht sofort aus und setzt den Bürgermeister gefangen. Ebenso den Kreisarzt!" Dann an Hanna sich wendend, in deutscher Sprache: „Das Pulver, das mir der Mann verschrieb, war gut, ich werde ihn zu meinem Leibarzt machen."

Hanna kämpfte mit aller Gewalt — nein, eine Träne durfte dieser Mensch in ihrem Auge nicht sehen! „Nehmen Sie uns den Arzt, dann gehen unsre Verwundeten hier zugrunde, auch Ihr Russe da oben!" gab sie mit einer bis zum äußersten erzwungenen Ruhe zurück.

„Was kommt es auf einen Mann an ... in solcher Zeit?!"

Gott sei Lob und Dank! Als die beiden Offiziere beim Frühstück saßen, erschien der Bürgermeister.

„Das Geld aufzählen!" herrschte ihn der Russe an.

„Es war mir unmöglich, die Summe zusammenzubringen, trotz aller Bemühungen."

„Wieviel?"

„Zehntausend Mark."

„Also ein Drittel. Nun, dann wird auch ein Drittel der Herren mit uns nach Rußland marschieren, Sie oder der Pfarrer. Die Herren können das unter sich ausmachen!"

Er griff mit gierig schneller Hand nach dem Beutel, öffnete ihn, entnahm ihm einige Pack Kassenscheine und ließ die Silberstücke auf den Tisch rollen. Da flog ein schneller Schritt den Korridor entlang, ein Leutnant von der Infanterie trat in die Stube und machte eine Meldung. Der Oberstleutnant erbleichte, die zitternde Hand erfaßte die Scheine und die Geldstücke, raffte so viel zusammen, wie ihr möglich war und steckte sie in den Beutel.

„Weil ihr einen russischen Soldaten gepflegt habt wie euren eignen und mich gut aufgenommen habt, soll eurer Stadt das übrige erlassen sein!"

warf er rasch hin und verließ kurz grüßend mit den beiden andern Offizieren das Haus. Sofort setzte sich der Teil des Zuges draußen, der auf ihn gewartet hatte und bereits sehr ungeduldig geworden war, in Bewegung. Der Erdboden dröhnte von den hart aufschlagenden Hufen der Pferde und dem Gerassel und Gepolter der Wagen, ein undurchdringlicher Staub verhüllte bald den ganzen Zug, dann war nichts mehr zu hören.

Vom lähmenden Druck befreit, atmeten die drinnen im Pfarrhaus auf.

„Das war Rettung in höchster Not!" sagte der Pfarrer. „Ich hatte mich schon auf Sibirien gefaßt gemacht."

„Dazu hätte ich es nicht kommen lassen, dann hätte ich voll und bar bezahlt. Das Geld lag bereit. Aber er ließ ja mit sich handeln, und ich habe unsrer Stadt einen guten Batzen gerettet; auch Ihr Sparkassenbuch, Fräulein Teichgräber, kann ich Ihnen unversehrt zurückerstatten."

Hanna erwiderte nichts, ihre Gedanken waren bei Fritz. Wo mochte ihn Doktor Robinson hingeschafft haben? —

„Nun laßt die Glocken läuten!" rief der Pfarrer. „Wir wollen einen kurzen Dankgottesdienst halten, der Vorbereitung bedarf es dazu nicht. Wir —"

Mit einem Male brach er ab, ein Ausdruck des Entsetzens war in seinem Antlitz. „Die Kirche brennt!"

„Sie brennt!" wiederholte der Bürgermeister. „Das haben die Schufte doch noch fertiggebracht!"

Eine finstergeballte Rauchwolke wälzte sich schwer und drohend da drüben aufwärts, schon griff eine Flamme durch und züngelte an dem Dachstuhl empor, deutlich hörte man ihr Knistern und Knacken.

Der Pfarrer und der Bürgermeister hatten nicht

eine Sekunde die Geistesgegenwart verloren; der eine war zum Küster geeilt, um mit ihm vereint die Glocken auf dem bis jetzt unversehrten Turm zu läuten; der andre hatte sich ebenso schnell auf die Straße und in das Rathaus begeben, die freiwillige Feuerwehr mobil zu machen. Und wenn auch ihr Bestand infolge des Krieges stark zusammengeschmolzen war, so waren doch die übriggebliebenen Mannschaften infolge der Ereignisse des heutigen Morgens alle bereits auf den Beinen, legten ihre Ausrüstung um und kamen nun mit Spritzen und Leitern herbeigestürzt.

Das Feuer war mit sachkundiger Hand angelegt, aus mehreren Stellen gleichzeitig schlugen die Flammen empor und loderten, eine unhemmbare Glut, zum Himmel. Mit donnerähnlichem Getöse stürzten die glühenden Balken, krachte der ganze Dachstuhl zusammen, auch zum Turme krochen die Flammen heran, umwanden ihn von allen Seiten wie feurige Schlangen und ruhten nicht eher, bis auch er ihr Opfer geworden. Als neigte ein Riese sein Haupt, so fiel er in sich selbst zusammen. Der ganze Himmel war eine blutige Lohe, weit in die Lande leuchtete die furchtbare Fackel.

Die tapfere Wehr konnte nichts andres tun, als den Brand auf die Kirche beschränken und einer Einäscherung der Nachbarhäuser entgegenarbeiten. Dennoch blieb das große Eckhaus, in dem Doktor Robinson wohnte, nicht unversehrt. Sämtliche Scheiben platzten von der ungeheuren Glut, und schließlich fing auch der Giebel Feuer.

Der Pfarrer und Hanna hatten sich, da es an Männern mangelte, mit hingebender Mühe an dem Rettungswerk beteiligt. Als aber der Turm sich senkte und auf das prasselnde Dach herniederfiel, da war es um die Kraft des alten Mannes ge-

schehen. Seine Kirche, die alte, schöne, stolze Pronitter Kirche, in der er seine erste Predigt als junger Kandidat gehalten, in der er dann beinah vierzig Jahre hindurch jeden Sonntag Gottes Wort verkündet, die ihm lieber und heiliger geworden mit jedem dieser Jahre, jetzt ein Trümmerhaufen, über den die gierigen Flammen dahinleckten, das letzte, schwache Leben aus ihm zu tilgen!

Auch Hanna war bewegt, denn auch ihr war diese Kirche, in der sie der Großvater einmal konfirmiert, in der sie keinen Sonntag gefehlt, wenn er auf der Kanzel stand, ans Herz gewachsen. Und doch konnte sie sich eines Dankgefühls nicht erwehren, das ihr heiß aus der Seele stieg. Mit neuem Eifer arbeitete sie an dem Pumpwerke mit, alle Hände wurden jetzt gebraucht, denn die Gefahr, daß das Feuer auf die andern Häuser übergreifen konnte, war noch nicht vorüber.

Da war ihr, als hörte sie ihren Namen rufen. Sie wandte sich um; aber in dem Rauch, der sie überall umgab, konnte sie niemand sehen. Nun ließ sie das Pumpwerk und trat einige Schritte rückwärts. Da stand ihr Fritz gegenüber.

Er wollte ihr etwas sagen, aber er vermochte es nicht. Eine tiefe Bewegung arbeitete in ihm und zitterte durch die Muskeln seines Gesichts, das so bleich und ernst war, wie sie es noch nie gesehen. Auch sie blieb stumm, aber ihre Hände lagen ineinander, eine kurze, stille Zeit, als erneuerten sie im Antlitz der zusammenfallenden Kirche den Bund, den der gestrige Tag geschlossen.

„Die Schurken!" rang es sich endlich von Fritzens Lippen. „Aber der Tag der Vergeltung wird kommen! Und daß ich ihn, so Gott will, noch erleben werde, habe ich dir zu verdanken! Zwar wie es möglich war, verstehe ich nicht. Einer von den Hunden

wenn ich nicht irre, war es sogar ein Offizier — hatte mein Versteck ausfindig gemacht. In der Kirche war es ihm wohl entgangen. Doch als er draußen einen Rundgang machte, legte er sich auf einmal auf den Boden und glotzte mit seinen großen Augen in mein Gewölbe hinein; aber er hat mich wohl nicht gesehen, denn ich suchte schnell Deckung hinter einem alten Grundpfeiler."

„Er hat dich gesehen!"

Fliegenden Atems erzählte ihm Hanna alles, was sich an dem Abend und in der Nacht ereignet.

„Er hat sich in dich verliebt!" rief Fritz. „Ich verdenke es ihm zwar nicht — aber ein netter Kerl ist er doch! Seine Sache um eines hübschen Mädchens halber zu verraten — pfui!"

Jetzt mußte sie lachen. „Du bist mir der Rechte! Haderst noch mit dem Manne, dem du dein Leben verdankst! Sage mir lieber, wo du bliebst, nachdem ich dich gestern zu Doktor Robinson gebracht!"

„Später, jetzt müssen wir denen da helfen!"

„Du mit deiner Hand?"

„Geht es mit der einen noch nicht, so doch mit der andern. Und es ist gut, wenn ich mich beizeiten wieder eingewöhne; denn sowie sich eine Möglichkeit zeigt, hier herauszukommen, rücke ich ins Feld. Ich hoffe immer, die Unsern sind auf dem Wege."

Gegen Mittag war das Feuer gelöscht. Aber die Kirche war eine Ruine geworden; nur die Außenwände waren stehengeblieben und ragten nackt und bloß in die rauchgeschwängerte Luft. Die ganze Stadt war nach dem Falle des alten Kirchtums kaum wiederzuerkennen, leer und öde, ihres charakteristischen Merkmals beraubt, lag sie da.

Im Pfarrhause hatte man sich eben zu Tisch gesetzt. Die Wirkungen des großen Brandes waren

auch hier fühlbar, die Luft erstickend und kaum erträglich, einige Außenbalken waren angekohlt, hier und da auch eine Fensterscheibe gesprungen. Dazu die Unordnung und Verwirrung, die die russischen Gäste in das Haus gebracht, in dem sonst nicht ein einziges Stück anders als auf der ihm zugehörigen Stelle lag.

„Gott sei Lob, daß unsre arme Mutter dies nicht mit ansehen muß; ich fürchte, sie hätte es nicht überlebt," sagte der Pfarrer, nachdem er zu Tisch gebetet. Sonst wurde wenig gesprochen; ein schwerer Druck lag auf den dreien, denen die wenigen vergangenen Stunden so viel Bitternis gebracht.

Als sie sich gerade erheben wollten, klirrte ein schwerer Schritt über den Flur. Ein heftiges Erschrecken faßte den kleinen Kreis, Fritz stand auf und flüchtete in das Nebenzimmer.

Aber kein Russe trat in die Stube, sondern ein preußischer Feldwebel. „Ich melde Einquartierung," sagte er, zu dem Pfarrer tretend; „ein großer Trupp unsrer Soldaten kommt heute abend hier durch. Natürlich können sie nicht in der Stadt untergebracht werden, sondern biwakieren draußen, aber für die Herren Offiziere unsers Stabes möchten wir in den Häusern Unterkunft haben."

„Sie sehen, wie es bei uns bestellt ist," erwiderte der Pfarrer, „aber für preußische Offiziere, wenn sie fürliebnehmen, ist immer Platz."

„Wieviel können der Herr Pfarrer aufnehmen?"

„So viel Sie mir schicken. Ich trete gern mein Bett ab, und für gute Verpflegung soll gesorgt sein."

Niemand war über diese Botschaft erfreuter als Fritz; er hatte sie erwartet, hatte den ganzen Tag auf das Anrücken deutscher Soldaten geharrt. Es mußte sich um Ergänzungen und Reservetruppen

handeln, die den durch eine unermeßliche Übermacht bedrängten Deutschen zur Verstärkung geschickt wurden. „Einer der Offiziere wird ein Pferd für mich übrig haben,“ sagte er zu Hanna, als sie nach dem Essen in den Garten traten. „Dann rücke ich morgen mit ihnen aus und suche zu meiner Truppe zu stoßen.“

„Wenn es nicht zu früh sein wird! Dieser Tag hat deinen Zustand nicht verbessert. Wir haben deine Wunden nicht einmal verbunden.“

„Der Doktor kann es heute abend noch tun, und im Felde sind Ärzte genug.“

„Es wäre weiser, du wartest die Heilung erst ab — aber was ist das?“ unterbrach sie sich mit einem Male, und ihre Hand wies zum fernen Horizont. „Brennt es da nicht auch?“

„Wahrhaftig — und sogar ein großes Feuer. Und weißt du, was das ist? Reckenstein!“

„Reckenstein? Unmöglich!“

Schon war der Horizont glutrot gefärbt, schon pflanzte sich der Feuerschein über den ganzen Himmel fort und goß sein lohendes Licht in die stille Abenddämmerung, schon erwachte auf der Straße das Leben von neuem, das eben zur Ruhe gekommen war.

„Reckenstein brennt!“ sagte der Obmann der Freiwilligen Wehr, der mit einigen andern die Wache an der Kirche übernommen hatte, „und wir können nicht einmal unsre Spritze zur Hilfe senden, weil die Russen unter Umständen noch dort sein können.“

„Sie werden es gemacht haben wie bei uns,“ erwiderte Hanna, „sie sind ausgerückt und haben dies als ihr Denkmal hinterlassen.“

„Unser ganzes schönes Land verwüsten sie uns,“ rief Fritz in heißer Empörung, „dies Reckenstein, an das sich die schönsten Erinnerungen meiner

Jugend knüpfen! Das herrliche, fruchtbare Gut mit dem alten Herrenhause, das noch aus der Ritterzeit stammt, und die ganze Ernte und die tragenden Felder! Erst morden sie den Alten, jetzt verbrennen sie sein Gut, die treue Arbeit seines Lebens! Und so werden sie es morgen mit Bärwalde machen, mit unserm ganzen schönen Ostpreußenland. Möchte ihnen selbst erst die Hölle angezündet sein, diesen Mordbrennern und Henkersknechten!'"

Helle, jauchzende Töne klangen in seine Worte hinein. Fanfaren schmetterten, Trommeln wirbelten. Mit lautem Spiel und Klang zogen deutsche Truppen in die verödete Stadt ein, von den Einwohnern begeistert begrüßt. Das gewaltige Feuer dort am Horizont, das in dem einbrechenden abendlichen Dunkel immer deutlicher sichtbar wurde; der weite Himmel, der eine einzige blutgetränkte Lohe schien; das laute Schmettern des deutschen Marsches, den die einziehenden Truppen spielten — es war, als stünde man inmitten der Schlachtfelder, als wäre man von Kampf und Sieg umgeben.

„Und jetzt wollt ihr noch von Warten sprechen —", rief Fritz, „jetzt, wo jede Fiber in einem brennt?! Ich wollte, sie zögen heute abend gleich weiter, und ich könnte mit ihnen mit, wie ich hier stehe. Aber ich will mich hübsch geduldig noch verbinden lassen, und dann morgen früh hinaus ins Feld zur Rache für die Feuer, die hier und drüben brennen!"

„Ein Transport von 210 Verwundeten! Richtung Berlin!"

Frau Lisa nahm die Meldung entgegen. In ihrer „Loge zum goldenen Schlüssel" war es jetzt stiller geworden. Die Leichtverwundeten, die sie meist hatte, waren zu ihrer Erholung in die Heimat oder in Sanatorien geschickt, einige auch bereits zu

ihren Regimentern zurückgekehrt, da konnte sie die geringe Arbeit den geübteren Pflegerinnen überlassen und sich der Rote-Kreuz-Tätigkeit auf dem Bahnhofe widmen; denn hier pulsierte das Leben jetzt am heißesten.

Mit geübtem Auge und schneller Hand hatte sie ihre Vorbereitungen getroffen: die Suppe dampfte im Kessel, die Emailtöpfe mit den Blechlöffeln standen zum Einschöpfen bereit. Edith, die sich ebenfalls zu ihrer Hilfe für einige Tagesstunden für den Bahnhof frei gemacht hatte, ordnete die Liebesgaben: die Zigaretten und Zigarren, die Schokolade und Fruchtbonbons. Selbst Else Warsow erschien um die Mittagszeit, wenn in ihrem Lazarett im Vereinshause die Hausarbeit getan war, um ihre praktischen Gaben auch hier in den Dienst der guten Sache zu stellen.

Als der Zug einlief, war alles in bester Ordnung. Die Verwundeten erhielten ihre warme Suppe mit Gemüse- und Fleischeinschnitt in der großen Halle, oder man brachte sie ihnen, soweit sie sich noch nicht leicht bewegen konnten, mit Hilfe einiger junger Mädchen in ihre Abteile. Indessen begaben sich die Männer der Sanitätskolonne von Wagen zu Wagen, um zu erfahren, wer neu zu verbinden wäre. Einer nach dem andern meldete sich und trat vor das Verbandhäuschen auf dem Bahnsteig; schnell war der Verbandwechsel geschehen. Der Zug rollte davon. Tücherschwenken, dankbare Worte, herzliches Grüßen und Winken.

Frau Lisa hatte ihren Stab bereits wieder versammelt. Man räumte ab, gab das Geschirr zum Abwaschen, traf neue Anordnungen. Denn schon war eine zweite Meldung angelangt: ein Zug ostpreußischer Flüchtlinge, zwanzig Wagen.

Nun gab es heiße Arbeit, jeder hatte seinen Posten.

Frau Lisa war eine Meisterin im Organisieren, beinah wie ihr Mann. Dabei war sie immer guter Dinge, mit einem scherzenden Wort feuerte sie auch die Müden an, die ganze schwere Tätigkeit schien ihr heiteres Vergnügen. Sie blieb dieselbe hier wie im Lazarett.

„Die Näpfchen mit den Lichtern zurechtmachen, meine Damen!" kommandierte sie mit ihrer hellen, frohen Stimme. Ihr Adjutant war ein frischer, aufgeweckter Junge von elf Jahren, der Sohn des Diakonus Brettschneider von Sankt Nikolai, dessen Älterer im Kriege war. Jede freie Stunde, die die Schule ihm ließ, war er auf dem Bahnhof, und immer an ihrer Seite. Sie schickte ihn zum Geldwechseln an die Schalter, zu Besorgungen in die Geschäfte, zur Übermittlung von allen möglichen Bestellungen an den Fernrufer. Und er machte alles mit einer Umsicht und Schnelligkeit, daß sie ihre Freude daran hatte und niemand so viel von ihr gerufen und betraut wurde wie der fixe, kluge Junge.

Da rollte der Zug ein. Diesmal brauchte nur Kaffee gereicht zu werden, denn zu Mittag waren die Leute bereits auf einer früheren Station gespeist worden. In großen Eimern wurde er an den Zug gebracht, denn der Aufenthalt war nur kurz bemessen, er sollte bald weitergehen, nach Pommern, ja bis Berlin. Aus allen Wagen streckten sich Arme mit großen leeren Flaschen, Kannen, Kübeln entgegen, und überall schenkte man willig ein, da wurde auch der schwerste Eimer bald leicht und leer.

Nun brachte man auch die Näpfe mit den Lichtern, an die Frau Lisa eben gemahnt hatte. Sie dienten den Leuten zur Beleuchtung für die Nachtzeit in den großen Güterwagen und wurden von ihnen

17*

besonders begehrt. Denn sie hatten sich für die lange Fahrt ganz wohnlich eingerichtet; in den Ecken Lager von Stroh, Mänteln und alten Sachen, in der Mitte ein Tisch, auf den sie das Näpfchen mit dem Licht stellten.

Aus einem Abteil klang ein klägliches Schreien. Edith, die es auf dem Bahnsteig hörte, ging ihm nach. Eine junge hübsche Frau, mit großen, traurigen Augen, war um einen kleinen Jungen von vielleicht drei Jahren beschäftigt, der die zarte Gesichtsfarbe von der Mutter geerbt hatte und jetzt kläglich wimmerte.

„Ja, ja, sie haben dir wehe getan, mein armer, kleiner, goldener Bube, so weh ... Aber warte nur: der liebe Gott macht alles wieder gut und schickt sie in die Hölle!" Mit eintönig klagendem Ton sprach sie es zu dem Kinde, das sich auf ihrem Schoße wand, aber ein kleines Lämmchen mit dicker Wolle auf dem hölzernen Rücken nicht aus der Hand ließ. „Gestern abend, als wir, nichts Böses ahnend, bei der Suppe saßen, kamen die Kosaken auf unsern Hof. Meinen Mann schleppten sie mit, ich konnte mit den Kindern fliehen, aber hinterrücks jagten sie uns noch mehrere Kugeln nach, die trafen den armen Buben im Fuß."

„Er muß verbunden werden," sagte Edith, „und gar schnell!"

„Der Großvater ist auch verwundet."

„Hat nichts zu bedeuten ... ein paar Schrammen!" klang es aus dem Winkel des Wagens, und Ediths Augen fielen auf einen alten Mann, der, geschmückt mit den Kriegsmedaillen von 1866 und 1870, auf dem Stroh lag. Sie trat zu ihm, sagte ihm einige freundliche Worte und forderte ihn auf, mit zum Verbandhaus zu kommen. Dann nahm sie den Jungen aus dem Arm der geschwächten Frau, hüllte

ihn in ein Tuch und trug ihn behutsam aus dem Wagen, indes die Mutter und der Alte folgten.

Der Arzt nahm den Kleinen sofort vor; schnell und in richtiger Reihenfolge reichte Edith ihm das Nötige, so war der Verband bald gemacht. Der Junge, der anfänglich stark geschrien hatte, beruhigte sich, immer noch umklammerte die kleine pralle Hand das Holzlämmchen, von dem er sich während der ganzen Operation nicht getrennt hatte. Es war das einzige, das er aus der heimatlichen Kinderstube gerettet hatte.

Auch der Alte, dessen Wunden so ganz leicht gar nicht waren, wurde verbunden. Jetzt nahm Edith den Jungen wieder auf den Arm, ihn in sein Abteil zurückzubringen und dort zu betten.

„Wo kommen Sie her?" fragte sie dabei die Frau.

„Aus Birkenfelde."

„Birkenfelde bei Pronitten?"

„Ganz recht."

„Fliehen die Leute da auch schon? Ist der Feind schon so weit?"

„Er war in Pronitten und in der ganzen Umgegend; dann zog er sich vor unsern Soldaten zurück. Aber gestern kam er wieder; nun war es die höchste Zeit."

„Hat er viel Unheil angerichtet?"

„Er hat die Pronitter Kirche in Brand gesteckt. Sie ist bis auf die Mauern niedergesengt."

„Die schöne alte Kirche!"

Ein tiefer Schmerz war in ihren Worten.

„Und sonst? Steht Reckenstein noch?"

„Es ist von Grund aus zerstört!" antwortete der Alte, und voll heißem Ingrimm fuhr er fort: „Das Herrenhaus, der Park, sämtliche Gebäude, fast alles Vieh ist in den Flammen umgekommen.

Ich sah es, als ich gestern morgen auf dem Wagen durchkam."

Jetzt merkte er erst, wie nahe der fremden Dame seine Worte gingen, sie war ganz bleich geworden und hatte Mühe, den Jungen in den zitternden Armen zu halten. Es war gut, daß sie inzwischen in dem Wagen angelangt waren, da konnte sie das Kind sanft in das Stroh betten und ihm noch schnell ein Päckchen mit Schokolade und Fruchtpasten zustecken. Es tat dem Alten bitter leid, sie hatte ihm und dem Kleinen so viel Gutes erwiesen, nun mußte er ihr mit solcher Botschaft danken! Er wollte einige mildernde Worte hinzufügen, aber sie hatte bereits den Wagen verlassen, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Als Edith über den Bahnsteig zur Halle schritt, kam ihr Hans Warsow entgegen. Er pflegte für eine Stunde auf dem Bahnhof vorzusprechen, um sich dort auf irgendeine Weise nützlich zu machen, denn auch für ihn gab es jetzt weniger zu tun. Er sah ihr sofort an, daß ihr etwas Schweres begegnet war.

„Reckenstein ist zerstört," kam sie seiner Frage zuvor, „von Grund aus. Unser altes Haus, der Park, alle Wirtschaftsgebäude mit dem Vieh niedergesengt! Auch die Pronitter Kirche."

Sie sah, einen wie unbeschreiblichen Eindruck ihre Worte auf ihn machten. Eine heiße Glut stieg in sein Antlitz, die Hände in den schwarzen Lederhandschuhen ballten sich. „Das schöne alte Reckenstein! Unser armes, herrliches Ostpreußenland, aus wieviel Wunden mag es schon bluten! Auch Bärwalde wird kaum noch sein."

„Danach habe ich gar nicht fragen wollen, es ist jetzt schon besser, man erfährt gar nichts."

Als sie in die Halle eintraten, fanden sie alles in fieberhafter Tätigkeit. Die Damen und die

Mädchen eilten, mit Geschirr und allerlei Gerät beladen, hin und her, in den großen Suppentöpfen dampfte es. Frau Lisa erteilte ihrem kleinen Adjutanten ihre Aufträge. Dieser wand sich mit der gewohnten Geschicklichkeit durch alle lebenden und nichtlebenden Widerstände hindurch, sie zu erfüllen. Sie sah ihm lächelnd nach, auch jetzt, wo alles um sie herum vor der unerwarteten neuen Aufgabe ein wenig den Kopf verloren hatte, war ihr Blick heiter und ungetrübt geblieben.

„Es ist allerhöchste Zeit, daß du kommst, mein Lieb," wandte sie sich an Edith, „und den Pfarrer hast du gleich mitgebracht! Das ist gut, der muß seine geistliche Würde für eine Stunde auf einen der Kleiderriegel dort hängen, denn jetzt helfen uns keine Worte, sondern nur Hände."

„Ich bin zu allem bereit."

„Schön, ich werde Sie gleich anstellen. Wenn Sie so gut sein wollen, in alle diese Gläser hier frisches Wasser zu füllen! Es werden zweihundert sein, aber Ihre feinen Lederhandschuhe müssen Sie dazu ablegen."

„Was liegt denn wieder vor?" fragte Edith.

„Ein Gefangenentransport: zweihundert Russen."

Hans Warsow, der bereits mit der aufgetragenen Arbeit begonnen und eben das erste Glas mit Wasser gefüllt hatte, setzte den riesigen Kübel aus der Hand, warf Frau Lisa einen halb erstaunten, halb unwilligen Blick zu und sagte: „Was? Für diese Leute solche Umstände? Sie kommen vom Versengen unsrer Heimat, vom Morden unsrer Landsleute, Reckenstein haben sie bis auf den letzten Stall niedergebrannt, die schöne Pronitter Kirche zerstört, und wir decken ihnen hier den Tisch zum dampfenden Mahl, und ich schenke ihnen den Trank in die Gläser!"

„Es ist uns gemeldet worden, daß sie mehrere Tage keinen warmen Bissen erhalten haben, und daß es wünschenswert wäre, ihnen hier ein Mittagsmahl zu geben."

„Dann mag die Militärverwaltung dafür sorgen!"

„Sie hat uns damit beauftragt, es muß hier auf dem Bahnhof geschehen, das Rote Kreuz bekommt alles reichlich ersetzt."

„Aber nicht seine Mühe und Arbeit, die es besser verwenden könnte, ich wenigstens die meine!" gab er gereizt zurück und stellte den Kübel beiseite.

„Schenken Sie ruhig weiter ein, Herr Pastor! Oder soll ich eitles Kind der Welt einen geistlichen Herrn an ein Bibelwort erinnern? Steht da nicht etwas wie: Du sollst deinen Feind lieben!?"

„Es ist nicht wörtlich und keinesfalls für die Feinde unsers Vaterlandes gemeint."

„So? Nicht wörtlich? Also auch das andre nicht: ‚Wenn dein Feind hungert, so speise ihn! Dürstet ihn, so tränke ihn! Dann wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln' — heißt es nicht so oder ähnlich? Ich bin wenig bibelfest."

Sie hatte es nur so hingeworfen, sichtbar stolz, daß sie den Spruch aus ihren Schuljahren behalten und den geistvollen Mann, mit dem sie sich sonst in derartige Auseinandersetzungen nicht einzulassen wagte, so treffend abgeführt hatte. Er aber war sehr ernst geworden, es arbeitete etwas in ihm, mit dem er nicht fertig wurde, man sah es seinem zuckenden Antlitz, den finsterglimmenden Augen an.

„Es ist zuviel gefordert, zuviel; ich kann es nicht! Ich soll es predigen und kann es nicht tun, nicht einmal hier im kleinsten!"

Auch jetzt merkte Frau Lisa nicht, wie schwer und bitter der Kampf war, der sich da in einer männlichen Seele vollzog. Ihr Kopf und Herz

waren wieder ausschließlich von ihrer Arbeit erfüllt. Da trat Edith zu ihm.

„Ich will Ihnen gern die Arbeit abnehmen," sagte sie, „wenn sie Ihrem Empfinden widerstrebt. Frauen fällt wohl das Widerstrebende leichter als Männern."

Bevor er antworten konnte, lief der Zug ein. Unter der Aufsicht der deutschen Soldaten, die den Transport begleiteten, und der jetzt bedeutend verstärkten Bahnhofsposten wurden die Gefangenen in einzelnen Trupps in die große Halle geführt.

Verschieden war der Anblick, den sie boten: die einen waren tadellos gekleidet; andre machten in ihren grauschmutzigen, hemdartigen Leinenkitteln, den zottigen Bärten und ungekämmten Haaren einen abschreckenden Eindruck; diese blickten, zufrieden mit sich und ihrem Schicksal, in die weite Halle und auf den Suppenkessel, aus dem die brodelnden Dämpfe emporstiegen; jene sahen mürrisch, finsteren Auges vor sich nieder.

Das Essen war in die großen Emailtöpfe geschöpft: Erbswurstsuppe mit eingeschnittenem Speck. Die Hungernden sogen die appetitlichen Düfte mit sichtbarer Wollust; manche schienen es nicht mehr erwarten zu können, sich auf ihre Suppe stürzen und den ersten Löffel an die schmachtenden Lippen führen zu dürfen. So heiß aber auch ihre Gier war, als sie sich jetzt niedersetzten, war keiner unter ihnen, der vergaß, die Mütze abzunehmen und sein Kreuz zu schlagen.

„Ich verstehe doch nicht, daß Sie zu den Leuten so freundlich sein können," sagte Hans zu Edith, als eine kleine Pause in ihrer Arbeit eingetreten war.

„Ich denke, jeder von denen da hat daheim eine Mutter oder Frau, vielleicht auch eine Tochter, die für ihn bangt," gab sie einfach zurück. Dann rief sie ihre Pflicht von neuem.

Er aber verließ die Bahnhofshalle. Es war ihm nicht möglich, dieser Bewirtung länger zuzusehen. Es war jetzt überhaupt wieder viel des Gärenden in ihm, das ihn nicht zu einer inneren Ruhe und Befriedigung kommen ließ. Bis dahin hatte die Arbeit, die er von des Morgens früh bis zur späten Nacht an seinem Schreibtisch, in den Lazaretten oder in seiner Gemeinde verrichten mußte, jenes Sichbeschäftigen mit dem eignen Ich, jenes Sichversenken und Vergrübeln, das ihm von jeher gefährlich geworden war, in den Hintergrund gedrängt.

Nun aber, da der erste heiße Ansturm vorüber war und man überall anfing, sich in den gewohnten Lebensgang zu schicken, und seine Tätigkeit in der Gemeinde wie in den Krankenhäusern allmählich auf ein geringeres Maß beschränkt war, trat es mit neuer Stärke hervor. Er kam sich unnötig und überflüssig vor, quälte sich mit allerlei Zweifeln und gab eigentlich nur dem noch ein Recht, zu leben und zu handeln, der im offenen Felde seine Brust dem Feinde bot. Er wußte es selbst am besten, daß seine Auffassung nicht richtig und gesund war, daß auch die „Überflüssigen" dadrinnen eine wichtige Kulturarbeit zu verrichten hatten; es lag aber einmal in seiner Natur, das, was ihn innerlich bewegte, bis zu seinen letzten Grenzen und Folgerungen durchzudenken und durchzugrübeln.

„Das Neueste! Großer Sieg über die Franzosen!"

Er war aus seinen Gedanken, die ihn den ganzen Weg begleitet hatten, aufgescheucht und nahm das Blatt, das eine Verkäuferin ihm reichte.

„Großer Sieg über die Franzosen zwischen Metz und den Vogesen!" las er. „Acht französische Armeekorps von den deutschen Truppen unter dem Kronprinzen von Bayern in die Flucht geschlagen. Der

Feind erlitt schwere Verluste, 10000 Gefangene wurden gemacht und 150 Geschütze erbeutet."

Da schlug sein Herz hoch in Stolz und Freude. Alle Sorge, die ihn eben noch heimgesucht, alle Zweifel und Skrupel flogen davon wie die nächtigen Vögel, die das aufgehende Licht verscheucht. Ein Heldenvolk, sein deutsches Volk mit dem stählernen Muß, an dem alle Übermacht der Feinde zerbrach, das Hügel weichen und Berge fallen machte! Die Söhne dieses Volks mochten sterben, unterliegen konnten sie nicht!

Aber wieder das schmerzliche Sehnsuchtsgefühl: Wer da mitmachen, wer draußen stehen könnte, diesen Tapferen göttliche Kraft, den Verwundeten und Leidenden Trost und Aufmunterung zuzusprechen! Wer wenigstens in den Feldlazaretten mithelfen und mitlindern konnte! Ihm war das versagt, er mußte zu Hause bleiben, indes die andern — —.

Auf dem Rathause, an dem er gerade vorbeikam, wurde die Flagge gehißt, andre Häuser folgten; die Menschen, die ihm begegneten, waren in freudiger Erregung und sprachen lebhaft miteinander, überall wurde er ehrfurchtsvoll gegrüßt, viele redeten ihn an und gaben ihrer Genugtuung über diesen herrlichen Sieg Ausdruck. Frohe Hoffnung und guter Mut erfüllten die ganze Stadt.

Jetzt fingen auch die Glocken an zu läuten, eine nach der andern, bis sie alle zu einem vereint mit ehernem Mund ihr Lob- und Preislied anstimmten. „Sieg! Sieg! Sieg! Lieb Vaterland, magst ruhig sein ...!"

So trugen sie die große Botschaft durch die Lüfte, und die sie hörten, wurden still und falteten die Hände. Und die Mutlosgewordenen wurden wieder stark, und die Zagenden richteten

sich auf, und ein neuer Geist des Glaubens und des Hoffens wehte überall. Es war eine große, heilige Zeit.

Als Hans nach Hause kam, fand er auf seinem Schreibtisch einen Zettel liegen: „Der Oberbürgermeister läßt Herrn Pfarrer Warsow bitten, wenn es seine Zeit erlaubt, im Laufe des Nachmittags zu ihm auf das Rathaus zu kommen."

Dr. Stoltzmann empfing den Eintretenden aufgeräumt und guter Dinge. „Eine herrliche Sache, dieser Sieg des bayrischen Kronprinzen! Acht französische Armeekorps auf einen Schlag! Da müssen wir den Kopf hochheben, auch wenn es hier an unsrer Grenze etwas ernst aussieht. Überall kann es nicht zugleich gut sein, eins kommt nach dem andern. Verzeihen Sie einen Augenblick, der Fernrufer läßt einem jetzt keine Sekunde Ruhe. Ach, du bist es, Lisa! Also drei Offiziere, Bekannte von Senkstern, zum Abendbrot acht Uhr? Gut, ich werde pünktlich sein. Pfarrer Warsow und seine Schwester lade ich auch ein, er ist gerade bei mir; richte dich also ein. Guten Tag! ... Also Sie haben es gehört, heute abend bei uns zum kleinen Abendessen. Es trifft sich gut, da können wir gleich besprechen, was ich Ihnen hier sagen wollte. Nein, bitte, keine Ausrede! Sie vergraben sich gerade genug, und es ist wünschenswert, daß Sie einmal unter andre Menschen kommen."

Es war ein lustiger und anregender Abend. Die drei Offiziere, die bereits im Westen und im Feuer gewesen und jetzt mit ihrer Truppe nach dem Osten gerufen waren, gehörten einer Ersatzabteilung der Garde-Fußartillerie an. Überall zog man Verstärkungen an. Von den Schlachten, die sie mitgemacht, sprachen sie wie von einer flotten Übung. Einer von ihnen war an dem Sturm auf Lüttich

beteiligt gewesen, ein andrer hatte bei Lagarde und Luneville gefochten. Nun zogen sie voller Lust und Mut in den Osten, wenngleich sie meinten, sie wären lieber im Westen geblieben, weil es da doch kultivierter zuginge. Aber auch im Osten würde es schon werden; die Hauptsache wäre, daß man mal wieder ordentlich ins Feuer käme und den hündischen Russen heimleuchtete.

Frau Lisa hatte ein einfaches, aber gutes Mahl, ein „Kriegsmahl", wie sie es nannte, hergerichtet und der Bürgermeister seinen besten französischen Rotwein aus dem Keller geholt. Beide waren ausgezeichnete Wirte, die Übung hatte ihnen einen sicheren Blick für die Wünsche ihrer Gäste gegeben, und das Vergnügen, das sie selber an solchen Veranstaltungen empfanden, trug zur Erhöhung der warmen, aller Steifheit abgewandten Stimmung bei, die stets im Stoltzmannschen Hause herrschte.

Die jungen Offiziere fühlten sich mit jeder enteilenden Stunde wohler, sie waren entzückt von ihrer liebreizenden, temperamentvollen Wirtin, verließen den Gegenstand des Krieges bald ganz und huldigten ihr um die Wette. Auch auf Else fiel ein Teil dieser Huldigungen, Hans sah, wie ihr der frische, frohe Ton, der an der Tafel herrschte und in den sich ihr ernstes, nur an die Arbeit gewöhntes Wesen anfänglich nicht recht hatte finden können, allmählich Freude bereitete, wie sie einigemal so herzlich lachte, wie er sie eigentlich noch nie hatte lachen hören. Und das tat ihm wohl nach all dem Schweren, was sie bis jetzt in treuer Hingebung auf sich genommen.

Frau Lisa war ganz in ihrem Element, sie scherzte und stritt mit den jungen Kriegern im lustigen Wortgeplänkel und ließ sich mit der ihr innewohnenden Anmut den Hof machen. Sie

erzählte von ihrem Lazarett in der „Loge zum goldenen Schlüssel", und die drei Krieger gelobten, falls sie verwundet werden sollten, nirgend anders sich verpflegen zu lassen als in der „Loge zum goldenen Schlüssel" von Rodenburgs Frau Oberbürgermeisterin.

„Und nun nehmen Sie Ihren alten Platz und eine von Ihren Zigarren — hier die flache Kiste — und lassen Sie uns die Sache besprechen, die mir am Herzen liegt und deretwegen ich Sie heute zu mir bat."

Dr. Stoltzmann sagte es zu Hans, als sie nach dem Essen in sein behagliches Herrenzimmer getreten waren.

„Die Verwüstungen in unsrer nächsten Nachbarschaft sind nach den mir zugegangenen Berichten bereits so erheblicher Art, daß unsre Truppen schwer darunter leiden. Müde und zum Teil verwundet kommen sie von den Gefechten in Orte, die entweder von den Russen verbrannt oder von den flüchtig gewordenen Bewohnern verlassen sind. Da finden sie kaum Quartiere und vor allem keine oder unzureichende Verpflegung. Nun feiert gerade in diesen Tagen unser Rodenburger Infanterieregiment den Tag seines hundertjährigen Bestehens, Sie haben wohl den von mir und einigen andern Männern unsrer Stadt unterzeichneten Aufruf gelesen — ach ja, ganz richtig, Ihr Name befindet sich ja auch darunter —, in dem wir um Liebesgaben für dieses Fest bitten. Der Erfolg hat all meine Erwartungen übertroffen, es handelt sich nun darum, die Sachen mit einigen Autos an die Front oder, falls das nicht mehr angängig sein sollte, in die Quartiere unsrer Truppen zu befördern. Ich hatte mir vorgenommen, diesen Transport selbst zu begleiten und die Glückwünsche der Stadt zu überbringen, aber unaufschiebbare Amtsgeschäfte haben

mich von meinem Vorhaben abgebracht. Ich dachte deshalb an Sie."

Sein Vorschlag kam Hans ganz unerwartet, aber er versetzte ihn in die größte Freude. Ein angenehmerer konnte ihm gar nicht gemacht werden. Das war endlich einmal eine Aufgabe, nach der er sich gesehnt all diese Tage hindurch, endlich einmal eine Tätigkeit, wie sie ihm lag, wie sie ihm, dem innerlich Unbefriedigten, einige Befriedigung gewähren konnte! Und war sie auch nur von kurzer Dauer, so brachte sie ihn doch in unmittelbare Berührung mit den großen Ereignissen da draußen, führte ihn, wenn das Glück ihm hold war, an die Front des kämpfenden Heeres. Er konnte den Soldaten, für die sein Herz so warm schlug, nahe sein, konnte ihnen Freude und Liebe bringen!

„Ich danke Ihnen für dies Anerbieten, Herr Oberbürgermeister," erwiderte er, „und nehme es gern an. Wann, meinen Sie, könnte ich mich auf die Fahrt begeben?"

„So schnell wie möglich, am besten schon morgen, die Einkäufe sind erledigt, die Autos bestellt. Und das Verpacken der Sachen nimmt auch nur geringe Zeit in Anspruch."

„Dann richte ich mich für morgen mittag ein."

Von dem Nebenzimmer vernahm man die helle Stimme eines der Offiziere, der eine kleine Geschichte zum besten gab. Sie mußte sehr lustig sein, denn das Lachen wollte kein Ende nehmen.

„Die da drüben können sich vor Fröhlichkeit nicht lassen," sagte Dr. Stoltzmann, „und marschieren morgen vielleicht in den Tod. Aber es ist gut, daß sie der Sache so froh und mutig ins Antlitz sehen. Es entspricht dem preußischen Schneid und ist ein Erbe des alten Germanentums, dem ein ehrlicher Krieg ein Vergnügen war, wie eine Jagd."

Und dann, nach einer Pause: „Ohne Mühe und Strapazen wird Ihre Autofahrt nicht sein. Vielleicht auch nicht ohne Gefahr. Die Kosaken sind in kleineren Trupps weit vorgedrungen und schießen auf nichts so gern wie auf Autos. Aber ich weiß, daß Sie das nicht abschrecken wird."

Frau Lisa erschien an der Tür, die Offiziere, die morgen früh ausrücken mußten, wollten aufbrechen und sich von ihren Wirten verabschieden.

In dem behaglichen Wohnzimmer des Bärwalder Herrenhauses saß die Hutemach, an einem großen Strickstrumpf mit emsiger und rascher Hand arbeitend.

Es war still und leer um sie geworden. Der große Korbstuhl mit dem gestickten schwarzen Kissen darauf stand verwaist da; der alte Herr, der den ganzen Tag auf ihm saß, war in Berlin. Kein Besuch kam in das verlassene Haus, kein lebhaftes Gespräch wurde vernommen, kein festliches Mahl nach ostpreußischer Art mehr bereitet. Sie hörte keine Lobsprüche von Fritz über ihren Glumsekuchen, sie brauchte ihrem alten Herrn nicht den halben Tag Zeitungen vorzulesen oder ihn im Garten oder auf der Kreisstraße draußen spazierenzuführen. Gewiß, es war manchmal ein bißchen viel gewesen, ihr Pflichtenkreis war groß und hatte, wenn das Haus voller Besuch war, auf ihr gelastet. Aber jetzt war ihr etwas Schwereres beschieden: das Nichtstun in der Einsamkeit.

Für wen sollte sie ihre Hände rühren? Es war ja niemand da, der ihre Arbeit in Anspruch nahm, ihre Hilfe begehrte. Und sie war ihr ganzes Leben lang gewohnt gewesen, für andre zu schaffen. Von den Leuten hatten viele das Gut verlassen, die Furcht hatte sie vertrieben.

Sie hatte Furcht nie gekannt. Alle Furcht, so philosophierte sie, war im Grunde nur eine: Todesfurcht. Und sie liebte das Leben nicht genug, um vor dem Tode Furcht zu empfinden. Sie hatte ihre Aufgabe in dieser Welt zu erfüllen, hatte zu arbeiten und zu schaffen. Sollte es eines Tags nicht mehr sein — auch gut, dann packte sie ihren Strickstrumpf ein und ging. Darum war sie ohne jedes Bedenken in Bärwalde zurückgeblieben, als ihr alter Herr und von den Leuten einer nach dem andern davongingen.

Sie und der alte Borowski, der bereits seit 25 Jahren Inspektor auf Bärwalde war und in allen diesen Dingen genau so dachte wie sie selber. Der arbeitete mit seinen wenigen Getreuen da draußen so unverdrossen, als ob niemals ein russisches Heer über seine Äcker und Felder dahinstampfen, seine Saaten zertreten, seine Ernte verbrennen könnte, wie sie es in der ganzen Nachbarschaft getan.

Eigentlich war es ein Wunder, daß Bärwalde noch von einem Einbruch verschont geblieben. Aber es lag fern ab von der großen Landstraße, die an Pronitten und Reckenstein vorüberführte, und der große Deichgraben schnitt es von beiden Seiten ab. Darum hatten diese schon so schwer gelitten, während sie der Verwüstung nur von ferne zugeschaut hatten.

Zwei Tage waren es her, daß da drüben die Pronitter Kirche herunterbrannte, zu der sie so manches Mal in stiller Abendstunde hinübergeschaut hatte. Sie mochte gar nicht mehr auf die alte Hofveranda zwischen den beiden hohen Pappeln treten, die immer ihr Lieblingsplatz gewesen. Denn wo sonst der schmucke Kirchturm über Bäume und Wiesen zu ihr herübergrüßte, da war alles eben und leer, und nichts sah sie, als höchstens bei be-

sonders scharfer Beleuchtung die dunklen Linien einer gespenstigen Ruine. Nun würde die Reihe auch an sie kommen, sehr bald vielleicht, es war ein fortwährendes Hin und Her; hier drang der Feind vor, dort wurde er zurückgeschlagen, und uneinnehmbar war der Deichgraben trotz seiner stattlichen Breite nicht.

Sie hatte die beiden Flügel der großen Glastür, die auf den Garten hinausführte, weit geöffnet. Laut und vernehmlich klang der Donner der Kanonen zu ihr herüber; manchmal war er so heftig, daß die Fensterscheiben klirrten. Sie war das gewöhnt, es berührte sie nicht mehr. Sie schlief unter diesem Lärm ein und wachte mit ihm auf; als ginge er sie überhaupt nichts an, so ruhig und gleichgültig erfüllte sie die wenigen Pflichten, die ihr geblieben waren.

„Wohl geruht, Fräulein Hutemach?"

Borowski trat in die Stube. Er kam jedesmal genau zehn Minuten vor dem auf halb ein Uhr angesetzten Mittagessen und begrüßte sie ausnahmslos mit dieser Frage, auf die sie keine Antwort gab, weil sie längst vergessen, wie sie geschlafen, und er auch keine erwartete, weil er immer gut schlief und dies als selbstverständlich bei jedem Menschen annahm. Es war wie ein „Guten Tag" zwischen ihnen beiden, ein Mann der Worte oder gar der glatten Höflichkeiten war der Inspektor nicht.

„Bum ... bum ... bum ... bumbum!" klang es von draußen her.

„Sie ballern heut mal wieder nicht schlächt," sagte Borowski, von der Zeitung aufsehend, in die er sich eben vertieft hatte.

„Sie scheinen näherzurücken."

„Äh näh, wie wärde se dann? So weit lasse wir se nich kommä" — er sprach das e immer wie

ein ä oder wie ein a, während ihre Sprache fast gar keinen provinziellen Anstrich hatte, sie war zuviel in der Welt herum gewesen.

„Ich hatte heute von Herrn Rittmeister Nachricht. Er ist glücklich an die Front zurückgekommen, fühlt sich sehr wohl und läßt Sie herzlich grüßen."

„An schönen Dank. In Pronitten ist heut vormittag eine Patrouille seiner Kürassiere einjetroffe, ich sprach ihren Führer, einen schneidigen einjährig-freiwilligen Unteroffizier."

Er hatte das Seine gesagt, auch sie überließ sich wortlos ihrer Arbeit. Der Donner der Kanonen wurde schwächer und verstummte allmählich. Sie waren an sein wechselndes Spiel gewöhnt und kümmerten sich kaum noch darum. Eben wollten sie zu Tisch gehen, da öffnete sich die auf den Hausflur führende Tür — totenbleich, die Worte nur mühsam hervorpressend, stand Stine, das Stubenmädchen, auf der Schwelle: „Die Kosaken, die Kosaken!"

Weiter nichts. Schon bestätigte scharfes Pferdegetrappel die Kreisstraße hinunter die Richtigkeit ihrer Worte. Jetzt klapperten die Hufe über das Pflaster vor der Tür.

„Lege einige Gedecke mehr auf!" wies die Hutemach in ungetrübter Seelenruhe das Mädchen an. „Wenn sie sich danach benehmen, werde ich sie einladen, mit uns zu essen."

„Ich sätz' mich mit den Hunden nich an eihnen Tisch!" platzte Borowski, die Zeitung in den starken Händen zusammenballend, heraus. Sein Gesicht war blutrot, die Adern auf seiner Stirn dunkelblau angeschwollen, die Hutemach kannte diese plötzlichen Zornausbrüche bei dem scheinbar ruhigen Manne, sie wußte, daß man ihn dann durch keinen Widerspruch reizen durfte.

18*

„Und ich lauf' in den Keller!" schluchzte Stine.

„Du bleibst hier und bedienst!" Die Hutemach sagte es so bestimmt, daß das Mädchen kein Wort mehr wagte und sich auf den Hausflur zurückbegab, auf dem die Draußenmagd und einige Frauen, die in der Leuteküche beschäftigt waren, schreiend, händeringend zusammengelaufen waren.

„In die Küche, an eure Arbeit!" befahl die Hutemach, und wieder wagte niemand, ihr Gebot unbeachtet zu lassen.

Da — ein lautes Gepolter: zwei Reiter auf kleinen zähen Pferden waren die Stufen zum Hause emporgeklettert, machten einen Augenblick unschlüssig auf der Veranda halt und schickten sich nun an, in das Haus hineinzureiten. Aber schon stand die Hutemach an der Schwelle, und Borowski, der sie nicht allein der Gefahr aussetzen wollte, hatte sie begleitet.

„Meine Herren," wandte sie sich an die beiden Reiter, „es ist in Deutschland nicht Sitte, in ein Haus hineinzureiten, die Pferde gehören bei uns in den Stall, in denen ihnen sofort ein Platz eingeräumt werden wird."

Die beiden Offiziere sahen zuerst sie, dann einander an, stutzten, wechselten ein kurzes Wort, sprangen dann aber von den Pferden herunter.

„Sie seien die Madam von dieserr Chaus?" fragte der eine, und auf den Inspektor weisend: „Dies da das Cherrr?"

„Die Herrschaft dieses Gutes befindet sich auf Reisen."

„Ah ... weggefloche ... von uns!"

„Der Herr ist krank. Wir sind seine Vertreter. Sie sind uns willkommen in Bärwalde!"

„Oh wirr nich allein komme, wirr seien serr vill."

In demselben Augenblick sauste wie eine Windsbraut eine Schar von Reitern, von der Kreisstraße

abbiegend, auf den Hof zu. Einige schwangen sich von den Pferden und ließen sie frei von dannen laufen; sowie sie auf dem Boden standen, spähten sie vorsichtig, beinah ängstlich überall umher, dann taten sie einige Schritte, aber mit der größten Vorsicht, ja, der eine oder andre bückte sich und betastete die Erde, als wollte er sich vergewissern, daß der Boden nicht mit Minen oder mit irgendwelchen Fallen belegt war. Nachdem sie ihre Untersuchung beendet, gaben sie den andern ein Zeichen; darauf saßen die meisten von ihnen ab. Die Pferde stürzten sich auf die Felder, trampelten und rauften nieder, was sie fanden.

Voller Entsetzen sah es Borowski. Alle seine mühsame Arbeit, die Frucht so sauren Schweißes! Er wandte sich an die Offiziere; die verstanden nicht, was er sagte, und lachten über seinen stammelnden Zorn.

Jetzt gaben sie einigen ihrer Leute ein Zeichen. Die machten sich daran, die Telephonleitung zu zerstören, die hart an dem Gutshause mündete. Wieder stieg eine heiße Glutwelle in das Antlitz des einfachen Inspektors. Das mußte man mit ansehen! Er konnte nicht mehr an sich halten, er wollte sich auf die Frevler stürzen. Da sah er, wie die Hutemach bleichen Antlitzes, die Lippen fest aufeinanderpressend, dem Gebaren zuschaute und ihm kopfschüttelnd abwinkte. Sie hatte recht, die Übermacht war zu groß, man mußte auch dies dulden!

Die Hutemach bat die beiden Offiziere, die ihre Gäule gleichfalls die Treppe herunter auf die Weide geschickt hatten, in das Haus; plötzlich aber, hart an der Schwelle, wandte sie sich um, flog, ehe sie einer hindern konnte, die wenigen Stufen hinab, fort über den Hof auf eine Schar von Soldaten zu, die dicht vor der großen Scheune standen und

in deren Händen sie etwas Helles, Leuchtendes hatte aufblitzen sehen.

„Wenn Ihr auch nur einen Strohhalm hier auf dem Hofe anzündet," rief sie ihnen mit flammenden Worten, aber langsam und deutlich in ihrer Sprache zu, „dann bekommt Ihr nicht einen Bissen Essen, nicht einen Schluck zu trinken! Benehmt Ihr euch aber, wie es gesitteten Kriegern geziemt, dann sollt Ihr alle euer gutes Mittag haben: warme Suppe und Brot und Speck, und jeder einen Schnaps! Nun wählt, was Ihr wollt!"

Die Soldaten standen einen Augenblick starr, solche Sprache hatten sie noch nicht gehört. Einer von ihnen, ein baumlanger Kerl mit eckigem Kopf und häßlichem, von Sommersprossen besätem Gesicht, lachte höhnisch auf, hob den kleinen, bereits brennenden Zelluloidstreifen und wollte ihn in die Scheune schleudern.

In demselben Augenblick aber packte eine Faust mit hartem Griff seinen Arm und hielt ihn fest wie in eiserner Klammer, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Borowski, ohne jede Waffe, stand dem Schwerbewaffneten gegenüber und ließ die linke, freie Faust in sein Genick niedersausen, daß er fluchend zur Erde taumelte. Einige Soldaten wollten ihrem Kameraden zur Hilfe eilen, aber die andern hielten ihn zurück.

„Wir hungern ... hungern! Gebt uns zu essen und zu trinken!" pflanzte es sich im Chorus durch die Reihen der Soldaten.

Borowski ließ sein Opfer los, winkte dem Hofmeister, einem tüchtigen und furchtlosen Beamten, der sich sofort an seine Seite geschlagen, und gab ihm seine Anweisung. Brot und Schnaps waren bei der Hand, die Vorbereitung konnte beginnen. Die Soldaten griffen gierig nach dem Brot und

prügelten sich um den Schnaps. Die Gefahr war abgewendet, die Ruhe hergestellt.

Die beiden Offiziere hatten lachend dem energischen Tun des ältlichen Mädchens und des Inspektors zugesehen; vor allem freuten sie sich, wie vollendet die Hutemach die russische Sprache zu brauchen wußte. Keiner von ihnen wandte ihr gegenüber jetzt noch das Deutsche an, das ihnen beiden nicht leicht wurde.

Man war in das Speisezimmer getreten. Die Hutemach war jetzt ganz Dame des Hauses, sie nahm ihren gewohnten Platz vor der großen Terrine mit der duftenden Sauerampfersuppe, bat die beiden Offiziere zu ihrer Rechten und Linken, Borowski, der sich finsteren Antlitzes fügte, sich gegenüber, und fing in leichter Weise eine Unterhaltung mit ihren Gästen an, auf die diese mit sichtbarem Vergnügen eingingen. Das vorzüglich bereitete Essen mundete ihnen prachtvoll, vor allem waren sie von einer ostpreußischen Schüssel — Aal in Dill mit Keilchen — entzückt; von dem Wein aber behaupteten sie, daß sie einen so vorzüglichen in ihrem ganzen Leben noch nicht getrunken hätten. Und sie bewiesen es durch die Tat, denn die beiden Flaschen, die die Hutemach aufgestellt hatte, waren bald leer geworden, und sie mußte zwei neue kommen lassen, wollte sie die gute Laune ihrer Gäste nicht verderben.

„Serr chutes Wein, serr chut," zwinkerten sie zu dem Inspektor herüber, der, ohne eine Silbe zu sprechen, wie versteinert auf seinem Stuhle saß.

Immer behaglicher wurde die Stimmung der beiden Russen. Der eine war wohlbeleibt, mit aufgedunsenen Gesichtszügen und kleinem, stumpfem Mund, der andre hager, sehnig, mit muskulösem Gesicht und Augen, die in einer auffallend schmalen Lidspalte wie ein schwarzer Strich funkelten.

„Dies Kriech seien schrecklich ... wozu is das Kriech?" meinte er, als er sich wohlig in den geblümten Korbsessel des alten Herrn streckte und die Importe nahm, die die Hutemach ihm bot. Eigentlich hatte es Borowski tun sollen, aber er hatte sich geweigert, und diesmal hatte ihr Einfluß versagt.

„Jetzt werden wir einen Rundgang über den Hof machen," wandte sich der Wohlbeleibte in der Sprache seines Landes an die Hutemach, „und der Inspektor wird uns begleiten!"

Er schien der Ranghöhere zu sein, denn er führte das Wort und traf die Anordnungen, während der Hagere lässig folgte.

Draußen angelangt, winkten sie zuerst einem der Posten, die sie überall, vor sämtlichen Zugängen zum Gutshofe wie zu dem Hause, aufgestellt hatten. Dieser rief eine Abordnung von Soldaten herbei, dieselben, die Borowski eben bei der Zerstörung der Telephonleitung tätig gesehen und die wohl eine Art von Leibgarde bildeten. Nun kam auch ein junger Unteroffizier; er sprach Deutsch und diente als Dolmetscher, denn aus Borowski, obwohl er es gekonnt hätte, war nicht ein russisches Wort herauszubringen.

„Der Herr Porudzik wünscht die Ställe zu besichtigen," sagte der Unteroffizier in kurzem, befehlendem Ton zu dem Inspektor. Zuerst die Pferdeställe!"

Sie traten in den großen Stall der Arbeitspferde. Es war Mittagszeit, die Gespanne waren noch nicht aufs Feld gerückt; dennoch waren die Stände nur zur guten Hälfte gefüllt, die Ausmusterungskommission hatte viel in Bärwalde angekauft.

Der Wohlbeleibte überflog mit schnellem, sicherem Blick die Gespanne und winkte zweien seiner Leute; diese nahmen die einzelnen Pferde, zäumten sie auf und

führten sie ab, immer die besten. Schließlich blieben im ganzen Stall nur noch ein halbes Dutzend schwächlicher und abgetriebener Gäule zurück, die nur zur Aushilfe verwandt wurden. Borowski aber stand dabei und ballte die Hände und tat seinem redlichen ostpreußischen Blut alle Gewalt an, damit es nicht überwallte, wie vorhin, und viel größeres Unheil für ihn und das ganze Gut heraufbeschwor.

Der Wohlbeleibte winkte seinem Untergebenen und wechselte einige Worte mit ihm. Dieser trat zu dem Inspektor: „Der Herr Porudzik wünschen zu wissen, wo die Leute von diesem Stall sind, die Knechte, die Kutscher."

„Viele sind im Fäld, die basten."

„Und die andern?"

„Ich weiß es nicht."

„Man wird Euch zwingen, es zu wissen."

Wieder winkte der Wohlbeleibte, aber diesmal nicht dem Unteroffizier, sondern den andern Soldaten. Diese begannen sich im ganzen Stalle zu verteilen und alles auf das genaueste zu untersuchen: die Strohhaufen, die Futterkästen, die Nebenräume. Endlich: ein lautes, viehisches Gelächter, sie hatten zwei arme Kerle aufgespürt, die sich in einer dunklen Ecke ihres Schlafgelasses hinter einem Bündel Heu versteckt hatten. Mit Püffen und Schlägen schleppten sie die beiden, die am ganzen Körper zitterten, vor den Offizier. Der befahl ihre Abführung.

Da war es um Borowskis Mäßigung geschehen. „Raiber und Mörder!" zischte er hervor, laut genug, daß der Offizier ihn hörte.

„Was sagt er?" fragte er seinen Unteroffizier. Der übersetzte. Der Wohlbeleibte lachte.

„Soll ich ihn auch abführen lassen? Oder ihn mit meiner Nagaika peitschen?"

„Gib ihm einen sanften Hieb, dann laß ihn, jetzt brauchen wir ihn noch. Später stecken wir ihm seinen ganzen Kram über dem Kopfe an!"

Borowski hatte ihn wohl verstanden und sich gerüstet. In demselben Augenblick, als der Unteroffizier seine Nagaika ergriff, hob er den Arm und sah den andern an. Er tat nichts als ihn ansehen, aber in seinem Auge war ein so flammender Zorn, eine so zu allem entschlossene Bereitschaft, daß der Unteroffizier, als hätte er es nur auf einen Scherz angelegt, die Nagaika mit lächelnd drohender Gebärde sinken ließ.

Nun kam man in den Kutschstall. Zwei schöne Trakehner Rappen standen darin, sie waren die einzigen, die man der Gutsherrschaft gelassen. Das Reitpferd und zwei andre, die als Ersatz gebraucht oder als Einspänner vor die Droschke gespannt wurden, hatte man gleichfalls ausgemustert. Nur noch ein alter Fuchs war geblieben, der auf den Vorderfüßen völlig steif und dazu Krippensetzer war, das Reitpferd des anspruchslosen Inspektors. An ihm fanden sie keinen Gefallen.

Aber die beiden Trakehner! Ein Schmunzeln lief über das feiste Gesicht des ersten Offiziers. Das waren Pferde! Das unverfälschte Ostpreußen! „Wir werden erst eine kleine Spazierfahrt mit ihnen machen und sie dann mitnehmen!" sagte er zu dem Hageren, der zustimmend nickte.

Schließlich begab man sich noch in die Viehställe; sie waren leer, da die Kühe auf der Weide waren. Aber zwei prachtvolle Bullen band man los und führte sie ab. —

„Und wer bezahlt uns das alles? — Die Bullen und die Färde? Ihr könnt doch nich alles rauben und stählen!" rief Borowski, jetzt die Stimme nicht mehr dämmend, in heißer Wut.

„Es wird Euch alles bezahlt werden, Väterchen!“ gab der dolmetschende Unteroffizier höhnisch zurück.

„Aber wann?“

„Wenn wir erst in Berlin sind und die große Kriegssumme von Eurem Kaiser eingestrichen haben, so lange müßt Ihr euch schon gedulden! — Und nun marsch!“

Die beiden Offiziere kehrten ins Haus zurück. Die Hutemach hatte den Kaffee fertig, sie sprachen ihm und den Likören, die sie sich reichen ließen, eifrig zu und verzehrten mit neugewonnenem Appetit einen Berg von Glumsekuchen und Stritzeln. Dann trat der Wohlbeleibte zu der Hutemach: „Wir werden jetzt eine Rundfahrt machen, um uns Ihre Wirtschaft anzusehen. Die beiden Trakehner Rappen sollen vor einen guten offenen Wagen gespannt werden. Ihr Inspektor soll uns begleiten. Dicht hinter unserm Kutschwagen fährt ein andrer mit meinen Leuten.“

Er öffnete die Tür, führte eine kleine Pfeife an die Lippen und ließ einen gellenden Pfiff ertönen. Ein Soldat eilte herbei, dem er seine Anordnungen gab.

Die Hutemach aber begab sich zu Borowski, der diesmal nicht mit in das Wohnzimmer gekommen war, sondern sich in seine kleine, jenseit der Küche gelegene Stube begeben hatte.

„Machen Sie gute Miene zum bösen Spiel, Borowski!“ sagte sie zu ihm, nachdem sie ihm den Wunsch der Russen mitgeteilt hatte.

„Ja — gute Miene zum beesen Spiel!“

Er murmelte es mit so eigentümlicher Betonung in seinen struppigen Schnurrbart hinein. Ein Ausdruck, wie sie ihn noch nie bemerkt, all die zehn Jahre hindurch, die sie mit ihm zusammen arbeitete, brütete auf seinem sonst so offenen Gesicht. Sie

erkannte ihn nicht wieder. Was mußte man diesem ruhigen, friedlichen Manne angetan haben!

„Die Hunde, die verfluchten!“ rang es sich plötzlich in elementarem Ausbruch aus seinem Inneren, alles haben sie uns genommen!“

Sie faßte ihn erschreckt am Arm. „Um Gottes willen nicht so laut, Borowski! Sie könnten uns hören. Und sie lassen nicht mit sich spaßen.“

Aber der ausgebrochene Grimm ließ sich nicht mehr mäßigen. „Alles, unsre Färd', die beiden Prachtbullen, den eihnen, den ich erst vor zwei Monaten aus Szittkehmen kaufte, und den andern, den zweijährigen Friesen! Jetzt soll ich se auf die Weide fahren, daß sie alles Vieh dort stählen; nachher nähm' se die beiden Trakehner und stacken uns zu guter Letzt den ganzen Hof über dem Kopfe an. Sie haben's gesagt, ich hab' es wohl verstanden. Du Himmel, gibt es denn keine Gerächtigkeit und keinen Chott mehr?!“

Draußen kam der Wagen vor. Als führe er seinen Herrn in gewohnter Weise spazieren, so ruhig und gerade saß der alte Schikorr auf dem Kutschersitz.

Zwei Soldaten traten zu ihm heran und ließen ihn aufstehen. Nun untersuchten sie seinen Sitz, außen und innen, den Tambour, die Tasche in ihm, schließlich ihn selber, alles auf das genaueste. Er stand und lächelte.

„Nichts gefunden!“ meldeten sie.

Jetzt kam der Inspektor aus dem Hause; auch er wurde auf dieselbe Weise untersucht und erhielt darauf die Weisung, sich nach vorn neben den Kutscher zu setzen.

Die beiden Offiziere gaben einigen Ordonnanzen ihre Befehle, erkundigten sich, ob die Leute gut verpflegt würden, ordneten eine neue Postenverteilung an und stiegen dann, bis an die Zähne be-

waffnet, in den Wagen. Der verließ in einem Trab, wie ihn Schikorr in seinem ganzen Leben noch nicht gefahren war, durch das große Tor den Hof. Unmittelbar hinter ihm folgte ein zweiter, ein einfacher Kastenwagen mit Strohgesäßen; sechs Soldaten, ebenfalls in voller Waffenausrüstung, hatten auf ihm Platz genommen, der Unteroffizier, der vorhin als Dolmetscher gedient, führte die Zügel.

Die beiden mußten vom Lande sein. Sie besichtigten alles mit solcher Anteilnahme, erkundigten sich nach Saatenstand, Ertragsfähigkeit, Viehbestand, machten Anmerkungen oder taten Fragen, die ihre genaue Kenntnis landwirtschaftlicher Dinge bewiesen.

„Ein schönes Land, euer Ostpreußen! Serrr schön!" meinte der Hagere voller Bewunderung und doch mit einer leisen Wehmut in der Stimme.

„Warum verwüstet und verbrennt ihr es dann?!" grollte Borowski hervor.

Die Worte „verwüsten" und „verbrennen" verstanden sie. „Kriegh, chatt sich auch sein Chutes ... muß sein!" erwiderte der Wohlbeleibte, der an seinem Handwerk mehr Gefallen zu finden schien als der andre. Jetzt gaben sie Befehl, auf eine Wiese zu fahren, auf der die Bärwalder Kuhherde von einem alten Hirten geweidet wurde.

Mit Kennerblick betrachtete der Wohlbeleibte Stück für Stück, dann sonderte er die besten von ihnen aus. Borowski sah es mit schwerem Herzeleid. Der nachfolgende Wagen erhielt Befehl, das ausgewählte Vieh teils angebunden, teils durch den Hirten unter scharfer Bewachung forttreiben zu lassen.

Damit war ihre Arbeit getan. Nun wollten sie ein wenig weiter durch das Gelände fahren. Der Unteroffizier trat heran und fragte, ob sie ihn mit-

zunehmen gedächten; aber sie winkten ab, es war kein Platz mehr auf dem Wagen, und seiner Dolmetscherdienste bedurften sie jetzt nicht.

Der Wagen rollte die Kreisstraße entlang. Pronitten tauchte auf, die Mauerskelette der niedergebrannten Kirche wurden sichtbar. Borowski hatte es absichtlich so eingerichtet, er wollte ihnen die Lektion nicht ersparen, aber der Anblick ließ sie völlig kalt. „Kriegh ... muß sein ... chat sich auch sein Chutes!" sagte der Dicke gewiß wieder in seinem Inneren.

Schikorr machte Miene, in die Stadt hineinzufahren, so hatte ihn der Inspektor geheißen. Der hatte seinen Plan. In Pronitten war nach dem Abzug der Russen eine deutsche Besatzung eingekehrt, die ...

Aber die da hinten durchschauten seine List. „Retour!" kommandierte der Hagere, scharf und schrill.

Borowski fragte, ob man nach Hause fahren sollte, oder ob die Herren andre Wünsche hätten.

Nach Hause wollten sie, aber auf einem andern Wege! Sie wünschten etwas von den Forsten zu sehen. Ob man nicht durch den Wald fahren könnte?

Gewiß könnte man durch den Wald fahren.

Welchen Weg?

Der Inspektor antwortete nicht, er wechselte einige leise, schnelle Worte mit dem alten Schikorr; der nickte mit dem Kopfe, trieb die Pferde an, fort sauste der Wagen die Kreisstraße herunter.

Die Bärwalder Forst grenzte auf der einen Seite unmittelbar an die königliche, auf der andern an die Reckensteiner Wälder, so gab es ein unabsehbares Waldgebiet, das, ein mächtiger Kranz, den Horizont säumte.

Man hatte die Kreisstraße verlassen und war in einen sandigen Landweg eingebogen. Die Fahrt ging jetzt langsamer, die Räder arbeiteten sich nur mühsam fort und knirschten in dem tiefen Sand, der sich in den Speichen bewegte und langsam herabfiel. Wie eine dichte schwarze Mauer starrte zu ihrer Rechten der Wald.

Der Wind, der sich schon den ganzen Tag geregt, war stärker geworden, ein Heer von Wolken zog sich am Himmel zusammen, blieb eine kurze Weile fest zusammengeballt in drohender Haltung, teilte sich dann und schwärmte nach verschiedenen Richtungen auseinander. Ein Rabe strich mit langsamem, schwerem Flug über Weg und Wagen fort und verlor sich, heiser krächzend, in dem Kranz der dunklen Bäume.

Eine kurze Strecke noch ging es in dem sandigen Wege fort, dann bog Schikorr auf einen Wink des Inspektors ab und fuhr, zwischen zwei mächtigen Tannenreihen hindurch, in den Wald hinein.

Hier war es ganz stille, eine Zeitlang hörte man nichts als das Schnaufen und Stampfen der Pferde, das leise Ächzen der Wagenachse; als man tiefer in das Holz hineinfuhr, drang dann und wann das Knacken eines Zweiges oder das Gurren der wilden Taube an das Ohr.

Der Weg wurde schlechter, schließlich hörte er überhaupt auf, Weg zu sein, und verlor sich in ein finsteres Labyrinth, durch das Kiefern mit ungeheuerlich verkrümmten Ästen rauschten. In ihren Wipfeln wühlte der Wind, ließ nach, schwoll an und brauste wie ein lauter Schmerzenston durch die Einöde. Um die Füße der Bäume brauten dichte Nebel, ein feuchter, mooriger Duft, wie von nahen Sümpfen steigend, erfüllte die Luft, das Farnkraut, das bis dahin den Waldboden bedeckt

hatte, wurde durch ein Netz von Wasserpflanzen abgelöst.

Schwer und unwillig gingen die Pferde vorwärts; ihre Füße begannen bereits in schwankenden Grund zu treten.

Borowski tauschte einen kurzen Blick mit dem Kutscher. Hier rechts ab, von einem dichten Föhrenkranz verborgen, lag inmitten morastiger Sümpfe der kleine Bärensee.

Rechts ab bog der Wagen.

Die beiden da hinten waren in die Betrachtung der großartigen Forsten, die hier beinah einem Urwald glichen, versunken. Sie führten ein eifriges Gespräch über Abholzung und Wildstand, als betrachteten sie dies alles schon als ihr künftiges Eigentum, über das sie ihre Pläne machten.

Die Trakehner wollten nicht weiter. Ein scharfer Peitschenhieb, so unbarmherzig, wie der Alte ihn noch nie geführt, sauste auf sie hernieder. Sie waren solche Behandlung nicht gewöhnt, sie bäumten sich empor, fielen zurück, traten mit allen vieren in Morast und blieben, am ganzen Leibe zitternd, stehen.

Da hob sich der Wohlbeleibte hinten von seinem Sitz. Die pralle Hand dem Inspektor fest auf die Schulter legend und mit den tückischen, grauen Augen zwinkernd, sagte er in vollkommener, beinah scherzender Ruhe: „Fahrt Ihr in das Sumpf da, chänge wirr Ihne auf."

„Dann schießt mich lieber tot!" gab der Inspektor zurück.

„Wirr chänge Ihne auf ... an das nächste Baum da ... mit dieses Strrick," und er zeigte auf einen großen Strick, den er aus der Tasche seines Mantels zog.

„Nun, dann auch das!" rief der Inspektor laut

lachend, als ginge er auf einen Scherz ein, und gab dem Kutscher das Zeichen.

Hoch stiegen die Pferde. Nach rechts riß sie der Arm des Alten, der noch stählerne Kraft besaß. „Hier!" rief er ihnen zu — in demselben Augenblick aber taumelte er nach vorn, hart und prall schlug der leblose Körper auf den Tambour auf, glitt bei der scharfen Biegung, die der Wagen nach rechts machte, seitwärts auf den Boden und blieb in dem unteren Geäst einer verkrüppelten Kiefer hängen. Ein Schuß in den Hinterkopf hatte ihn getroffen.

Die Pferde, von der straffen Hand so plötzlich befreit, blieben eine Sekunde mit weitaufgeblasenen Nüstern, fliegend an jedem Glied ihres Leibes, stehen. Dann aber schickten sie sich an, mit dem Wagen fortzurasen, gleichviel wohin.

Doch schon fühlten sie aufs neue die Faust, eiserner und fester, als sie sie bisher gekannt. Der Hagere hatte die herabgefallenen Zügel ergriffen, er brauchte dazu nur eine Hand, denn auf Pferde verstand er sich, er war gewissermaßen auf ihnen geboren und mit ihnen verwachsen. Mit der andern wollte er dem Kameraden den Strick reichen, damit sie das angedrohte Urteil an dem Inspektor gleich an dem nächsten Baum vollziehen konnten.

Aber bevor er den Strick vom Boden des Wagens genommen, hatte sich Borowski mit einem gewaltsamen Ruck von dem Arm befreit, mit dem ihn der Wohlbeleibte von hinten umklammerte, war mit schnellem Satz vom Wagen gesprungen, hatte eine leidlich feste Stelle des ihm wohlbekannten Geländes erreicht und war, rückwärts sich tastend, in der dichten Waldung verschwunden.

Ein paar Schüsse krachten hinter ihm her. Sie erreichten ihn nicht. Aber die schon auf das äußerste

erregten Rappen, durch den jähen Knall erschreckt, machten einen gewaltigen Sprung vorwärts und zogen den Wagen tiefer in das sumpfige Gelände, das hier, hart am See, undurchdringlich war.

„Wollen wir den Hund verfolgen?“ fragte der Wohlbeleibte, dem das Furchtbare der eignen Lage noch gar nicht aufgegangen war.

„Wir wollen Gott danken, wenn wir aus diesem Hexenkessel noch einmal herausgeraten, leicht wird es nicht sein.“

Er zog die Zügel scharf an sich, er wollte den Wagen rückwärts bekommen — der rührte sich nicht von der Stelle. Die Rappen standen, als wären sie festgeleimt an die Erde, er schnalzte mit der Zunge, er sprach auf sie ein, er nahm die Zügel straffer, gab wieder Luft, er hob die Peitsche und ließ sie in sausendem Hieb über ihren Rücken fallen. Mit aller Kraft arbeiteten die in Schaum gebadeten Tiere, rissen, zerrten an den Zügeln, kauten, bissen sich fest in die Kandare, daß der weiße Gischt in großen, dichten Flocken umherflog. Aber mit unentrinnbaren Angeln hielt sie der fürchterliche Boden.

Ein neuer Peitschenhieb, wuchtig und blutige Striemen reißend — endlich, ein Fuß machte sich frei — nur um so tiefer sank der andre — nichts zu machen, alles verzweifelte Strampeln und Stampfen der armen, zitternden Gäule umsonst, umsonst alle Hilfe, die der Lenker zu geben suchte. Unbeweglich stand der Wagen, als hielten ihn höllische Hände, die sich aus der Tiefe streckten.

Das Brausen da oben in den Föhren schwoll und klang durch die Stille wie gequältes Seufzen eines Sterbenden, die Schatten der sinkenden Sonne glitten durch das Unterholz wie langsam schreitende Gespenster, über den Gipfeln der Bäume jagten die vom Sturm gehetzten Wolken.

Höher griffen die Hände aus der Tiefe, wurden zu Krallen, reckten sich nach ihren Opfern, hielten sie unentreißbar.

Langsam sank der Wagen, immer noch arbeiteten mit letzter, verzweifelter Kraft die Trakehner, immer noch suchte ihr Lenker sie zu halten.

„Wir versaufen, beim lebendigen Gott!“ sagte er zu seinem Kameraden.

Der saß still, sprach keine Silbe, von der niedrigen Stirn herab perlte der Angstschweiß in dichten Strähnen über das feiste Angesicht.

„Nun meinetwegen — so oder so — dieser verfluchte Krieg!“ sagte wieder der Hagere. Ein wunderbarer Gleichmut angesichts des nahen Todes sprach aus seinen Worten. „Einmal muß es ja doch sein!“

Da durchdrang ein Laut die Luft, so gellend und erschütternd, daß der ganze Wald von ihm zu erzittern schien, daß die Waldvögel entsetzt aus Zweigen und Nestern emporscheuchten, daß selbst das gewaltige Rauschen in den Föhren vor ihm verstummte. Der eine der beiden Rappen schrie, der andre fiel ein, beide schrien sie nun in ihrer Todesangst durch den Wald. Es gibt nichts Fürchterlicheres als den Schrei des Pferdes in der Angst des Sterbens; wer ihn einmal gehört, vergißt ihn nie wieder. Er brachte den Hageren aus seinem Gleichmut, daß ein Frösteln über seinen Körper lief und er den Mantelkragen dicht an die Ohren hielt, als wollte er sich taub machen gegen diese entsetzlichen Schreie. Und es schüttelte den andern wie ein Fieber, daß er alle Besinnung verlor und, obwohl sein Kamerad ihn noch zu halten suchte, mit einem verzweifelten Satz aus dem Wagen sprang.

Aber da geriet er sofort in die ausgestreckten

19*

Krallen, die ihn festhielten und nicht mehr ließen. Und wenn er glaubte, ihnen auch nur um eines Schrittes Breite entrinnen zu können, und mit unsäglicher Mühe einen Fuß aus dem klammernden Boden hob, gleich hatten sie ihn wieder und zerrten ihn unerbittlich tiefer. Bis er schreiend versank. Einmal noch gurgelte die schwarze Masse über ihn empor und schloß sich dann für immer.

Eine kurze Weile nur hatte der Hagere seinem verzweifelten Ringen zugesehen, dann nahm er die Pistole von der Seite, prüfte, spannte, zielte. „Es ist alles gleich ... so oder so."

Ein Knall, dumpf und gedämpft durch die dichten Waldeswände. Auf flogen die letzten Vögel aus den Bäumen, wild stöhnten die Föhren, mit brausenden Fittichen zog der Sturm über die Wipfel.

Borowski hatte vermöge seiner Kenntnis des Bodens bald das Trockene erreicht und sich durch dichtes Gestrüpp, das ihm die Kleider zerriß und die Hände verwundete, auf die Fährte zurückgerettet, die der Wagen in den Wald genommen hatte. Er befand sich in unmittelbarer Nähe der unseligen Todesstätte, aber er war ohne Sorge, die beiden waren ihrem Schicksal verfallen, und kein Gott konnte sie retten. War es drum, ihn berührte es nicht. Sie hatten den Tod verdient — mochte er sie holen! Und der Teufel dazu.

Da drang der gellende Schrei an sein Ohr, er wußte: nur ein Pferd in seiner Todesnot konnte so schreien. Er hatte die stumme Kreatur geliebt sein Leben lang, sie war ihm näher getreten als die Menschen; besonders diese beiden Pferde, die er einmal als halbjährige Fohlen gekauft und selber großgezogen, waren ihm ans Herz gewachsen. Er

konnte ihr Schreien nicht ertragen, fort trieb es ihn aus dem Dickicht des Waldes heraus, auf den sandigen Landweg, den er eben erst mit diesen Rappen und dem alten Schikorr gefahren. Der lag nun auch, ein Opfer der Russen, tot unter der alten Kiefer. Aber sein Sterben war nicht zwecklos gewesen, in der Erfüllung seines Berufs hatte er sein Leben wie ein Held gegeben. Er hätte ihn gern geborgen. Aber noch durfte er nicht zurückkehren, er hatte Wichtigeres zu tun.

Er hatte seinen Plan nicht unüberlegt gemacht. Die Besatzung in Pronitten war zwar nur klein, eine Abteilung tapferer Landwehrmänner unter Führung eines Feldwebelleutnants, dazu die heute eingerittene Kürassierpatrouille.

Gewiß, sie zählte nur fünfundzwanzig Mann und mußte sich verborgen halten, bis sie die täglich erwartete Verstärkung erhielt. Jetzt aber, wo die Horde, die in Bärwalde eingefallen, der Führer beraubt war, wo sie, ahnungslos über das, was eben in den Waldsümpfen des Bärensees vor sich gegangen, der Sicherheit und Ruhe auf den Gutshöfen sich hingab, jetzt wäre ein plötzlicher Überfall ein gewagtes, aber doch nicht aussichtsloses Spiel. Hier galt es, ein Eisernes Kreuz sich zu verdienen, und auf das war der Feldwebelleutnant sicher nicht minder erpicht als der schneidige einjährig-freiwillige Unteroffizier von den Kürassieren.

So schnell seine Füße ihn trugen, eilte Borowski auf Pronitten zu. Er hatte Glück, ein Wagen holte ihn ein, er war mit einem großen roten Kreuz versehen und gehörte Doktor Robinson, der gerade von einem Krankenbesuch heimkehrte. Der nahm ihn auf, und er erzählte mit fliegendem Atem, was sich eben in den Sümpfen des Bärensees ereignet, was er jetzt vorhatte. Da peitschte der Arzt, der

die Zügel selber führte, auf seinen kräftigen Braunen ein, daß der gar nicht wußte, was ihm geschah, und in einem gesprengten Galopp, mit der er seiner Empörung Ausdruck geben wollte, das leichte Gefährt der Stadt zuführte.

In Bärwalde herrschte frohes Leben. Mitten auf dem Hofe war ein buntes Lager gemacht, die Kosaken vergnügten sich bei Speise und Trank, das ihnen beides reichlich aus der Gutsküche verabreicht werden mußte. Einige wenige unter ihnen, die auf Ordnung hielten, brachten ihre Röcke und Hosen in Ordnung, die von den letzten Ritten und Gefechten stark mitgenommen waren, die meisten aber vergnügten sich auf bessere Weise. Zwei von ihnen holten eine Fiedel heraus und begannen zu spielen. Die andern sangen, tanzten und lärmten dazu.

Das war ein Leben hier auf dem schönen Gute, just wie sie es sich wünschten! Da wußte man doch, wozu man Krieg führte! Und wenn sie morgen abzogen, so würde es keiner ohne gute Beute tun. Zwar sollten sie nicht stehlen und rauben! Aber der Dicke drückte schon ein Auge zu, er nahm ja selber, was er bekommen konnte, und dem Podporudzik war alles gleich.

Die Fiedel ging, der Chorus wurde lauter, der Tanz wilder. Um sie herum grasten und fraßen die ausgehungerten Pferde, denen es hier geradeso wohl war wie ihren Reitern. Die Hutemach sah das alles mit blutendem Herzen, doch sie ließ Leute und Pferde gewähren.

Mit einem Male aber ging etwas Wunderbares mit den ausgelassenen Scharen vor: die Fiedel stockte, der Gesang brach jäh ab, mitten im Worte. Die Tanzenden standen wie Bildsäulen — von allen Seiten waren die Posten herangestürzt, hatten

ihre Meldung gemacht und waren wieder davongeeilt.

Zuerst grenzenlose Bestürzung der führerlosen Schar, dann Kommandos, die schrill, laut, eins das andre überschreiend, durch die Luft schwirrten und die Verwirrung nur noch größer machten. Man griff zu den Waffen, die viele bei Spiel und Tanz abgelegt, raste auf die Pferde zu, die sich schnell und willig fangen ließen, gruppierte sich, suchte Deckung und machte sich schußbereit, so gut es in der rasenden Eile ging.

Aber schon brauste dort von Pronitten, quer über die Felder herüber, die Schar der Feinde heran. Wie groß ihre Zahl war, ob es viele oder wenige waren, niemand wußte es zu sagen. Sie sahen nur die weitausholenden Pferde, die über Gräben und Zäune dahinjagten, sie wußten nur, daß sie in unerhörter Weise überrumpelt wurden. Und kein Führer bei ihnen, weder der Porudzik noch der Podporudzik — der nie große Mut sank ihnen vollends. Allein der Unteroffizier, der vorhin bei der Besichtigung als Dolmetscher gedient und jetzt geistesgegenwärtig das Kommando ergriffen hatte, zeigte sich tapfer. „Anlegen! Näherkommen lassen! Feuer!" kommandierte er.

Aber sein Befehl wurde nur schwach ausgeführt, die meisten konnten, andre wollten ihm nicht nachkommen. Wie ein Kinderspiel oder wie ein Theaterfeuerwerk war die Salve anzusehen, die der vorstürmenden Kürassierpatrouille der Deutschen entgegenkrachte. Unberührt ritt diese durch sie hindurch. An ihrer Spitze ein junger, blonder hochgewachsener Jüngling mit dem ersten Flaum um die weichen, roten Lippen.

„Euer Porudzik und euer Podporudzik sind in unsern Händen!" rief er, furchtlos auf den feind-

ischen Führer zusprengend. „Hinter uns kommt ein ganzes Regiment. Ergebt euch! Sonst schießen wir euch mitsamt dem Hof in Grund und Boden!"

„Glaubt ihm nicht! Gebt Feuer!" kommandierte noch einmal der Unteroffizier.

Aber niemand tat nach seinem Gebot. „Seht, da kommen sie ... ein ganzes Regiment!" riefen sie in wirrem Durcheinander, auf die riesige Staubwolke weisend, die, von der kleinen anziehenden Pronitter Landsturmbesatzung mit listiger Absicht auf dem trockenen Sturzacker erzeugt wurde. „Was wollen wir uns hinmorden lassen? Wir ergeben uns!"

„Wir ergeben uns!" pflanzte es sich von Mund zu Mund, tönte es dann in einstimmigem Chor.

Der junge Patrouillenführer verstand von der russischen Sprache sehr wenig. So hatte er nur das Kommando gehört, das der feindliche Unteroffizier gegeben, und den entsprechenden Gegenbefehl an seine kleine Schar erteilt.

Da, als er sich eben anschickte, in den großen Feindeshaufen hineinzureiten, sah er zu seiner Verwunderung, wie die Leute blitzschnell von den Pferden glitten, die Hände hochhoben und um Erbarmen flehten. Ein stolzes und zugleich glückseliges Lächeln spielte um seinen hübschen Mund, sein kühner Angriff war glänzend gelungen; mit Leichtigkeit hatte er die ganze, zehnmal überlegene Gesellschaft zu seinen Gefangenen gemacht.

Inzwischen kam auch der Feldwebelleutnant mit seinem braven Landsturmhäuflein im stärksten Eilmarsch heran.

„Die Schlacht ist gewonnen!" rief jener, ihm entgegenreitend, und übergab ihm einen großen Teil der entwaffneten Kosaken, während seine Leute die übrigen in Gewahrsam nahmen.

Die Nacht war gekommen. Der Mond, der in

diesen wenigen Tagen so viel auf der kampfdurchbebten Erde gesehen, wie sonst in Jahrzehnten nicht, arbeitete sich mit sichtbarer Mühe aus einem Gebirge von Wolken hervor und ließ die blutigrote Scheibe auf die stillgewordene Erde leuchten. Die Gefangenen waren abgeführt, die erbeuteten Waffen und Gewehre geborgen und die herrenlos gewordenen Pferde teils mitgenommen, teils in den Bärwalder Stallungen untergebracht.

In dem behaglichen Wohnzimmer war eine kleine Gesellschaft zusammen und feierte den schönen Sieg und die Befreiung Bärwaldes bei einer Flasche desselben Rotweins, der eben den beiden russischen Offizieren so gut gemundet. Wo waren die jetzt? — —

Auf dem Sofa hatte die Hutemach Platz genommen, ihr zur Seite der Feldwebelleutnant, der vom Eisernen Kreuz träumte, auf dem geblümten Korbsessel des alten Herrn hatte es sich der junge Unteroffizier bequem gemacht, um dessen knabenhaften Mund immer noch das siegende Lächeln spielte; abseits auf einem einfachen Rohrstuhl saß Borowski.

Man feierte ihn als den Helden dieses Tages, und manches Mal hob einer der beiden Krieger das Glas, um auf sein Wohl zu trinken.

Er aber saß ganz still und ganz in sich versunken. Schwer war der Erfolg dieses Tages erkämpft. Zwar sein Vieh, das sie ihm geraubt, hatte er alles zurückgewonnen. Aber der alte brave Schikorr, nach dem er morgen in der Frühe mit Wagen und Leuten ausfahren wollte, seinen Leichnam zu bergen! ... Und dann die beiden herrlichen Trakehner! Immer, wenn die andern um ihn her sich unterhielten, hörte er ihr Schreien ... Es gellte ihm in die Ohren, es zerrte an seinen sonst so starken Nerven, es ließ ihn zu keiner reinen Freude kommen.

„Sie sollten dies Gut verlassen!“ sagte der Feldwebelleutnant zu seiner Nachbarin. „Einmal kann man auf solche Weise mit dem Gesindel aufräumen, aber es kehrt immer zurück. Es ist wie ein Betrunkener, der zur Hintertür wieder hineinstolpert, wenn man ihn eben zur Vordertür herausgeworfen.“ Er schien an seinem Vergleich Freude zu empfinden, selbstbewußt strich er den forschen, flachsblonden Bart und hob die Brauen, als schmiedete er Pläne zu neuen Taten.

„Würden Sie jetzt hier so behaglich sitzen und so guten Rotwein trinken, wenn ich davongelaufen wäre und alles für die Russen offengehalten hätte?“ gab die Hutemach mit ihrem feinen Lächeln zurück.

„Gewiß, für uns, für das Land und die ganze Kultur ist es besser, wenn die Leute mutig bleiben. Aber ich meine: ist man einmal so gut mit der Bande fortgekommen wie Sie heute, dann ist es ein eigen Ding, es ein zweites Mal zu wagen. Es ist eine Art von Versuchung.“

„Meine Mutter ist auch auf unserm Gute geblieben, und es liegt der russischen Grenze noch näher,“ sagte der blonde Kürassier. „Als ich sie jetzt bat, zu fliehen, da schrieb sie mir: ‚Wenn mein Sohn draußen kämpft, kann ich es drinnen tun. Einen Tod kann ich nur sterben. Und er kommt gewiß nur, wenn seine Stunde da ist. Dann aber will ich ihn lieber in meiner Heimat als in der Fremde erwarten.‘“

„Auf Ihre Frau Mutter, Herr Unteroffizier!“ Und die Hutemach hob ihr Glas gegen den jungen Krieger.

„Denken die Ostpreußen alle so?“ fragte der Feldwebelleutnant. „Ich bin in diesem Lande fremd, meine Wiege stand im mittleren Deutschland, später lebte ich in Berlin, aber ich muß sagen: es ist ein zähes und tapferes Volk.“

„Sagen Sie: es liebt seine Heimat, das ist alles!"

Es war spät geworden. Die beiden schwangen sich auf ihre Pferde, die schon eine ganze Weile draußen, auf dem Pflaster scharrend, gewartet, und ritten in scharfem Trab die Kreisstraße hinunter nach Pronitten zu.

Die Hutemach und der Inspektor saßen noch eine kurze Weile zusammen. Sie wagte ihn nicht mehr nach irgend etwas zu fragen, und er blieb stumm und in sich gekehrt.

„Hoffentlich werden Sie eine gute Nacht nach dem bösen Tage haben," meinte sie, als er sich verabschiedete. —

Er zuckte die Achseln. „Ich kann de Färd' nich' vergässe, ich bin alt und grau geworden auf dem Land, aber ich hab' so 'ne Kreatur noch nie schreien heern."

Am nächsten Morgen stand die Hutemach eine Stunde später auf. Das war noch nie geschehen, solange sie in Bärwalde die Wirtschaft führte. Aber der gestrige Tag hatte ihr zu schwer in den Gliedern gelegen, und erst als es zu dämmern begann, hatte sie einen kurzen, unruhigen Schlaf gefunden.

Da der Morgen schön und warm war, ließ sie sich ihr Frühstück auf der offenen Gartenveranda auftragen. Tiefe Stille umgab sie, die Blätter der alten Rotbuche funkelten im goldenen Schein der Sonne wie flüssiges Metall, und durch ihre Zweige rauschte ein müder Nachhall des Windes, der gestern ein so starkes Regiment geführt. Die Kanonen hatten ihre Sprache nicht wieder aufgenommen. War es ein gutes, oder war es ein schlechtes Zeichen?

Sie hatte sich ihr Brot mit dem schönen seimigen Honig gestrichen, den die Bärwalder Stöcke in großer

Menge und oft gerühmter Güte lieferten, und goß jetzt den Schmant in den duftenden Kaffee.

Wohl dem, der hier noch so sitzen und seine Mahlzeit in Frieden halten kann! dachte sie bei sich selber und fühlte nach all dem Schweren den versöhnenden Einklang in ihr Herz zurückkehren. Aber plötzlich — war ihr nicht, als hörte sie wieder jenes leichte, schnelle Getrappel über die Kreisstraße, das das Kommen von Kosakenpferden anzeigte, und das ihr von gestern noch im Ohre lag? Sie erhob sich, ging hart an den Zaun, der den Garten von der Straße abschloß, und spähte umher. Alles leer und still, kein Wagen, kein Pferd auf der Straße, die sie in der flachen Gegend weit überschauen konnte, auch kein Ton mehr zu hören. Aber da drüben vom Walde her sah sie es sich jetzt regen, ein kleiner Zug, der sich den Feldweg entlang langsam vorwärts bewegte und näher kam. Ein Wagen in der Mitte, mehrere Leute zu seiner einen, Borowski auf seinem alten Fuchs zur andern Seite. Es war ein Trauerzug, er brachte Schikorrs sterbliche Reste.

Eine tiefe Wehmut ergriff sie. Hier auf dem Gute war der Alte geboren, sein Vater schon hatte denselben Posten innegehabt, sie konnte sich gar nicht vorstellen, daß je ein andrer auf dem Bärwalder Kutschersitz die Zügel führen sollte. Wieviel Sorge hatte sich der Alte um den einzigen Sohn gemacht, der gegen die Russen ins Feld gezogen war, und von dem er noch gar keine Nachricht erhalten hatte! Nun war er ihm vorangegangen im Tode für sein Vaterland!

Der kleine Zug hatte den Hof erreicht. Sie warf einen Blick in den Wagen. Der Alte lag in dichtes Tannengrün gebettet, sein Aussehen war unverändert, eherne Ruhe sprach aus dem wächsernen Gesicht. Borowski brachte ihn an die Wohnkate,

drüben dem Kutscherstall gegenüber, zu der gebrochenen Frau; dann lenkte er den Fuchs ins Feld zurück. Nach der gestrigen Verwüstung gab es heute nichts Erfreuliches in der Wirtschaft zu sehen. Aber er mußte doch Umschau halten, wie er den schweren Schaden wieder gutmachen konnte.

Die Hutemach hatte sich an ihren kleinen Frühstückstisch zurückbegeben und wollte gerade eine Schnitte Brot an den Mund führen, als sie hinter sich ein leises Knacken trockenen Holzes vernahm. Sie blickte sich um und sah zwei gebückte Gestalten in derselben Kleidung und Rüstung, wie die russischen Reiter sie gestern getragen, über den Rasen dicht am Hause auf ihren Platz zuschreiten. Im ersten Augenblick packte sie ein tödlicher Schreck: so hatte sie ihre Wahrnehmung vorhin doch nicht getäuscht, es waren Kosaken gewesen, die über die Kreisstraße getrabt waren, und diese beiden pürschten sich heimlich an sie heran, vielleicht um sie von hinten unbemerkt zu überfallen. Dann aber gewann sie ihre Fassung und mit ihr die gewohnte Ruhe. Sie stand auf und sah den Herankommenden scharf ins Antlitz.

Jetzt mußte sie lächeln: aus zwei gelblichbraunen, stupiden Gesichtern blickten sie zwei Paar schmaler, gutmütiger Augen mit so deutlicher Betroffenheit, ja so sichtbarem Entsetzen an, daß sie merkte: die beiden hatten viel mehr Angst vor ihr als sie vor ihnen. Zuerst schien es, als überlegten sie, ob es nicht geratener wäre, sich aus dem Staube zu machen, zumal sie gerade die schwerfälligen Eisen von Borowskis Fuchs über das Hofpflaster klappen hörten; dann aber kamen sie, behutsam auf den Zehen schleichend, näher, hoben die Arme hoch, wiesen mit den Händen auf den Mund und suchten sich durch stumme Gebärden verständlich zu machen.

„Ich begreife, Hunger habt ihr und wollt frühstücken."

Helle Freude huschte über die breiten Münder mit den hervorstehenden Zähnen, als sie die deutsche Frau ihnen in ihrer Sprache begegnen hörten. „Ja, Hunger!" antwortete der eine von ihnen. „Gebt uns, Mütterchen, von dem schönen Kaffee, den Ihr da trinkt, und von dem Brot und dem goldenen Honig!"

„Das fehlte mir gerade! Hier bei mir ist kein Platz für so zottige Gesellen! Geht in die Küche und bittet um ein Stück Brot! Aber zuerst sagt mir: wo kommt ihr her? Und wo habt ihr eure Pferde?"

„Da, Mütterchen!" Sie wiesen über den Garten fort auf den Wegabhang, von dem zwei winzige, magere Schimmel mit Behagen die saftigen Gräser rupften.

„Und was wollt ihr hier?"

„Wir sind von den Unsern abgekommen," antwortete jetzt der andre, „die stehen da". Und er machte mit dem ungelenken Arm eine Bewegung nach Nordosten. „Sie haben gestern mit den Deutschen gekämpft, die haben furchtbar geschossen. Tausende von den Unsern waren tot. Wir sind davongelaufen, aber die Unsern waren viel, viel mehr. Die Deutschen sind später da nach unten gezogen — und wieder wies er mit dem Arm die Richtung —, „so sind die Unsern hier oben weitergegangen."

„Und sie kommen hierher?"

„Sie kommen alle hierher, sie müssen bald da sein!"

„Also ein neuer Einbruch!" rief die Hutemach und schickte Stine zu Borowski, während sie ihr zugleich die beiden Kosaken mit in die Küche

gab." „Mach dich nicht zum Narren!" schalt sie, als sie ihr furchtentstelltes Antlitz sah. „Wenn du ihnen nichts tust, sie tun dir gewiß nichts."

Einige Stunden später, wiederum als man gerade zu Tisch gehen wollte, kam eine Schwadron auf den Hof gesprengt. Es konnten diesmal kaum Kosaken sein, sie sahen sehr viel besser aus und benahmen sich gesitteter, als die gestern gekommen waren. Die Hutemach hielt sich vorläufig zurück und beobachtete nur das Treiben der Soldaten hinter den Fenstergardinen, entschlossen, sowie sie irgendwelche Brandstiftung versuchen sollten, sofort hervorzutreten.

Aber es vollzog sich alles in ruhiger Ordnung. Die Leute schickten ihre Pferde wieder ins Feld, sahen sich vorsichtig und neugierig überall um, lagerten sich dann im Freien, nahmen aus Mänteln und Ranzen einige Eßwaren und begannen zu speisen und zu trinken. Die Offiziere aber, mindestens vier an der Zahl, waren in das Haus getreten und hatten es sich, ohne irgendwie nach der Herrschaft zu fragen, in dem Wohnzimmer und den angrenzenden Räumlichkeiten bequem gemacht. Auf dem großen Tisch breiteten sie ihre Generalstabskarten aus und führten an ihrer Hand lebhafte Gespräche.

Jetzt hielt es die Hutemach doch für angebracht, sich ihnen als die Verwalterin des Hauses vorzustellen und sich zu erkundigen, ob sie ihnen etwas zu essen oder ein Glas Wein bringen dürfte.

„Wir danken Ihnen," erwiderte der Älteste, ein Kapitän, wie sie aus seiner Uniform ersah, „wir werden uns nur kurze Zeit hier aufhalten und speisen uns selber, unsre Feldküche muß jeden Augenblick eintreffen. Wein oder alkoholische Getränke sind unsrer Truppe verboten. Diese Zimmer

dürfen weder Sie noch irgendein Hausangehöriger, solange wir hier sind, betreten. Wir bitten Sie auch, uns jetzt zu verlassen. Niemand darf sich aus dem Hause entfernen, ich schärfe es Ihnen wohl ein: niemand, auch kein Angestellter. Er würde sofort von den Posten erschossen werden. Sie stellen mir hier wohl eine Klingel hin. Wenn ich Sie zu sprechen wünsche, werde ich läuten oder Ihnen durch einen Dolmetscher meine Wünsche überbringen."

Die Hutemach begab sich in die Küche, ihren Leuten strenge Anweisung zu geben. Auch zu Borowski ging sie.

Sie fand ihn, in dumpfes Brüten verloren, auf einem Stuhl in seinem Zimmer sitzen. Er nickte stumm und gleichgültig vor sich hin, als sie ihm die Befehle des russischen Kapitäns übermittelte. Sie setzte sich zu ihm. Auch ihr war schwer ums Herz. Ein banger Druck lastete auf ihr. Die neuen russischen Gäste traten viel manierlicher und menschlicher auf als die früheren. Die Offiziere hatten ein verbindliches Wesen, sie raubten nicht, lehnten Essen und jede Art von Alkohol ab und hielten ihre Soldaten in strammer Disziplin. Aber wunderbar, gerade das beängstigte sie. Der Kapitän hatte so bestimmt und ernst zu ihr geredet, es war ihr gewesen, als drohte hinter seiner hohen gefurchten Stirn etwas, das er nicht aussprechen wollte, etwas Unheilvolles, das über sie und das ganze Gut hereinbrechen sollte. Niemand durfte das Haus verlassen, selbst jetzt am hellen Tage nicht! Sie hatte gehört, daß solche Befehle beim Eintreten der Dunkelheit gegeben wurden, und verstand nicht, weshalb sie jetzt schon eingesperrt wurden.

Durch das Fenster sah sie Doppelposten vor dem Hause auf und ab schreiten. Eintönig hallte ihr

harter Schritt über das Pflaster, ihre Augen waren mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Türen und Fenster gerichtet, das scharfgeladene Gewehr hielten sie schußbereit.

Mit einem Male kam ihr ein furchtbarer Gedanke: Sollten sie Kunde erhalten haben von dem, was sich gestern in den Sümpfen des Bärensees ereignet, von dem Verschwinden ihrer beiden Kameraden?

Eine tödliche Angst packte sie. Dann wären sie verloren, nicht nur Borowski, sie alle! Man hatte sie eingesperrt, um ein unbarmherziges Gericht über sie zu halten! Vielleicht waren diese Offiziere als eine Abordnung gesandt, hier an Ort und Stelle eine Untersuchung vorzunehmen, den Schuldigen, und mit ihm alle Bewohner des Gutes kriegsgerichtlich erschießen zu lassen. Und als erriete Borowski, was in ihr vorging, als spielte sich in seiner Seele jetzt genau derselbe Gedankengang ab, sagte er, aus seinem dumpfen Brüten erwachend: „Sie haben Wind bekommen und suchen mich!"

Da wußte sie, was sie zu tun hatte. „Es ist möglich," gab sie zurück, „deshalb werden Sie sich sofort verstecken, ich weiß auch den Platz." Und nun, dicht an ihn herantretend und ihm ins Ohr flüsternd: „Hier auf dem Hausflur, die kleine Stiege hinauf, auf dem Dachboden, hinter dem Holz, das dort aufgetürmt ist, befindet sich ein kleiner Verschlag."

Er unterbrach sie: „Ich mich verbärgen und Sie den Hänkern ausliefern? Da kennen Se den Borowski schlächt. Ich bleib' da, mäje se tun, was se wolle."

In demselben Augenblick läutete es schrill und laut.

„Um Gottes willen, man ruft mich! Wenn Sie jetzt nicht unverzüglich gehen, sind wir alle verloren!"

„Man wird sich an den Schuldigen halten und Sie freilassen. Ich bleibe. Und fragt man nach mir, dann mäld' ich mich."

Wieder läutete es, noch lauter und ungeduldiger als das erstemal. Ihre ganze Kraft zusammennehmend trat die Hutemach in das Wohnzimmer, fest entschlossen, auf keinen Fall den Inspektor auszuliefern.

„Madam," sagte der Kapitän, indem er sich aus dem Korbsessel erhob, „es hat sich herausgestellt, daß zwei russische Offiziere, die hier auf Ihrem Gute einquartiert waren, auf eine noch nicht aufgeklärte Weise verschwunden sind. Da man der Schuldigen nicht habhaft geworden und wir zu langen Untersuchungen keine Zeit haben, so hat das Oberkommando verfügt, daß Ihr ganzes Gut in Brand gesteckt werden soll."

Die Hutemach hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Es war eine furchtbare Vergeltung, die man übte. Dies schöne Gut, das seit Jahrhunderten in der Familie war, an dem Geschlecht auf Geschlecht mit nie rastendem Fleiß geschaffen, sollte von Grund aus zerstört werden! — Sie wollte sich aufs Bitten legen, da sah sie ein dunkles, trauriges Auge mit tiefem Mitgefühl auf sich gerichtet; es gehörte einem jungen Soldaten, der abseits von den andern stand und als Schreiber der Verhandlung beigewohnt haben mochte. „Finde dich in das Unvermeidliche, so schwer es ist," schien es ihr zu sagen, „es wäre doch alles vergeblich, was du hier sprächest!"

„Es liegt uns fern," fuhr der Oberst fort, „über das hinauszugehen, was die Notwendigkeit gebietet. Unsre Strafe trifft nur die Männer, die wir standesrechtlich richten werden. Die Frauen haben freien Abzug. Das Wohnhaus wird geschont werden. Auch das Vieh darf aus den

Stallungen ausgetrieben werden, einiges werden wir mitnehmen, das übrige kann auf die Weide gelassen werden. Das ist es, was ich Ihnen zu eröffnen habe. Treffen Sie nun Ihre Anordnungen. Zwei Stunden lassen wir Ihnen Zeit, dann müssen die Wagen vom Hofe sein, die Sie, und wer von andern Frauen Ihnen folgen will, von hier fortschaffen."

Sie begab sich in die Stube des Inspektors. Keinen traf der Schlag so hart wie ihn. Was man mit ihm machen, ob man ihn abführen oder töten würde, berührte ihn nicht. Aber daß alles vergeblich, was er getan, von dem er das Größte erhofft! Und daß sein Bärwalde verloren war!

Dann aber raffte er sich auf und traf seine Vorkehrungen. Die meisten Schwierigkeiten bereitete ihm das Vieh. Doch da kam ihm ein guter Gedanke: er würde es in die großen Wälder eintreiben lassen, da war es am sichersten vor Raub und vor Flammen.

Auch die Hutemach hatte jetzt vollauf mit ihren letzten Anordnungen zu tun. Zwar, was konnte sie in dieser kurzen Frist ordnen oder bergen? Was auf der schnellen Flucht mitnehmen? Die Wertpapiere, die Hypotheken und alle wichtigen Schriftstücke lagen ein für allemal fertig in dem großen feuerfesten Kasten im untersten Fach des alten Schreibschranks, sie konnte noch die kostbarsten Stücke aus dem altertümlichen Silberschatz in eine Kiste packen, auch hier und da noch einen Gegenstand, der mit der Geschichte des Hauses besonders verkettet oder ihrem alten Herrn ans Herz gewachsen war. An sich und ihr Hab und Gut dachte sie gar nicht, es war alles so gleichgültig jetzt!

Sie wollten das Wohnhaus unberührt lassen! Sie lachte bitter. Ja, wenn das Feuer, das sie

20*

ringsum entzündet hatten, ebenso dachte, wenn es sich von ihnen gebieten ließe! ... So mußte sie dies Haus verlassen, das war das Ende so jahrelangen Tuns, so vieler, von friedlichem Behagen durchsonnter Stunden!

Mitten in ihrer Arbeit überkam sie ein so unsägliches Gefühl des Schmerzes, daß sie nicht weiterkonnte. Sie schickte das Mädchen zu einer andern Verrichtung heraus, ließ sich, von all den umherstehenden Kisten und Sachen eingeschlossen, auf einen Stuhl nieder und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Tränen hatte sie nicht, ihr Leid war zu hart für weiche Tränen.

Da öffnete sich leise und behutsam die Tür, ein Kopf mit krausem, kohlrabenschwarzem Haar, gebräuntem Antlitz und kleinem schwarzem Schnurrbart schaute spähend aus der Spalte hervor und zog sich, als er ihrer ansichtig geworden, wieder zurück. Kam man, sie zu ermorden? Wollte man die gute Gelegenheit wahrnehmen, die Wertstücke Bärwaldes, auf einen Haufen zusammengetragen, mühelos in den großen Sack zu tun?

Sie erschrak nicht, sie rührte sich nicht einmal vom Platze. Mochte geschehen, was da wollte! Mit einem Gefühl stumpfer Gelassenheit erwartete sie, was nun kommen würde.

Da stand jemand vor ihr. Wo hatte sie diese großen, abgrunddunklen Augen doch nur gesehen? Ach ja, eben erst vor kaum einer Stunde. Es war derselbe Russe, der mit so warmem Mitgefühl zu ihr herübergeblickt hatte, als ihr sein Kapitän die grausame Eröffnung machte. Ganz langsam und scheu trat er näher, dicht zu ihr heran. „Mütterchen, warum seid Ihr so traurig?“ fragte eine weiche, schwermutsvolle Stimme.

„Warum ich traurig bin, das fragt Ihr noch?“

„Hm ... weil Ihr das alles hier verlassen müßt. Euer schönes Haus mit den alten guten Möbeln und dem Samowar und den Bildern der Heiligen da oben. Weil sie Euer Gut anzünden wollen mit den Ernten und den goldenen Körnern in den Scheunen. Tröstet Euch, es geht jetzt vielen so, und das kommt alles wieder."

Er hatte sich zu ihr auf eine alte Truhe gesetzt, die in einiger Entfernung von ihrem Stuhle stand. „Wir haben zu Hause auch solch Gut," fuhr er fort, die Augen auf den Boden geheftet, „es ist noch größer als dies, aber nicht so fruchtbar. Meist sind es Steppen und Wälder, düstere, weite Wälder, in denen der Wolf in der Nacht heult. Und das Haus ist nur klein so klein wie eure Arbeiterkaten da drüben. Da wohnt meine Mutter, ganz allein mit einigen Knechten und Mägden. Ich bin ihr einziger Sohn — sonst hat sie niemand."

„Und Sie blieben bei ihr und bewirtschafteten ihr Gut — und da kam der Krieg, und Sie mußten fort von ihr," sagte sie, von seiner traurigen Stimme gefesselt.

„Nein, Mütterchen, ich blieb nicht bei ihr. Ich konnte nicht. Ich hatte früh viel in Büchern gelesen, ich hatte es wohl vom Vater, der war auch solch ein Träumer, sagte die Mutter. Da hielt es mich nicht zu Hause in der stillen, öden Steppe. Heraus trieb es mich in die großen Städte. Ich ging und studierte ... Philosophie und alles mögliche ... und ich schrieb, Schriften, Bücher, für die man mich ins Gefängnis warf ... Und meine Mutter sah ich nie wieder."

„Und Sie hörten auch nichts von ihr?"

„Niemals. Sie mag geschrieben haben, man gab mir keine Briefe ... ich weiß nicht, wie es ihr geht, ob sie noch lebt, ob sie schon gestorben ist ...

es ist bei uns alles so weit, so weit ... einer weiß nichts vom andern ... vielleicht haben sie ihr Gut auch verbrannt und geplündert — nicht die Feinde, ihre eignen Leute. Es kommt oft bei uns vor." Er sprach immer langsamer, die Worte beinah schleppend. „Aber gern hätte ich sie doch noch gesehen. Denn jetzt weiß ich erst, wie lieb ich sie habe."

„Konnten Sie nicht einmal zu ihr?"

„Wie sollte ich? Ich war ja gefangen, man wollte mich mit dem nächsten Zug nach Perm bringen. Eines Tags öffnete sich die Pforte meiner Zelle. Ich dachte, jetzt ginge die Reise los ... aber nein, sie steckten mich in eine Uniform. ‚Eine große militärische Übung,' sagten sie, ‚dort an der Grenze.' Aber es war der Krieg. Mir war es gleich. Ob nach Perm oder in den Krieg — alles gleich. Leben oder sterben — alles eins. Mein Leben ist ja doch nichts wert. Was ist ein Mensch, wenn er nicht mehr sagen darf, was er für gut hält?!"

Sie war aufgestanden und setzte ihre Arbeit fort.

Einen Augenblick sah er ihr zu. „Ihr müßt über das da nicht trauern, Mütterchen! Ihr seid noch gut fortgekommen, woanders war es viel böser. Und wie ich schon sagte: es kommt alles wieder." Er schwieg und blickte zu Boden. „Doch was nicht wiederkommt," fuhr er dann fort, „das sind die Welten, die dieser Krieg vernichtet. Versteht Ihr das, Mütterchen ... die Welten? Die Tausende und aber Tausende von Welten? Jedesmal, wenn so ein Mann, von der Kugel getroffen, zu Boden sinkt, was kommt es darauf an in solchem Kriege, möchte man wohl denken, einer mehr oder minder! Aber es ist nicht so. Eine Welt geht mit ihm unter, die Welt, die er in seinem Herzen trägt.

Darüber hinaus gibt es keine mehr. Es ist ja auch ganz gleich, ob noch etwas ist oder nicht. Das einzige, was wirklich ist, das ist der Mensch — und die Musik."

Sein Blick war auf den Flügel gefallen, der im Nebenzimmer stand. Ohne sie zu fragen, war er an ihn herangetreten, hatte ihn geöffnet und sich vor ihm niedergelassen. Nun begann er zu spielen. Es war ein altes Instrument, das wenig benutzt wurde; sie hatte wohl ab und zu auf ihm gespielt, aber mehr im Anfang ihrer Bärwalder Tätigkeit. Da ihr alter Herr keinen Gefallen daran fand, hatte sie es bald eingestellt.

Nun begann der alte Flügel wieder zu sprechen, seit langer Zeit zum ersten-, vielleicht zum letztenmal. Dann war es sein Schwanengesang. Er war arg verstimmt, manche Saiten schlugen überhaupt nicht mehr an. Aber der jetzt vor ihm saß, den kümmerte es nicht. Langsam fuhr die überschlanke Hand über die Tasten, stockend und träumend wie seine Sprache war sein Spiel. Schwermütige russische Weisen klangen durch die stille Stube, Lieder der Steppe und der Ukraine.

Die Hutemach hörte nicht einen der Mißklänge mehr, die sie so oft gestört. Inmitten ihrer Arbeit nahmen sie die Töne ganz gefangen, die wie aus einer andern Welt zu ihr hinüberrauschten. Eine tiefe Traurigkeit war in dieser Musik, die müde Sehnsucht einer Menschenseele, die, in widrigen Banden gefangen, im heißen Lichtverlangen sich verzehrte und doch wußte, daß sie das Licht nie mehr sehen würde. Das ganze Leid des Lebens und das Weh des Sterbens sprach aus ihr.

Jetzt war er bei Chopin. Nie hatte sie Chopin spielen hören wie von diesem Russen. Das Stamm- und Wahlverwandte der beiden trat in jedem Ton

zutage und ergriff sie so, daß sie für einen Augenblick ihr ganzes Elend und alle brennende Bitterkeit dieser Stunde vergaß.

Er schloß den Flügel und blieb eine Weile mit verschränkten Armen vor ihm sitzen.

„Die Musik, Mütterchen, und der Mensch, das ist alles, was geblieben ist. Nichts redet mehr, die schönen Kunstsachen, die da vor Euch liegen, die Bilder an der Wand, die ganze Philosophie und Wissenschaft, der ich mein Leben lang nachgeeifert habe. Wozu ist es da? Was für einen Zweck hat es? Ein Mensch fällt hin — wozu war er, wohin geht er? Wozu ist dieser ganze Krieg? Warum treibt man mich in den frühen Tod und Euch aus Eurer Heimat? Kein Wissen sagt es und keine Kunst. Aber wenn ich hier am Flügel sitze und spiele, dann wird mir alles klar, das Leben wie das Sterben ... alles in seiner großen Traurigkeit. Dann lösen sich die Rätsel, und ich weiß, daß es kein Leben und kein Gestorbensein gibt, daß alles eins ist und wir in ihm auf- und untergehen, still und wesenlos."

Er hielt inne und sah nach der Uhr. „Es ist Zeit, Mütterchen, ich will Euch helfen."

Er kniete neben ihr am Boden. Mit den zarten Fingern ergriff er ein Stück nach dem andern und verpackte es so gut und sorgsam, wie es keine weibliche Hand hätte besser tun können. Dann nahm er die Kisten, um sie nach draußen zu tragen. Sie überließ sie ihm gern, denn sie wußte, daß sie gut und sicher bei ihm aufbewahrt waren

Die Wagen hatten inzwischen angespannt und waren vor dem Kutschstall aufgefahren: der offene Jagdwagen, in dem sie in der Sommerzeit mit ihrem alten Herrn jeden Tag zu genau derselben Stunde ausgefahren war, ein Kastenwagen und ein

großer Leiterwagen. Dieser für die Frauen des Dorfes, die mit ihrer schnell zusammengerafften Habseligkeit weinend und klagend auf ihm saßen. Der Russe beruhigte sie: „Seid doch vernünftig, Leute!" sagte er auf polnisch zu ihnen, das sie alle hier verstanden. „Wenn der Krieg zu Ende ist, bauen wir euch neue Wohnungen, die besser sind als eure alten Katen hier." Dann verstaute er mit Hilfe einiger russischer Soldaten, die müßig dem Schauspiel zusahen, und die er heranwinkte, die verschiedenen Kisten und Kasten auf dem Wagen.

Nun kam die Hutemach. Es war die schwerste Fahrt, zu der sie sich je im Leben hatte rüsten müssen, ein Abschied von dem Orte, der ihr zur Heimat geworden, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Aber sie blieb stark und gefaßt, sie wollte vor den Leuten, die sich haltlos ihrem Gram hingaben, wollte vor jedem fremden Soldaten ihr Leid nicht bloßstellen.

Ein Reiter kam herangesprengt: „Die Wagen sollen unverzüglich den Hof verlassen!" Da gab es kein Säumen mehr.

Als das letzte Gefährt eben durch das Tor gefahren war, flammte es hinter ihm empor, stieg lohend gen Himmel und überdeckte alles mit Rauch und Glut. Aber das Rattern und Knattern der Flamme erstarb in dem Jammer und Wehklagen der Leute auf dem großen Leiterwagen.

Nur die Hutemach blieb auch jetzt ohne Wort und Träne. Sie zog das Tuch, das sie über den Rücken geschlagen, hoch empor und hüllte es dicht um Haupt und Antlitz; nichts mehr zu sehen und zu hören, war ihr einziges Wünschen.

So verließ sie die Heimat, die hinter ihr in Schutt und Trümmer fiel.

Wieder wurden seine Autos angehalten, zum fünften Male, obwohl Hans Warsow einen genauen Ausweis mit sich führte, ja militärische Begleiter vom Kommandanten von Rodenburg erhalten hatte, und obwohl sie sich erst wenige Meilen von der Stadt entfernt hatten. Ein Posten nach dem andern, und einer noch immer strenger und gewissenhafter in der Ausführung seiner Pflicht als der andre! Es mußten viel Verräter in dem Lande sein, trotz aller scharfen Aufsicht, und der Feind konnte nicht ferne sein.

Man hatte ihm gleich auf der Kommandantur gesagt, daß seine Fahrt nicht einfach, vielleicht auch nicht ungefährlich sein würde, hatte ihm geraten, sie zu lassen, bis eine größere Entscheidung gefallen und das Land und die Truppenbewegungen mehr zur Ruhe gekommen wären. Aber man mußte zugestehen, daß gerade jetzt einige Liebesgaben für die Soldaten, die in den verbrannten und verödeten Grenzorten wenig zu essen fanden, von Wert waren, vor allem wollte man das Jubiläumsfest des Rodenburger Grenadierregiments nicht unbeachtet vorübergehen lassen. So war man trotz der Ungunst der Zeit und der Verhältnisse bei dieser Sendung geblieben.

Die Autos hatten die große Durchzugstraße erreicht. In dem ersten saß Hans mit einem Feldwebelleutnant von den Pionieren, die drei andern dienten ausschließlich der Beförderung der Liebesgaben. Dichte Staubwolken verhüllten den Weg, den nicht endenwollende Transportkolonnen entlang zogen. Kraftwagen mit Offizieren, die Aufträge zu übermitteln oder Besorgungen zu erledigen hatten, begegneten ihnen oder überholten sie. Auch Soldaten, die zur Ablösung bestimmt waren, zogen oder ritten die gar nicht einmal breite Straße ent-

lang. Es war eine Lust, zu sehen, mit welchem Geschick jeder Streifen auf ihr eingeteilt und ausgenutzt erschien, wie gut und glatt sich alles erledigte. Polizei-Eisenbahnbeamte, Feldsoldaten, alles tauchte auf, rollte sich wie am Schnürchen ab und verschwand.

Jetzt ging es an einem Bahnhof vorüber. Verwundete wurden gerade ausgeladen, dichtgeschlossene Fuhrwerke mit dem roten Kreuz hielten an der Rampe des Bahnsteigs. Mit zarter Vorsicht betteten die Sanitäter die jeder Bewegung unfähigen Leute auf ihre Bahren, schoben diese in das Innere des Wagens und gaben das Zeichen zur Abfahrt.

Je weiter man gelangte, um so dichter wurde der Zusammenschluß von allerlei Gefährten; jetzt tauchte auch bereits ein Zug zweirädriger russischer Munitionswagen auf, die erste Beute, die Hans erblickte.

Mehr aber als alles andre griffen die endlosen Wagenzüge der Flüchtlinge an sein Herz. Auf den Trümmern ihrer Habe saßen sie in zusammengesunkener Haltung, schlecht bekleidet, bleichen, elenden Antlitzes; manchen sah man an, daß sie schwer leidend waren. Die halbe Provinz bewegte sich die Landstraße herab.

Der Abend dämmerte auf. Näher kam man dem Orte der großen Taten. An einem hügligen Abhang waren Gefangene untergebracht. Riesengroß und schattenhaft hoben sich ihre Umrisse gegen den Himmel. Von den Wiesen drang ein kräftiger Brotgeruch herüber: fliegende Feldbäckereien waren hier aufgeschlagen, die kämpfenden Truppen mußten in nächster Nähe sein. Auf einem weiten Felde ragte ein großes Kreuz in den Himmel, der erst in hellrosa, dann in blutroten Gluten schwamm und nun allmählich in ruhigere und müdere Farben überging. Eine große Menge von Menschen, älteren

Männern, Frauen und Kindern, hatte sich um das einsame Kruzifix versammelt, sie mußten eine Abendandacht für ihre im Felde stehenden Gatten, Väter, Söhne halten, er vernahm es aus dem Murmeln, das jetzt, als sein Auto eines Hindernisses halber einen Augenblick stehenbleiben mußte, in dumpfen Wellen zu ihm hinüberdrang.

Die letzten Farben am Himmel verblaßten, aus fahlem Abend wurde die Nacht. Einige Sterne leuchteten auf, die Luft war frisch und klar, so konnte man auf der geraden Kreisstraße in schnellem Tempo dahinfahren, zumal die Bahn jetzt freier und die Transporte geringer geworden waren. Plötzlich ein neues Hindernis: ein Holzverschlag, von dem eine rote Laterne warnend hinüberflammte: eine Notbrücke.

Also die Brücken waren hier bereits gesprengt! Der Weg führte nun abseits über einen Acker, der gerade aufgepflügt war, und in den die Räder tief einsanken. Aber die Schwierigkeit wurde überwunden und die Kreisstraße wieder erreicht. Die Lichter einer Stadt leuchteten auf. So gern Hans noch ein wenig weiter gekommen wäre, so konnte er sich dem Rat des Feldwebelleutnants an seiner Seite nicht verschließen, jetzt Nachtruhe zu halten. Es würden noch mehr Notbrücken kommen, und gestern erst hätte nicht unweit von hier ein Führer die Absperrung übersehen und seinen Wagen in einen Fluß gefahren. Sämtliche Insassen hätten den Tod gefunden.

Sie fuhren durch das Tor der Stadt, eine menschenleere, matt erhellte Straße entlang, und machten vor einem größeren Gasthause halt, das der Führer empfohlen hatte.

Auch hier war alles tot und still. In einer Ecke des muffigen Zimmers, in das sie geführt wurden,

saß, über eine große Zeitung gebeugt, ein einsamer Gast. Über das Blatt hinweg schweifte das wäßrige Auge in das kahle Zimmer; etwas Angstvolles und Verwirrtes war in ihm, und jedesmal, wenn die roten, plumpen Hände das dampfende Glas mit der braunen Flüssigkeit an die Lippen führten, zitterten Glas und Hände.

Ein alter Kellner im abgetragenen Frack, mit eingefallener Brust und hektischen Wangen stand an der Tür und begrüßte sie. Ob man ein Zimmer für die Nacht bekommen könnte? — So viel man haben wollte! — Und etwas zu essen? — Rinderbraten wäre fertig, man wäre auf Besuche nicht mehr eingerichtet. Die Stadt wäre leer, alles geflohen. Zuerst wären sie vom Lande hierhergekommen, dann wären sie nur noch durchgezogen, weil der Feind immer näher rückte. Der da, und er wies mit dem Kopf nach dem einsamen Gast in der Ecke, wäre auch eben angekommen, der Inspektor aus Laupischken; seine Herrschaft wäre geblieben: zwei Brüder, die das Gut gemeinsam bewirtschafteten; jetzt machte er sich Gedanken, daß er seine Herren allein gelassen. Er erzählte es mit heiserer, kranker Stimme, indes er den Rinderbraten auf den Tisch stellte.

Da klang von draußen her das Aufschlagen von Hufeisen auf das schlechte Pflaster, hämmernd und laut, als sprengte einer im Galopp über die Straße.

Der Mann in der Ecke wurde unruhig, warf die Zeitung hin, erhob sich von seinem Stuhl, schrie plötzlich auf und stürzte an die Tür: „Haer von Bornstädt! ... Um Chottes willen, was is jeschähn, was is jeschähn?“

Auch Hans und sein Begleiter blickten mit erschreckten Augen auf die seltsame Erscheinung, die

jetzt in das Zimmer trat: ein Herr in vornehmer Gesellschaftskleidung, barhäuptig, die kahle Stirn mit Schweiß und Staub bedeckt, den Smoking, von dessen Knopfloch noch eine weiße Geranie herabhing, gleichfalls bespritzt vom Schmutz der Straße, das weiße Batisthemd mit den funkelnden Brillanten zerzaust, vorn eingerissen, die Beinkleider hoch emporgerutscht, daß die seidenen Strümpfe über den zierlichen Lackschnürschuh fielen, in dem bleichen Antlitz mit der leichtgebogenen Nase und dem grauen gestutzten Schnurrbart ein so starrer, toter Ausdruck, daß Hans sofort an ihn herantrat, ihn bei der Hand nahm und ihn auf das Sofa, dem Schanktisch gegenüber, geleitete.

Der Fremde ließ willenlos alles mit sich geschehen, führte den Kognak an die Lippen, den man ihm reichte, und lehnte sich in die Ecke.

„Und wo is mein chuter an'rer Haer, wo is der Haer Ernst?"

„Tot!" kam es wie ein Hauch zurück.

„Ich hab's jesagt, ich hab' jebäten ... jebäten ... Nichts zu wolle!"

Ein langes Schweigen. Dann begann der Fremde zu erzählen. Auf dem Antlitz lag immer noch derselbe starre Ausdruck, aber die Lippen flogen beim Sprechen: „Wir wußten, daß die Russen kommen würden. Die Kosaken, sagten die einen, die andern: ein besseres, ein innerrussisches Korps. Alle unsre Nachbarn waren seit längerer Zeit geflohen oder taten es im letzten Augenblick. ‚Wir bleiben auf jeden Fall,' sagte mein Bruder, ‚wir sind Junggesellen, haben weder Weib noch Kind, die wir zu schützen haben; wir werden unser Gut nicht der Zerstörung preisgeben.'

Sie kamen an einem späten Abend. Kosaken, ein ganzes Regiment. Der Oberst und seine

Offiziere quartierten sich in unserm Haus ein. Wir räumten ihnen die besten Zimmer und schliefen in einer Mansardenkammer. Am nächsten Morgen luden wir sie zur Tafel. ‚Wir machen alles so feierlich wie möglich,' meinte wieder mein Bruder, ‚ziehen Sonntagskleidung an, geben die besten Speisen' — denn unsre alte Mamsell war zum Glück geblieben — ‚und holen unsern ältesten Wein aus dem Keller.' Es ging alles ganz gut, wir unterhielten uns über dies und jenes, es schmeckte den Herren prächtig, sie waren aufgeräumt und guter Dinge.

Da kam der Sekt. ‚Es lebe Frankreich!' rief der Oberst, seine Offiziere taten ihm Bescheid, wir beide nippten an den Gläsern. Er sah uns argwöhnisch und nicht freundlich an. ‚Hoch Rußland!' rief er mit einmal. Und da wir zauderten: ‚Die Herren werden doch mit ihren Gästen auf ihr Vaterland trinken!' Es blieb uns nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Der Oberst schien befriedigt, die Unterhaltung nahm ihren Fortgang, wir merkten, daß er und die andern Herren bereits angeheitert waren. Plötzlich stand er auf, sah uns beide mit einem bösen, durchbohrenden Blick an, hob das Glas und rief: ‚Nieder mit Deutschland!'

Da erhob sich mein Bruder und sagte: ‚Hierauf, Herr Oberst, trinke ich nicht mit Ihnen. Ich finde es mit der Ehre eines Kavaliers unvereinbar, seine Wirte aufzufordern —' Weiter kam er nicht. Von einem Schuß niedergestreckt, sank er an der Tafel nieder.

Als ich das sah, packte mich ein solches Entsetzen, daß ich mit einem Satz ans Fenster stürzte, es aufriß und hinuntersprang. Sie schossen nach mir, auch einige Posten sandten mir Kugeln nach,

aber im Dunkel der Nacht entkam ich auf mein Vorwerk, riß mir dort das erste beste Pferd aus dem Stall, setzte mich auf und raste im Galopp hierher."

In dieser Nacht tat Hans kein Auge zu. In der Frühe des nächsten Morgens setzte er seine Fahrt fort. Durch verlassene Dörfer und Güter ging es jetzt, an plattgestampften Feldern vorbei, kein Vieh auf den Weiden, hier und da nur grunzte ein Schwein, liefen zerstreute Gänse und Enten umher. Verödet das sonst so blühende, fruchttragende Land!

Nun würde die Winterung im Herbst kaum gesät werden können, der Boden würde ungepflügt in den Winter kommen und dadurch auch die Sommerung unsicher werden. Er wußte, was das für seine Heimat bedeutete; die ungünstigen klimatischen Verhältnisse zwangen Ostpreußen, eine starke Aussaat an Winterung vorzunehmen, und das späte Frühjahr gewährleistete eine befriedigende Bestellung nur, wenn vor Winter alles gepflügt wurde. Wie sollte das unter diesen Umständen möglich sein?

Schnell wechselnde Bilder, die sich von allen Seiten boten, lenkten ihn von seinen schweren Gedanken ab; tiefdunkle Waldungen, stille, träumende Seen, langgedehnte Strecken von Heideland. Überall, an jeder Kreuzung, jedem Bahnübergang, an allen Brücken, die hier wunderbarerweise zum größeren Teil erhalten geblieben, scharfe Wachtposten, die sie oft anhielten: Landwehr, meist ergraute Männer mit steifem, schwarzem Tschako, den schon ihre Väter 1866 und 70 getragen.

Wieder ging es an einem Bahnhof vorüber. Ein Haufe von Flüchtlingen hatte hier sein Lager aufgeschlagen, denn der Schienenstrang war zerstört,

sie kamen nicht weiter und mußten sich in das Unvermeidliche finden. Fröstelnd standen die einen in der Frische des Morgens und blickten stumpfen Auges die Straße hinunter, andre hatten sich niedergekauert und schliefen in den unmöglichsten Lagen, selbst das Trittbrett eines freistehenden Eisenbahnwagens diente einigen Frauen zum Kopfkissen. Das Lärmen und Schreien der Kinder umher störte sie nicht.

Hans ließ die Autos halten und verteilte aus seinen Vorräten Gaben unter die Elenden, Gebäck, Wurst, auch mehrere Tüten von Süßigkeiten für die Kinder. Hundert große und kleine Hände streckten sich ihm entgegen, selbst die Schlafenden, die kein Donnergebrüll dem endlich gefundenen Schlummer entrissen hätte, hoben sich empor, reckten trunken die Glieder und beteiligten sich an dem allgemeinen Wettkampf um einen Bissen.

Der Feldwebelleutnant drängte zur Weiterfahrt. „Wir werden überhaupt nicht mehr viel vorwärtskommen; bis hierher haben unsre Truppen den Einbruch wohl noch aufhalten können und den Feind zurückgeworfen, jetzt werden wir bald an die Schlachtgrenze gelangen."

Kaum hatte er es gesagt, da tauchten, von dem blanken Licht des frühen Tages mitleidlos umrissen, die ersten Zeugen der furchtbaren Vernichtung auf: kahle Giebelmauern, verbrannte Häuser, zerborstene und zerstückelte Ziegel und Dachpfannen um sie herum, ein wenig weiter ein meterhoher Haufe, in dem Getreide aus der Scheune, Heu und Klee aus dem Stalle mit Resten von Federvieh und umgeworfenen Bienenstöcken im wirren Gemengsel vereint waren. Jenseit der Straße aber, durch Papierfetzen, geleerte Konservenbüchsen, Stroh und allerlei Holz- und Lederteile gekennzeichnet, die verlassenen Lagerplätze der Truppen. Uniformteile, Patronen-

taschen, auch Kochgeschirre und Trinkbecher lagen umher.

Die Weiterfahrt wurde schwierig, die Fahrstraße war von Granaten aufgerissen, der Weg für ein gut Stück kaum passierbar. Die Mauerstümpfe einer Windmühle, die in Brand geschossen war, ragten skelettartig auf einem kleinen Hügel empor. Hinter ihnen baute sich, vom linden Sonnenschein umgaukelt, eine neue Stadt auf.

Nun durchfuhren sie die Straßen. Nur Außenwände standen hier noch, und auch sie gebrochen und geborsten, daß man voller Grauen in das schwarzgähnende Innere mit seinen eisernen Sparren und verkohlten Holzteilen blickte. Hier und da züngelte aus schwelendem Dampf eine bläuliche Flamme empor oder kroch wie eine kleine gierige Schlange über den Fußboden — „Und des Himmels Wolken schauen hoch hinein."

Aber dann gab es auch wieder freundlichere Anblicke: Häuser, deren Fenster mit Blumen geschmückt waren, einige Menschen davor, ruhig miteinander sprechend wie zu schönen Friedenszeiten. Auf dem Markte ein Gebäude, von dem eine Ecke glatt abgeschlagen war. Eine Schar von Tauben flog über das Dach dahin, sie hatten früher gewiß bessere Tage gesehen und waren reich gefüttert worden. Hans tat ihr Anblick wohl, bis jetzt hatte er nur Krähen gesehen, die die Luft mit ihrem unheilvollen Gekrächz erfüllten. Die Kirche, eine der ältesten aus Ostpreußen, die er von einem einmaligen Aufenthalt genau im Gedächtnis behalten hatte, war erhalten geblieben; melancholisch blickte ihr stumpfer brauner Holzturm auf all die Verwüstungen ringsumher.

Wieder ging es vorwärts, langsam nur und sehr vorsichtig, denn auch hier war der Weg von Gra-

naten zerrissen. Ein verunglückter Kraftwagen, der im Straßengraben lag, war ein eindringliches Memento. Die Bäume am Rande der Straße, die früher, ganz dicht aneinandergereiht, hier gestanden, waren stark gelichtet, denn man hatte sie opfern müssen, um freies Schußfeld zu erhalten. Um so ungehinderter war der Durchblick: zerstörte Gehöfte, verlassene Ortschaften, abgebrannte, ja noch brennende Gebäude, Fuhrwerke der verschiedensten Art, Kanonen, Munitionswagen, dazu tote Pferde, eingegangenes Rindvieh — es war immer dasselbe trostlose Bild. Aber sein Auge gewöhnte sich nicht so schnell daran wie das seines militärischen Begleiters, das ruhig, ja kaum interessiert auf all dies herabschaute, als müßte es just so sein. Im Gegenteil, die unaufhörliche Wiederkehr wirkte nur um so niederschmetternder auf ihn, er hätte manchmal laut aufschreien mögen, so brannte sein Herz vor Empörung, Scham und Schmerz.

Immer größer wurde das Getümmel auf der Straße, jetzt wurde die Bahn so eng, daß ein Vorwärts nicht mehr möglich war und sie anhalten mußten. Nun zog es an ihm vorüber: größere Truppenteile, lange Munitions- und Verpflegungskolonnen, hier folgten Sanitätsfuhrwerk, dort Feldpostwagen mit vier Pferden bespannt, Karren, Protzwagen schlossen sich an, Rad- und Motorfahrer sausten dazwischen, oder Autos, in denen, in Karten und Pläne vertieft, Generalstabsoffiziere saßen, dann eine Abteilung Ulanen, deren schwarzweiße Fähnchen lustig im Winde flatterten.

Endlich, nachdem sie mehreren Posten und Patrouillen Rede gestanden, ging es weiter, nicht mehr auf der Kreisstraße, auf der die Fahrt zur Unmöglichkeit geworden, sondern abseits, über ein freies Feld hinweg, auf einem Landwege. Grabhügel

21*

wurden sichtbar, ein Helm oder eine Mütze, meistens auch ein schlichtes Holzkreuz auf ihnen. Hier und da auch ein kleines Holztäfelchen, an eine russische Lanze oder an das Bajonett eines in die Erde gestoßenen Gewehrs gebunden, ein schlichter Name darauf.

Wie sie zu ihm sprachen, diese Stätten gefallener Helden, über die die Mittagssonne des späten Augusttages mit weichen, warmen Händen strich!

„Halt!" Ein Offizier sprengte an das Auto heran. Wieder wiesen sie ihren Schein. Aber diesmal half er nichts.

„Ich kann Sie nicht weiterlassen, nicht einen Schritt. Die militärischen Operationen verbieten es unter allen Umständen."

„Aber unsre Gaben für die Rodenburger Grenadiere —?"

„Ihr Regiment feiert heute sein hundertjähriges Bestehen, ich weiß es wohl, es ist in unsrer Nähe, und wir haben ihm unsre Glückwünsche schon gebracht. Aber so sehr es sich auch über Ihre schönen Gaben freuen möchte, Sie müssen sie schon hier bei der Etappenintendantur abgeben, sie werden ihm noch heute überliefert werden, dafür stehe ich ein. Es ist schon alles mögliche, daß man Sie so weit hineingelassen, und daß Sie es gewagt; denn der Feind ist nicht weit von uns."

Wie zur Bestätigung seiner Worte klang drüben von der Ferne her das dumpfe Brüllen der Geschütze und hallte polternd und grollend an der Hügelwand wider, die das Gelände säumte.

Der alte Teichgräber ging, die qualmende Pfeife in der Hand, in seinem Arbeitszimmer langsamen Schrittes auf und nieder. Er war im schwarzen Überrock, hatte das Bäffchen aber bereits um den

Hals getan. Es war das seine Gewohnheit seit langen Jahren am Sonntagmorgen; nur so konnte er seine Predigten lernen, die er immer noch wörtlich niederschrieb.

In der Kirche konnte er seinen Gottesdienst nicht halten, da war alles verwüstet und zerstört, aber mit Hannas und des Organisten Hilfe hatte er die große Schulstube zur würdigen Stätte hergerichtet. Raum genug bot sie, denn Pronitten war leer geworden. An demselben Tage, da sie Bärwalde zu einer Trümmerstätte gemacht, war ein Trupp feindlicher Infanterie auch nach Pronitten gekommen, hatte geraubt, gesengt und geplündert und den Bürgermeister, der sich ihrem Tun widersetzte, gefangengenommen und nach Sibirien geschickt. Nun war der alte Teichgräber in die Bresche gesprungen. Wie durch ein Gotteswunder war er einem gleichen Schicksal entgangen, dafür wollte er wirken, so viel und so lange er konnte! Er war jetzt Pfarrer, Standesbeamter, Magistrats- und Proviantmeister, alles in einer Person. Durch weise Sparsamkeit und strenge Zucht sorgte er dafür, daß die Lebensmittel in der kleinen Stadt nicht ausgingen, vermittelte gute Einkäufe und verteilte diese zu verhältnismäßig sehr geringen Preisen unter die Armen. Die Tür zu seiner Amtsstube stand nicht mehr still. Alles wandte sich an ihn, er wußte immer Rat, schuf immer Hilfe.

Selbst jetzt, als er vor der Predigt ein wenig mit sich allein sein wollte, trat ein Landmann aus der nächsten Umgegend in sein Zimmer, um eine Auskunft zu erbitten. Aber erstaunt blieb er an der Schwelle stehen, als er den alten Herrn mit dem Bäffchen angetan sah.

„Was?“ fragte er. „Ist heute Kirche?“

„Ja, lieber Freund, ist heute nicht Sonntag?“

Da schwieg der andre. „Na, dann komm' ich nach de Kirch mal ran und sag' erst bei Peter Balzuweit n' juten Morjen."

„Ist recht."

Peter Balzuweit war der einzige, der von den Kaufleuten geblieben, obgleich er bei jenem ersten Einfall am schlechtesten fortgekommen war und heute vielleicht längst auf dem Pronitter Kirchhof schliefe, wenn ihm damals Hanna nicht zu Hilfe gekommen wäre. Aber Peter Balzuweit hatte das Grauen immer noch nicht gelernt.

„Die Russen? Äh nei, was kümmern mich de labbrigen Keerle? Was 'n gebor'n Keenigsbärger is, der reißt vor ihnen nich aus," hatte er Hanna geantwortet, als die Kosaken wieder sehr nahe an der Stadt waren, und sie ihn fragte, ob ihn jenes Vorkommnis damals nicht nachdenklich gemacht hätte.

Und er brauchte nicht zu bereuen, ruhig ausgeharrt zu haben, während um ihn her alles die Wagen bepackte, denn nun war er der einzige Krämer am Orte und machte glänzende Geschäfte; es war ein Kunststück, besonders um die Abendstunde, über die holprigen Stufen in seinen kleinen Laden zu gelangen.

Hanna trat in das Zimmer des Großvaters, leise, fast geräuschlos. Sie wußte, daß er um diese Zeit nicht gestört werden durfte. Heute aber kam sie doch. Der Schimmer einer hellen Freude lag auf ihrem Antlitz, das in den letzten Tagen trotz aller Kraft, mit der sie sich zusammenzunehmen wußte, oft sorgenschwer geblickt hatte.

„Endlich eine Nachricht von Fritz," sagte sie, „eine kurze nur, aber eine gute!"

Da sah auch der Alte von seiner Predigt auf und unterbrach den regelmäßigen Gang.

„Er ist gesund. Sie haben schwer zu kämpfen, sie sind zu sehr in der Minderheit, aber es ist ihnen doch gelungen, den Durchbruch aufzuhalten. Daß sie inzwischen bei uns so furchtbar gehaust und sein geliebtes Bärwalde zerstört haben, scheint er noch nicht zu wissen. Die Karte ist wohl lange unterwegs gewesen."

„Was macht der Borowski?" fragte nach einer kurzen Pause der Alte. „Daß es ihm noch gelungen ist, den Händen seiner Verfolger zu entkommen, war eine Tat."

„Er liegt teilnahmlos in seinem Bett. Aber in der Nacht phantasiert er furchtbar ... von brennenden Wäldern und schwarzen Sümpfen und von ertrinkenden Russen. Einmal rief er mich an sein Lager, sah mich mit irrem Auge an und sagte: ‚Schwester, stopfen Sie den Rappen Stroh ins Maul ... mehr, immer mehr, ich kann ihr Schreien nicht ertragen!' Und dann wurde er so unruhig, daß ich ihn selbst mit Hilfe von Schwester Mathilde nicht in den Kissen halten konnte. Er denkt immer, er fährt durch Sümpfe, die unter ihm wanken und ihn mitsamt dem Wagen herabziehen wollen. Dann will er um jeden Preis aus dem Bett herausspringen ... und er hat unglaubliche Kräfte."

„Sowie die Kirche zu Ende ist, will ich zu ihm gehen."

„Ach nein, laß das, Großvater, er ist dazu noch nicht weit genug, er würde dich gar nicht kennen. Doktor Robinson hat streng verboten, daß jemand zu ihm gelassen wird."

„Gut, mein Kind; aber nun muß ich einen Augenblick allein bleiben, die Glocken läuten schon zum erstenmal."

Es waren die alten Pronitter Glocken noch, aber ihr Klang war nicht mehr frei und hell und klar

wie in früheren Zeiten. Denn nicht mehr von der stolzen Höhe des Kirchturms sprachen sie zu Stadt und Land, der war eingestürzt und verfallen. Und wenn man sie auch aus den Trümmern hervorgeholt hatte, sie waren nicht unversehrt, wie die Leute es in ihrer ersten Freude dachten. Äußerlich ja, da sahen sie nach der gründlichen Reinigung, die man ihnen hatte widerfahren lassen, aus wie ehedem, aber innerlich hatten sie gelitten, in ihrer Seele. Glocken haben eine Seele wie die Menschen. Da war etwas zerrissen, gesprungen, das niemals wieder heilen konnte. Darum klang ihr Ruf von dem Giebel des alten Rathauses, in den man sie geschafft, und wo sie niemals heimisch werden konnten, so dumpf und traurig, als läuteten sie einem Begräbnis und nicht einem sonnenklaren Sonntagmorgen. Dem Alten ging es jedesmal ans Herz, wenn die einst frohen Stimmen so müde und dumpf in seine stille Stube tönten.

Es war Zeit, sich fertig zu machen. Er legte den Talar an, ordnete das Bäffchen und steckte die Niederschrift der Predigt in die Tasche.

Da drang durch das Gewoge der letzten Glockentöne hindurch die Hupe eines Autos an sein Ohr. Kraftwagen fuhren jetzt unaufhörlich durch die kleine Stadt, sie waren nichts Besonderes. Diese aber klang so laut, so unmittelbar unter ihm, daß er doch ans Fenster trat — in der Tat, der große Kraftwagen war von der Straße abgebogen und steuerte jetzt auf sein Pfarrhaus zu. In ihm saß eine Person in Uniform, und neben ihr eine andre in bürgerlicher Tracht — und diese andre — nein, er irrte sich nicht! —

So schnell es ihm seine Amtskleidung erlaubte, war er an die Tür geeilt, hatte dem langsam Aussteigenden beide Hände entgegengestreckt. „Wahr-

haftig, meine alten Augen haben mich nicht getäuscht. Hans Warsow! Willkommen, tausendmal willkommen!"

Seine Freude kam aus tiefster Seele. In dieser schweren Zeit und zumal in einer vom Feinde umlauerten Gegend, die alles mied, sah man ja nie einen Menschen, zu dem man sich einmal aussprechen konnte und auftauen von allem, was so drückend auf einem lag. Und nun kam, der ihm von allen der Liebste und Nächststehende war, sein Schüler und gleichgestimmter Freund Hans Warsow.

Aber was war dem? Sein Antlitz, das immer etwas Durchgeistigtes, zugleich jedoch etwas Frisches hatte, war von einer beinah krankhaften Blässe überzogen, aus tiefen Höhlen blickten die dunklen Augen so traurig und so leer zugleich, als hätten sie Unüberwindliches geschaut.

Der Alte begriff. Es war ja auch so gewesen. Daß er nicht gleich daran gedacht! Die Freude des Wiedersehens hatte es gemacht, und dann — er war an diese Bilder der Zerstörung weit umher allgemach gewöhnt, für ihn hatten sie die Schrecken verloren. Der andre aber, der viel Jüngere, der Tiefempfängliche, sah das alles zum erstenmal! Da freilich war es kein Wunder.

Er dämpfte den lebhaften Ausbruch der Freude, nahm den Gast bei der Hand, stützte ihn unmerkbar, als er die Stufen zum Hause emporstieg, und war ihm beim Ablegen des schweren Mantels behilflich; schonungsvoll und zart, wie mit einem Kranken, der aber nicht merken durfte, daß man ihn für krank hielt, ging er mit ihm um. Aber dazwischen sagte er doch immer: „Zu schön, daß Sie gekommen sind, mein lieber Warsow! Eine größere Freude konnten Sie mir nicht machen."

Dann lud er auch den Feldwebelleutnant gastlich

in sein Haus; der aber entschuldigte sich, er habe in der Stadt nahe Angehörige, die ihn erwarteten. „Morgen früh um sieben Uhr bin ich mit dem Auto hier vor der Tür," sagte er zu Hans. „Später dürfen wir nicht fahren, das Fortkommen wird wieder schwierig werden."

Auch Hanna war gekommen, hatte den unerwarteten Gast, der ihr jetzt durch Fritz viel näher getreten war, begrüßt und in das Zimmer geleitet. „Den Großvater müssen Sie entschuldigen, der muß zur Kirche, ich aber bleibe gern bei Ihnen."

Jetzt erst schien Hans zu sehen, daß der andre im Talar war.

„Ach ja ... es ist Sonntag heute ... ich hatte es ganz vergessen. Man merkte nichts vom Sonntag auf dieser Fahrt. Aber zur Kirche komme ich mit."

„Wenn Ihnen jetzt nicht eine Stunde der Ruhe besser sein wird."

„Nein, nach einem Gottesdienst ist mir gerade zumute."

So gingen die drei zusammen.

Nach dem Essen hatte sich Hans auf sein Zimmer begeben und bis an den Abend geschlafen. Nun saß er mit dem alten Teichgräber allein in der schlichten Arbeitsstube, immer noch still und in sich gekehrt.

„Es war eine Fahrt, die ich nie vergessen werde," sagte er endlich, „eine Fahrt durch lauter Verwüstung und Tod. Was haben sie aus unserm schönen Ostpreußen gemacht! Und unser Bärwalde!"

„Sie besuchten es erst auf der Rückfahrt?"

„Ja, gestern. Man hatte mich vorbereitet, gewiß. Aber als wir nun auf den Hof kamen und dort nichts fanden als das kahle Wohnhaus, alles andre niedergesengt ... rauchende Schutthaufen und aus-

gebrannte Mauern ... der schöne Kutschstall, den mein Onkel erst neu gebaut, ein schwarzgähnendes Gewölbe, das Vieh, dem Aussterben nahe, verkümmert und verhungert über die öden Felder irrend, all die Stätten, mit denen tausend Erinnerungen der Kindheit und Jugend verbunden sind, an denen man einmal so glücklich gewesen — da überrannte es mich. Ich versuchte hier und da nach dem Rechten zu sehen, dem Hofmeister, der treu ausgeharrt, zur Seite zu stehen, es ruht ja jetzt alles auf seinen Schultern. Doch länger als einen Tag hielt ich es nicht aus. Nun trieb es mich hierher."

„Ich würde es Ihnen auch sehr verdacht haben, wenn Sie an Ihrem alten Lehrer vorbeigefahren wären."

Ein bitteres Lächeln zuckte um Hans' Lippen. „An meinem alten Lehrer! Ganz recht. Und doch, als ich heute unter Ihrer Kanzel saß und Ihren Worten zuhörte, die mir früher einmal so viel gewesen, ja, die mir meinen Beruf gewiesen — da konnte ich nicht mehr mit. Zum erstenmal nicht mehr mit. Diese Fahrt hat etwas in mir zerrissen, das Beste vielleicht, was ich besessen. Nun ist alles in mir voller Unfriede und Auflehnung."

Er stützte den Kopf in beide Hände und starrte mit den traurigen Augen auf die Tischplatte.

„Dies schöne, stille, freundliche Land, das bisher fleißig, selbstgenügsam, arbeitsfreudig war und nun so unsagbarem Unheil ausgesetzt! Seine Früchte mutwillig zerstört, seine Bauten niedergerissen, unschuldige, friedliebende Bürger hingemordet! Mir ist, als hörte ich über seine Wasser und Felder den Schrei des Entsetzens gellen. Und über alledem ein Gott der Liebe und Gerechtigkeit? Wo ist er? Wo soll ich ihn suchen und ihn finden? Meine

Vernunft zerbricht daran, mein Glaube, den ich einmal felsenfest wähnte, erlahmt!"

Der Alte merkte, in wie heißer Erregung alles in dem andern war, er wußte zugleich, daß ein solches Leid mit ein paar Worten nicht zu heilen war. Deshalb versuchte er es gar nicht, sondern wählte als weiser Mann einen andern Weg, den jungen Freund abzulenken von den Bildern und Gedanken, die unaufhörlich auf ihn einstürmten. So schnitt er einige Fragen an, die auf rein geistigem Gebiete lagen, und die sie früher hier an derselben Stelle oft miteinander behandelt hatten.

Und scheinbar glückte ihm sein Vorhaben. Hans, der zuerst widerstrebte, zeigte allmählich einige Aufmerksamkeit.

Aber kaum war er zur Freude des Alten gewonnen, da erschien ein Abgesandter des Feldwebelleutnants und brachte die Botschaft, daß nach einer eben eingetroffenen Meldung die Wege nicht mehr sicher wären und das Auto deshalb bereits eine Stunde früher vor dem Pfarrhause sein würde.

Da wünschten sich die beiden gute Nacht.

In der Frühe des nächsten Morgens verließ Hans das Pfarrhaus. Der alte Teichgräber und seine Enkelin blieben noch eine Weile am Frühstückstisch auf der Veranda sitzen. Hanna vertiefte sich in einen Brief, den ihr der Postbote eben von Fritz gebracht.

„Sie haben einen ganz neuen Führer bekommen," sagte sie, „Hindenburg heißt er."

Nun las sie vor: „‚Wenn der Feind jetzt wieder näherrücken sollte, erschreckt nicht! Wir hören zwar nichts; der Hindenburg läßt nichts verlauten. Aber wir meinen: der weiß genau, was er will. Der hat seinen ganz fertigen Plan. Immer mehr

hineinlocken will er den Russen, und wenn er ihn hat, wo er will, ihn umklammern mit eisernem Arm. Es ist sehr viel Verstärkung unterwegs, auch vom Westen. Wir glauben, es bereitet sich etwas Großes vor. Und wenn unser armes Ostpreußen auch noch einige Zeit weiterbluten muß, der Tag der Abrechnung wird nicht mehr ferne sein. Und nun Gott befohlen, Du und der Großvater, haltet aus und verzaget nicht! Es wird wieder Licht werden. Dein Fritz.'"

„Er schreibt noch einige Worte über ihren letzten Marsch, aber ich will es nicht vorlesen, es könnte jemand hören und man kann jetzt nicht ängstlich genug sein. Du kannst es ja allein lesen."

Sie reichte ihm den Brief, räumte Kanne und Tassen fort und sagte dabei: „Hast du übrigens gehört, daß Peter Balzuweits Frau so schwer erkrankt ist? Ich war gestern bei ihr. Es sieht schlecht aus, Doktor Robinson gibt wenig Hoffnung. Ihr altes Leiden vom vorigen Jahre."

„Da werde ich so bald wie möglich zu ihr gehen. Es wird dem Alten schwer treffen, er hängt mit seinem ganzen Herzen an der Frau."

Kaum hatte er es gesagt, da kam ein hurtiger Reiter dicht vor die Tür gesprengt: ein junger Offizier von ausgesprochen slawischem Körperbau und einem scharfgeschnittenen Gesicht, in dem sich Gutmütigkeit und stille Verschlagenheit begegneten.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer Teichgräber!" und er faßte grüßend an die Mütze.

„Woher kennen Sie mich?" fragte der Alte mit höchstem Erstaunen.

„Oh, ich kenne den Herrn Pfarrer sehr gut. Schon seit drei Jahren." Und lächelnd fuhr er fort: „Damals hauste die Nonne hier in den preußischen Forsten. Man suchte Leute, die das Fichtenholz

einschlugen. Da meldete ich mich mit andern russischen Arbeitern zusammen, natürlich nicht nur, um als Baumfäller tätig zu sein —"

„Gewiß nicht. Sondern um in aller Ruhe unsre Verhältnisse auszukundschaften!" unterbrach ihn der Pfarrer bitter.

„Sagen wir: militärischer Operationen halber!" gab der Russe lachend zurück. „Damals habe ich Sie oft gesehen, auch die junge Dame dort" — er neigte den Kopf leise gegen Hanna. „Sie war damals noch ein halbes Kind, ein Backfisch, wie sie hierzulande sagen. Ich war auch in Ihrer Kirche; man hat sie schecht zugerichtet. Wäre ich hier gewesen, wäre ihr nichts geschehen. Ihre Predigten haben mich immer erbaut."

Er sagte das alles von dem zierlich gebauten Grauschimmel herunter, der ungeduldig auf dem Pfarrhofe hin und her tänzelte, sofort aber stand, wenn seine Hand nur lässig in den Zügel griff.

„Und nun bin ich vorausgeritten, Ihnen zu melden, daß ein russisches Regiment im Anzuge ist, und daß ich Befehl habe, bei Ihnen Quartier zu machen. Der Polkownik (Oberst) und sein Stab ... Sie erlauben wohl, daß ich mir die Gelegenheit mal ansehe."

Schon trat er die Stufen empor, indes der Schimmel kehrtmachte und zu der Truppe zurückging, die unter schmetternder Musik ihren Einzug in die Stadt hielt.

„Ihr Arbeitszimmer muß ich für die Herren in Beschlag nehmen, auch die Wohnstube und das Eßzimmer," äußerte er mit einer Rücksichtslosigkeit, die er jedoch mit einem Hauch von Zuvorkommenheit verbrämte, „sie liegen gut zusammen. Hier der Herr Polkownik, dort der Adjutant und der Stab. Sie sind wohl so gut, das Nötige zu ver-

anlassen," wandte er sich, wiederum ganz verbindlich, an Hanna.

„Und wo soll der Großvater bleiben, wenn Sie ihm seine sämtlichen Wohnräume nehmen?"

„Es tut mir leid, ihn zu stören. Aber diesmal gehen wir vor. Im übrigen werden wir niemand behelligen. Und nun auf Wiedersehen, Herr Pfarrer!"

Er begab sich zu Fuß zu seiner Truppe zurück. Wie eine Windsbraut sausten die ersten Reihen dahin; dann staute sich der Zug in der engen Straße, erst nach einer Weile bekam er wieder Luft. Nun folgten Geschütze, Munitionswagen und sehr viel Troß.

„Unser armes Pronitten!" sagte der Alte. „Sie werden hier wenig finden, es ist ja alles auf und davon."

„Sie sind genügend versorgt," erwiderte Hanna und wies auf die Küchenwagen, die jetzt in die Stadt gefahren kamen.

Im Pfarrhause ging es still zu. Der Oberst, ein kleiner, griesgrämiger Mann, der wunderbarerweise kaum ein deutsches Wort sprach, setzte sich sofort nach seiner Ankunft mit seinem Stab bei Karten und Schriftstücken fest, war völlig anspruchslos in Speise und Trank und gestattete auch keinem seiner Offiziere und Leute, die Hausbewohner irgendwie in Anspruch zu nehmen oder sich gar die leisesten Überschreitungen zuschulden kommen zu lassen. Er hielt strenge Disziplin, und als ihm zu Ohren kam, daß einer seiner Soldaten ein Pack Tabak aus Peter Balzuweits Laden geraubt und sein Vorgesetzter nicht eingeschritten war, bestrafte er alle beide.

„Solange die hier sind, können wir es aushalten,

trotz allen Beschränkungen, die wir uns auferlegen müssen," sagte der Alte zu Hanna.

„Ich weiß nicht," gab diese zurück, „mich überkam ein wunderliches Empfinden, als der kleine, graue Mann hier eintrat."

Der junge Offizier, der vorhin als Quartiermacher erschienen war, kam aus dem Inneren des Hauses. „Den ganzen Tag sitzen und Karten studieren, daß einem der Schädel brummt, hol's der Teufel! Dazu bin ich nicht Soldat geworden. Reiten will ich und im Kampf mich tummeln, aber nicht Stubenhocker sein!"

Er setzte sich auf die Stufen der Veranda, schlug die Beine übereinander, legte die starken, dunkelbraungebrannten Hände gefaltet darüber und begann sich in behaglicher Weise mit dem alten Manne und dem hübschen Mädchen wie mit zwei guten Bekannten zu unterhalten. „Ein schönes Land, euer Ostpreußen! Diese fruchtbaren Felder und herrlichen Wälder! Und das Wild dadrinnen! Ich schoß gestern ein Elentier, da drüben bei Forst Reuthen. Wir hatten gerade einen freien Tag."

„Sie nennen unser Ostpreußen schön und handeln danach, versengen und verbrennen, wo sie nur können!" gab Hanna mit höhnender Bitterkeit zurück.

Er blieb, völlig unberührt von ihren Worten, in seiner gemütlich kauernden Stellung, zerfaserte gedankenlos ein herbstlich gefärbtes Blatt in seinen Fingern und antwortete: „Das tun wir nicht, sondern die Kosaken, und man muß es ihnen nun schon hingehen lassen. Für den Soldaten ist dieser Krieg so eine Abwechslung. Man weiß doch mal, wozu man lebt, und kann Geld und Ehren gewinnen."

„Aber man kann auch sterben."

„Gewiß, man kann auch sterben," wiederholte der Russe mit demselben Gleichmut. „Was ist Sterben? Nicht sein! Schmerzen haben, schwerverwundet auf dem Felde liegen, das ist etwas. Aber sterben ist nichts. Sterben ist, wie wenn ich von langem Ritt todmüde bin und lege mich aufs Lager. Oder wenn ich Gram und Verdruß habe und verschlafe ihn. Sterben ist, wie wenn mich ein Licht blendet, und ich blase es aus. Sterben ist stiller Feiertag nach Werktagsarbeit. Wir Russen wissen nichts von der Furcht vor dem Sterben."

„Aber was nach dem Sterben kommt" — sagte der alte Teichgräber.

Der Russe zuckte die Achsel. „Was soll nach dem Sterben kommen? Nichts, rein gar nichts. Wenn einer tot ist, dann ist sein Odem fort, sein Körper verwest. Wir sehen es ja jeden Tag auf dem Schlachtfelde, bei den Tieren wie bei den Menschen."

„Aber die Seele lebt fort."

Der Russe lächelte, ein ungläubiges, schwermütiges Lächeln.

„Oh, ich besinne mich sehr wohl, Sie predigten einmal darüber. Es war gerade vor einem Jahr. Und es war sehr schön. Es war wie eins der alten hübschen Märchen, die mir die Mutter erzählte, wenn sie mich schlafen brachte, oder wenn ich einmal nicht recht tat. ‚Sergei,' sagte sie, ‚nimm dich in acht, daß deine Seele nicht in die Hölle fährt, sei brav und gut, damit du zu deinem seligen Vater in den Himmel kommst!' — Es war das erste Mal, daß ich Sie hörte, und es war mir, als wäre meine Mutter wieder lebendig geworden. Da kam ich öfters — und da gewann ich Sie lieb, Herr Pastor Teichgräber."

Es war ein so kindliches Geständnis, und es war so viel des Guten und Offenherzigen in ihm,

daß der alte Mann dem jungen Feinde nicht ohne Bewegung die Hand reichte.

„Und nun wollte ich fragen, was Sie tun werden?" fuhr dieser nach einer kurzen Pause fort, „Sie und das Fräulein?"

„Was wir tun werden?" gab Hanna erstaunt zurück.

„Nun ja, Ihr Ostpreußen wird doch russische Provinz, vielleicht sehr bald, zu einem großen Teil ist es ja schon unser. Dann wären Sie doch beide Russen. Werden Sie nun hierbleiben oder nach einem andern Teile Deutschlands auswandern?"

Hanna lachte hell auf. „Gott sei Lob und Dank, daß wir uns darüber noch nicht den Kopf zu zerbrechen brauchen. Vorläufig spielen wir hier ein bißchen ‚Verwechsel, verwechsel das Bäumchen!' Heute sind die Russen da und morgen die Deutschen. Wer weiß, wie lange Sie noch so behaglich dort auf Ihrem Stuhle sitzen werden!"

Das Mädchen kam und meldete, Peter Balzuweit wäre da und wollte den Herrn Pfarrer sprechen, er hätte es eilig.

Die Amtsstube war von dem russischen Stabe in Beschlag genommen. So mußte man Peter Balzuweit in das Schlafzimmer des Pfarrers, oben im ersten Stockwerk, bitten.

Er ließ sich auf dem einzigen Stuhl nieder, den der Pastor ihm anbieten konnte. Auf seinem derben Antlitz, das sonst mit so kecker Unbekümmertheit in die Welt blickte, lag ein schlaffer, welker Zug. „Meine Alte ..." sagte er mit erstickter Stimme, „eben vor einer Stunde ... ich wollt' den Härn Pfarrer noch zur heil'gen Kommunion bitte, aber 's war schon zu spät. Nu komm' ich von weg'n der Beärd'jung."

„Es wird jetzt schwerhalten."

„Was heißt schwerhalten, Herr Pfarrer? Was kümmern uns die schofligen Russen, wenn wir eine Tote bejrab'n?"

„Sie werden keine Ansammlung von Menschen erlauben, auch selbst zu einer so heiligen Handlung nicht."

„Was brauchen wir de Mänschen! Sie haben sich nie um se gekimmert. Wänn nur der Härr Pfaarer da sind und ich."

„An mir soll es nicht fehlen, das wißt Ihr."

„Ja, das weiß ich, Angst haben der Härr Pfaarer sowenig wie ich. Und dann, was ich noch sagen wollt': das Stärbejläckche mächt' ich jeleitet hab'n."

„Nein, Peter Balzuweit," erwiderte der Pfarrer sehr entschieden, „das müßt Ihr euch aus dem Sinn schlagen. Wir haben die Feinde in der Stadt, da können wir keine Glocken läuten lassen."

Eine heiße Glut stieg in Peter Balzuweits Kopf, krebsrot war er hinauf bis an die kurzen borstigen Haare. „Waas? Nich mal de Jlocken leiten, wie's bei jädem anständ'jen Christenmänschen jeschieht? Aus lauter Angst vor der Lausbande soll ich meine Frau, die eine chute Christin gewäs'n ihr Läben lang, väscharrn wie'n toten Hund? Und das raten Sie mir, Härr Pfaarer?"

Der alte Teichgräber kannte Peter Balzuweit, so lange er in der Gemeinde wirkte. Er wußte, daß er von Herzen gut, aber jähzornig und hartköpfig war wie kein andrer in der Stadt.

„Ihr müßt die Vernunft sprechen lassen," redete er ruhig und freundlich auf ihn ein. „Es geht jetzt nicht, geht auf keinen Fall. Wenn wir sie mit Gottes Hilfe wieder heraushaben, sollen die Glocken für Eure liebe Frau gehen, so viel Ihr wollt, und wenn ich sie selber läuten sollte. Sie war eine gute Christin und hat's verdient. Aber wenn sie

22*

selber noch mitreden könnte, würde sie sagen: Laß gut sein, Peter, der Herr Pfarrer hat recht, es ist jetzt nicht möglich."

Es war alles in den Wind gesprochen, nur um so trotziger verhärtete sich der andre; nur um so heißer stieg die Glut in sein Antlitz.

„Also von wäjen de Russe nich? Und das ist Ihr letztes Wort, Härr Pfaarer?"

„Es muß mein letztes sein, so schwer es mir fällt."

„Na, dann kann ich ja woll jehn, Härr Pfaarer, dann dank' ich auch scheenstens für Ihre Bejleitung. Die Härren Russen meechte se auch nich jerne sähen, dann werde ich meine chute Alte schon allein raustragen auf den Friedhofsacker. 'n juten Tag, Härr Pfaarer."

Pastor Teichgräber hätte ihn gern gehalten und zur Besinnung gebracht. Aber er wußte, daß vorläufig nichts mit ihm anzufangen war, vielleicht kam er später wieder, wenn er sein heißes Blut beruhigt hatte. Es war schon öfters so gewesen.

In dieser Hoffnung kehrte er zu den beiden zurück, die in friedlichem Gespräch auf der Veranda geblieben waren. Hanna war gerade dabei, ein Kapitel aus einem Buche vorzulesen, das sie aus der Bibliothek des Großvaters genommen hatte, und der junge Russe hörte mit sichtbarer Anteilnahme zu. Er wickelte dabei eine Zigarette nach der andern und ließ voller Wohlbehagen die kleinen Wölkchen in die Luft steigen; auch der Pfarrer steckte sich eine Zigarre an und beteiligte sich an dem allgemeinen Lesen.

Da mit einem Male — irrte er? Spielten ihm die Gedanken, die ihn immer noch beschäftigten, einen mutwilligen Streich, oder träumte er in der Stille seines Pfarrhofes, in die das Geräusch und

der Lärm der vom Feinde besetzten Stadt nur wie fernes Gewoge drang? — Aber nein, auch Hanna war aufmerksam geworden. Sie hob den Kopf vom Buche, ein heißes Erschrecken war auf ihren sonst so stillen Zügen. Jetzt brach sie mitten im Satze ab, der Russe war von den Stufen emporgesprungen, sah zuerst den Alten, dann seine Enkelin mit einem fragenden, entsetzten Blick an. Und nun ganz laut, mit unabwendbarer Deutlichkeit klang es durch die Stille. Immer näher, immer stärker, immer schriller: Bimbam ... bimbam .. bimbam ... bimbam ... das Geläute der Glocken vom Giebel des Rathauses, das Sterbegeläut für Peter Balzuweits Frau, das ihr Mann ihr anstimmte; denn kein andrer würde es gewagt haben als der starrköpfige, rücksichtslose Mensch, der sich um Tod und Teufel nicht kümmerte und in seinen Fall gleichgültig auch den der andern hineinzog.

Der alte Teichgräber war aufgestanden und tat einige Schritte dem Ausgang entgegen, gleich als wollte er das Unheil noch zu hindern suchen. Dann schien er sich zu besinnen, daß dies nicht mehr möglich war.

„Mein Wille ist es nicht gewesen," sagte er zu Hanna. „Nun muß ich es auf mich nehmen und der Dinge warten, die da kommen werden."

Hanna aber, die sonst so ruhige und starke, stürzte dem Russen entgegen, der sich gerade anschickte, die Veranda mit einem kühlen Gruß zu verlassen: „Um Gottes willen, schützen Sie den Großvater!"

Der verharrte in seiner Zurückhaltung. „Es wird nichts mehr zu machen sein. Wie konnte so etwas geschehen?"

„Er ist unschuldig!"

„Er ist der Verantwortliche. Ich bin voller Vertrauen zu ihm gekommen, und er verrät uns!"

Wuchtige Schritte hallten durch den Hausflur, drei russische Soldaten erschienen, machten ihre Meldung und traten dann auf den Pfarrer zu. „Sie sind auf Befehl des Herrn Obersten verhaftet und werden sofort vor ein Kriegsgericht gestellt werden," sagte der junge Offizier, und man hörte seinen Worten an, daß sie ihm nicht leichtfielen. Nun winkte er einen Soldaten heran, der draußen Posten stand, und erteilte ihm seine Befehle. Gleich darauf saßen mehrere Reiter auf und sprengten in gestrecktem Galopp in die Stadt.

Überall war jetzt Bewegung und Lärm. Die ganze Besatzung schien in Aufruhr geraten; ein Trupp von Soldaten marschierte auf, mehrere Munitionswagen folgten, zuletzt eine Schwadron von Reitern.

„Machen Sie sich bereit!" sagte der junge Russe in kurzem militärischen Befehlston zu dem Pfarrer. Schon wollte ihn die Ordonnanz abführen, da rief der Alte noch einmal seine Enkelin zu sich heran, nahm mit der Linken ihre schlaff herabhängende Hand und legte ihr die Rechte auf den blonden Scheitel.

„Sei getrost, mein liebes Kind," sagte er mit seiner milden, beruhigenden Stimme. „Alles, was kommt, das kommt von Gott. Auch dies. Was mir nun auch geschehen mag, ich kann es auf mich nehmen, denn ich bin mir nichts Bösen bewußt. Solange der Mensch ein gutes Gewissen hat, kann er alles tragen, auch das Schwerste." Und dann, während er sich zum Gehen anschickte: „Du bist mir mein Leben lang ein liebes Kind gewesen und hast mir nie eine sorgenvolle Stunde bereitet. Nun weine nicht, meine Unschuld wird sich schon erweisen, und wir werden uns wiedersehen. Gott behüte dich und den du liebhast!"

In tiefer Verzweiflung war Hanna zurückgeblieben. So lange hatte sie den Kopf hochgetragen und sich durch nichts ihren Mut rauben lassen, aber jetzt, wo der Großvater sie verließ, sie sein Leben gefährdet sah, war es mit ihrer Tapferkeit vorbei. Sie liebte und verehrte den alten Mann mit der ganzen Inbrunst ihrer jungen Seele. Von dem Tage an, da sie Mutter und Vater verloren, war er ihr alles gewesen: Vater und Führer auf ihrem Lebenswege. Und was sie an ihm gesehen und beobachtet im täglichen Leben, in der engen Gemeinschaft des Hauses, wo sich so leicht Schwächen und Fehler offenbaren, war gut und rein gewesen. Nie hatte sie einen Widerspruch wahrgenommen zwischen dem, was er lehrte und was er lebte, nie ein Wort von ihm gehört, das nicht weise und voller Liebe zugleich gewesen. Das Ideal des Geistlichen fand sie in ihm verkörpert und hatte zu ihm emporgeschaut in jeder frohen und schweren Stunde ihres Lebens und sich immer richtig beraten gefunden, wenn sie handelte, wie er es vorgeschrieben. Er würde auch jetzt das Rechte wissen und tun, würde furchtlos selbst dem Äußersten entgegensehen, wenn es sein mußte!

Eine ganze Weile war vergangen, in der sie, unfähig zu jeder Arbeit, auf der Veranda gesessen, den Blick auf die große Tür geheftet, hinter der über das Schicksal ihres Großvaters verhandelt wurde. Man sprach leise da drinnen; der junge Offizier, mit dem sie sich eben noch auf derselben Stelle hier harmlos unterhalten, schien als Dolmetsch zu dienen; ab und zu war ihr, als vernähme sie seine Stimme. Um ihr Leben gern wäre sie eingetreten, hätte sie wenigstens an der Tür gehorcht. Aber zwei russische Soldaten waren mit aufgepflanztem Gewehr vor sie gestellt und ließen niemand auf den Flur. Auch

sie wurde scharf bewacht. Sie merkte es sehr wohl. Der Posten, der vor der Veranda auf und ab ging, hatte sie stets im Auge und verfolgte jede ihrer Bewegungen. Sprach man den Großvater schuldig, so kam sie sicher auch an die Reihe. Nur zu!

Die Verhandlung schien zum Abschluß gekommen, sie hörte das Rücken einiger Stühle. Jetzt schellte man, eine Ordonnanz begab sich in das Zimmer, bald darauf trat der Oberst heraus und begab sich, ohne ihr irgendwelche Beachtung zu schenken, durch die Veranda auf den Hof, wo er ein bereitstehendes Pferd bestieg und im scharfen Trabe davonritt. Lange noch hörte sie den harten Hall der Eisen auf dem Steinpflaster.

Nun kam auch der junge Offizier, setzte sich auf seinen alten Platz auf die Stufen der Treppe, nahm die unterbrochene Beschäftigung des Zigarettenwickelns von neuem auf und sah, ohne ein Wort zu sprechen, gedankenvoll, traurig beinah vor sich hin.

„Darf ich meinen Großvater jetzt nicht sehen, wenigstens auf einen Augenblick?" wagte sie endlich zu fragen.

Der andre schüttelte den Kopf. „Ich darf Ihnen die Erlaubnis nicht geben, es geht über meine Befugnis. Die Verhandlung ist nur unterbrochen, nicht beendigt. Man wird den törichten Mann verhaften, der die Glocken in Bewegung setzte. Ihn erwartet dasselbe Schicksal wie Ihren Großvater."

„Und dies Schicksal?" In furchtbarer Spannung weilte ihr Auge auf den Zügen des jungen Offiziers.

„Auch darüber darf ich Ihnen nichts sagen. Jedenfalls steht die Sache ernst. Der Polkownik und sein ganzer Stab haben sich nicht überzeugen können, daß ein Mensch so verblendet handeln

könnte, jetzt, wo Ihre Truppen ganz nahe stehen, die Glocken ins Land zu läuten — nur um einen Akt der Pietät zu erfüllen."

„Was glaubt man denn?"

Der Russe lächelte leise und blies den Rauch seiner Zigarette in einer langen dünnen Wolke von sich.

„Ihre Frage ist sehr harmlos, liebes Fräulein. Man glaubt nicht nur, man ist sicher, daß es sich um ein abgekartetes Spiel handelt, den Truppen da draußen ein Zeichen zu geben. Aber mögen sie kommen, wir haben unsre Vorkehrungen getroffen. Und der erste, der es zu büßen hat, ist Ihr Großvater."

Hanna sah, daß sie gegen solchen Fanatismus wenig ausrichten konnte. Aber sie wollte nichts unversucht lassen.

„Wenn Sie meiner Versicherung nicht glauben, daß Ihre Vermutung nicht zutrifft — gibt es denn kein einziges Mittel, meinen armen Großvater zu retten?"

Der Russe unterbrach seine Arbeit, legte die Zigarette, mit deren Wicklung er gerade beschäftigt war, auf den Treppenrand und sagte: „Gewiß, es gibt ein Mittel, und ein sehr einfaches dazu. Wir haben es Ihrem Großvater auch bereits an die Hand gegeben. Er hat sich aber, bis jetzt wenigstens, nicht dazu bereit finden lassen."

„Und dies Mittel? Sagen Sie es mir, schnell!" Eine fieberhafte Erregung war in ihrem Antlitz und verklärte es mit blühender Schönheit.

„Wir haben in Erfahrung gebracht," erwiderte der Russe langsam, jedes Wort bedächtig wägend, „daß aus diesem Hause vor kurzem ein eben erst verwundeter Offizier aufs neue ins Feld gerückt ist, der in der Armee ficht, die hier gegen uns Auf-

stellung genommen. Wir wissen auch, daß er vor kurzem an Sie oder Ihren Großvater einen Brief geschrieben, der Angaben über die Stellung der deutschen Truppen enthält" — er machte eine kurze Pause. Das große Auge mit namenlosem Erstaunen auf ihn gerichtet, saß ihm das junge Mädchen gegenüber. Ihre Hände, die bis dahin ruhig in ihrem Schoß gelegen, flogen auf und nieder.

„Das wissen Sie? Woher wissen Sie das?"

„Sehen Sie, nun haben Sie alles bereits zugegeben. Der alte Herr dadrinnen suchte es zu leugnen. Aber Sie waren ehrlicher. Sie und der alte Herr sind jedenfalls über die Stellung der deutschen Truppen unterrichtet. Der Herr Polkownik hat nun Ihrem Großvater ein Entweder-Oder gestellt. Entweder er klärt uns auf —"

„Das wird er nie tun!"

„Ich bin davon überzeugt," gab der Russe ehrlich zurück, „es würde zu seinem Charakter und Wesen nicht passen. Freilich dann bliebe nur das andre."

„Sie nehmen ihn gefangen und schleppen ihn nach Sibirien!"

„Vielleicht noch etwas Schlimmeres."

„Noch etwas Schlimmeres?" Und dann, mit einem unterdrückten Aufschrei: „Ich verstehe. Sie schießen ihn nieder ... den alten herrlichen Mann. Sie muten ihm zu, sein Vaterland zu verraten; Sie selber würden es nie fertigbekommen, das weiß ich genau. Aber von ihm verlangen Sie es. Und wenn er sich weigert, dann ... o pfui, wie feige, wie erbärmlich ist das von Ihnen!"

Der Russe trug ihrem Schmerz Rechnung, er verargte ihr die heftigen Worte nicht.

„Es ist Kriegsrecht. Auf das Läuten von Glocken steht Todesstrafe. Ich habe nichts mitzureden. Polkownik Turgenow ist ein unbeugsamer Mann,

was er will, das tut er. Er macht nie Worte, er handelt nur. Keiner weiß, was er vorhat, jeder erfährt es erst, wenn es geschehen. Aber wenn er die Lippe nagt, dann steht es schlimm. Und er hat es heute getan, zweimal."

Er blies den Rauch seiner Zigarette zwischen den dünnen Lippen in die Luft und fuhr fort: „Es tut mir leid um den alten Mann, ich gäbe viel darum, könnte ich ihn retten; aber ich habe nicht die Macht dazu. Die steht jetzt allein bei Ihnen."

„Bei mir?"

„Denken Sie daran, wieviel Gutes Ihnen der Alte getan, wie verlassen Sie ohne ihn sein werden!"

„Das bedenke ich beides sehr wohl, aber was soll ich tun?"

„Was er nicht wollte, wohl auch nicht konnte. Für Sie ist es etwas ganz andres. Sie brauchen mir ja nur ganz im verborgenen ein paar Andeutungen zu machen — niemand wird erfahren, woher ich sie habe, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf —, und Sie retten sein Leben!"

„Verlassen Sie mich auf der Stelle!" rief sie voll heißer Erbitterung. „Mit einem Manne, der seine Macht benutzt, mir so entwürdigende Vorschläge zu machen, will ich keine Gemeinschaft mehr haben. So, nun haben Sie mein und meines Großvaters Leben in Ihrer Gewalt. Nun tun Sie, was Ihnen gut dünkt!"

Ein Hufschlag prallte auf das Pflaster. Der Oberst kam zurück, langsamer und verdrossener, als er davongeritten war. Auch diesmal beachtete er das junge Mädchen nicht; er gab sein Pferd einem zuspringenden Soldaten und winkte dem jungen Offizier. Ein hart gleichgültiger Ausdruck war auf seinem verwitterten Antlitz.

Einige Minuten später brachte ein Trupp von

Reitern einen Gefangenen, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren. Es war Peter Balzuweit. Mit verbissenem Trotz schauten seine Augen auf seine Wächter, die ihn mit unbarmherziger Geschäftigkeit vorwärtstrieben.

Frau Lisa wartete bereits seit einer Stunde mit dem Mittagessen auf ihren Mann. Es gab jetzt sehr viel für ihn zu tun. Eine Anzahl seiner jüngeren Stadträte und unteren Beamten waren zu den Waffen einberufen, und die Verwaltung erforderte in dieser schweren Zeit besondere Arbeit und Kraft. Sie hatte jetzt des öfteren die Sorgen auf seiner Stirn gesehen, zum erstenmal, seitdem sie verheiratet waren; sie kannte ihn sonst nur heiter und von so starkem Entschluß, daß für Bedenken und Sorgen kein Platz mehr blieb.

Endlich kam er. Er begrüßte sie in seiner gewohnten Art, aber er sprach wenig und aß mit geringem Appetit. Beides war sonst nicht seine Art, sie wußte, daß etwas an ihm nagte. Ein amtlicher Ärger konnte es nicht sein, den schüttelte seine kräftige Natur mit spielender Leichtigkeit ab, zum mindesten brachte er ihn nie in das Behagen seines Hauses mit.

Sie fragte nicht, dazu war sie zu klug. Sie tat, als merkte sie nichts, erzählte unbefangen von ihrer Tätigkeit auf dem Bahnhof und im Lazarett nud ließ ihn gewähren. Sie wußte, daß er sich von selber aussprechen würde.

Und sie hatte sich nicht geirrt. Sowie das aufwartende Mädchen das Zimmer verlassen hatte und sie beide ungestört allein waren, schob er Teller und Mundtuch von sich und sagte: „Es wird ernst, jetzt auch mit uns. Ich bin dabei, alle Vorkehrungen zu treffen, darum kam ich so spät. In

den nächsten Tagen darfst du gar nicht mehr auf mich warten."

Ein wenig bleich war Frau Lisa doch geworden. „Du meinst, so weit werden die Russen vordringen? Bis Rodenburg?"

„Sie sind in unsrer nächsten Nähe, schon weit über Pronitten hinaus. Der Stadtkommandant glaubt zwar, Anzeichen zu haben, daß sich die entscheidende Schlacht noch vor unsern Mauern abspielen wird und wir bei günstigem Ausgang verschont bleiben könnten. Ich bin andrer Meinung. Man wird den Vormarsch einer gewaltigen Übermacht hier noch nicht hemmen können, wird Rodenburg preisgeben müssen, um sie dann aufs Haupt zu schlagen. Des bin ich gewiß, ich zweifle nicht einen Augenblick an unserm endgültigen Siege. Aber freilich wir werden noch mitbluten müssen. Was kommt es auch darauf an! Wir teilen das Schicksal so mancher andern braven Stadt Ostpreußens."

„Sehr viele Familien verlassen schon die Stadt, ich sah es heute wieder auf meinem Wege. Wagen auf Wagen, der eine immer noch voller gepackt als der andre."

„Gewiß! Die Offiziersfrauen, deren Männer im Felde stehen, sind schon vor acht Tagen auf höhere Weisung fortgeschickt, jetzt folgen die Frauen der Beamten nach. Ich hörte es eben von Busekist. Seine Frau und Kinder reisen heute zu Verwandten nach Berlin."

„Müssen sie?"

„Es ist ihnen freigestellt. Und nun komm mal her, Lisa!" Er zögerte ein wenig und fuhr dann fort: „Was dich betrifft, so bist du ja immer eine selbständige Frau gewesen. Ich will dir auch diesmal nichts raten oder vorschlagen. Ich stelle es

vielmehr ganz in deine freie Entschließung: ob du gehen oder bei mir aushalten willst. Entscheidest du dich für das erste, was ich dir durchaus nicht verdenken würde, so wäre es Zeit. Du fährst dann morgen mit dem Frühzug zu deinen Eltern nach Köln."

„Kann ich nicht lieber heute den Nachtzug benutzen? Dann wäre ich morgen früh in Berlin und könnte des Abends in Köln sein. Freilich, daß ich dort bleibe, kann ich dir nicht versprechen. Die Franzosen sind mir zu nahe, ich könnte vom Regen in die Traufe geraten. Vielleicht versuche ich, über Frankfurt nach Basel zu kommen. Die Schweiz scheint mir jetzt die meiste Sicherheit zu geben."

Sie hatte so ernsthaft gesprochen, daß er den scherzenden Hohn zuerst gar nicht merkte. Jetzt aber lachte sie hell auf.

„Hat man je solchen Unsinn gehört? Und das sagt einem der eigne Mann, der ‚klugwägende und starkwollende Vater der Stadt Rodenburg', wie gestern in der Zeitung zu lesen stand. Gut, daß es deine Stadtverordneten nicht gehört haben, es wäre um dein Ansehen geschehen."

„Aber Lisa, ich habe dir doch alles vollständig freigestellt!"

„Daß du das überhaupt tatest! Und nun komm mal her, lieber Mann, und laß dir etwas sagen: du magst es manchmal schwer mit mir gehabt und manche Schwäche von mir getragen haben, magst dich über meine Eitelkeit und Verschwendung, meine Naschhaftigkeit und Putz- und Gefall- und Vergnügungs- und wie diese Süchte alle heißen, manchmal mit Recht, meistens mit Unrecht beklagt haben. Eins aber hast du mir nie vorwerfen können: Feigheit! Nein, feige bin ich nie gewesen.

Es mag größere Sünden geben, eine niedrigere kenne ich nicht. Erbärmliche Feigheit aber wäre es, wenn ich jetzt beim ersten Dämmern der Gefahr davonliefe."

„Viel ausrichten könntest du hier kaum."

„Ich denke darüber anders. Erstens wird es gerade dann sehr viel für mich zu tun geben, und zweitens — du weißt, daß ich auf die Würde meiner Stellung allzu erpicht nie gewesen bin, aber schließlich habe ich als deine Frau und ‚Mutter der Stadt' doch auch meine Verpflichtung. Und wäre es nur, ein gutes Beispiel zu geben. Was sollen die andern sagen, wenn ich mich davonmache? Und wer soll hier repräsentieren, wenn sich die russischen Generäle bei dir zur Tafel ansagen und dich nach deiner Frau fragen?"

„Es ist nicht ausgeschlossen, daß es gerade hier zu einem harten Kampfe kommt und man die Stadt beschießt."

„Dann bleibe ich erst recht — aber ich merke schon, du siehst ein, daß selbst ein Mann von deiner hohen Bedeutung einmal etwas sehr Törichtes sagen kann. Es geschah ja zum Glück unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Und ich will dir verzeihen, unter der Bedingung, daß du, komme es, wie es wolle, mich nicht zum zweitenmal vor solch eine freiwillige Entscheidung stellst."

„Einverstanden! Ich werde es nicht mehr tun. Du bist eine kleine schneidige Frau."

„Ich bin weder das eine noch das andre; ich rede, wie jede deutsche Frau an meiner Stelle reden würde. Aber nun werde ich dir schnell eine Tasse Kaffee machen. Dein Auto steht ja schon vor der Tür."

„Ich will vor der Sitzung noch zum Pfarrer Warsow fahren, es gilt, einige Anordnungen zu treffen, bei denen er mir behilflich sein kann."

„Er ist gar nicht wohl. Seine Schwester ist in Sorge um ihn, sie fürchtet, daß er sich in dieser letzten Zeit überarbeitet hat."

„Nein, das ist es nicht. Seit jener Autofahrt zu den Truppen ist eine merkbare Veränderung in ihm vorgegangen. Er gehört zu den unseligen Menschen, die alles in sich hineinfressen, das ist seine Krankheit. Ich werde ihm tüchtige praktische Arbeit geben, es wird die beste Medizin für ihn sein."

Gerade als der Oberbürgermeister am Pfarrhaus von St. Nikolai ausstieg, überreichte ihm ein Magistratsbote ein Telegramm, das den Vermerk ‚dringlich' trug. Stoltzmann öffnete es, machte ein sehr ernstes Gesicht und sagte zu Hans, als sie beide allein auf seinem Zimmer waren: „Es wird sich leider als notwendig herausstellen, Ihr Vereinshaus, soweit es möglich ist, zu räumen. Alle Verwundeten, die irgend transportfähig sind, müssen die Stadt verlassen."

„Müssen die Stadt verlassen?" wiederholte Hans mechanisch, und ein Erschrecken war auf seinen bleichen Zügen. Was er nie gedacht, war Wirklichkeit geworden, und man traf bereits die letzten Vorkehrungen.

„Unsre Stadt geht einer schweren Zeit entgegen," sagte Stoltzmann, „das steht nunmehr außer Frage; es herrscht auch leider schon eine merkbare Furcht in den weitesten Kreisen. Da ist es unsre, der Gebildeten, Aufgabe, beruhigend und ermutigend auf die andern einzuwirken. Ich habe nichts dagegen, daß man Frau und Kind fortschickt, ja, ich bin sogar dafür; wir können dann, durch keine Rücksicht gebunden, um so mehr unsern Mann stehen. Besonders Sie als Geistlicher vermögen viel in dieser Be-

ziehung zu wirken; um Ihre Kanzel sammelt sich ein große Zuhörerschaft."

„Ich will sehen, was ich zu tun vermag."

Sie besprachen noch einige notwendige Maßnahmen, dann ging Dr. Stoltzmann, und Hans blieb allein.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm die unterbrochene Arbeit an seiner Predigt auf, aber er war keines Gedankens fähig.

Er stand auf und schritt ruhelos in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Er wußte nicht, was in ihm war. Die furchtbaren Bilder der Verwüstung, die ihn nie mehr gelassen, lebten in diesem Augenblick mit verdoppelter Kraft in seiner Seele auf. Und nun drang die unheimliche Flut bis hierher und verheerte, was Fleiß und Kultur in mühsamer Friedensarbeit geschaffen. Seine alte, herrliche Nikolaikirche würde bald der Pronitter gleichen. Seine Phantasie eilte der Wirklichkeit voraus, er sah sie niedergebrannt wie jene; die kahlen Mauern allein waren geblieben und ragten gespenstisch in den Himmel.

Er aber sollte den andern mit leuchtendem Beispiel vorangehen, sollte sie mit flammendem Wort und tapferem Vorbild aufrütteln aus Angst und Sorge!

Er mußte sich aufraffen, seine Stellung, sein Amt forderten es. Nein, er durfte nicht klein und arm vor den andern dastehen; vor dem ruhigen und festen Bürgermeister, vor seinen Amtsbrüdern, die alle freudig und hingebend ihre Schuldigkeit taten, vor den Frauen im Lazarett gar, die dasselbe erlebten und erlitten wie er und unbeirrt auf ihrem Posten ausharrten.

Er setzte sich an seine Predigt und schrieb Zeile auf Zeile. Früher floß ihm das Wort nach stiller

Überlegung von selber zu, jetzt mußte er alles aufzeichnen.

Da stand mit einem Male jemand vor ihm, ohne daß er ein Pochen an die Tür oder einen Schritt vernommen hätte. Von der dunklen Kleidung hob sich ein blasses Antlitz ab, in den tiefblauen Augen war etwas Angsterfülltes.

„Fräulein Hanna!" rief er. „Ich hätte Sie kaum wiedererkannt! Sie sind auf der Flucht, nicht wahr? Willkommen in meinem Hause!"

Sie ergriff die Hand, die er ihr bot, als wollte sie sich an ihr stützen.

„Aber wo ist Ihr Großvater? Natürlich, er ist geblieben. Er würde nicht weichen, und wenn es zum Äußersten käme."

„Er ist nicht mehr — sie haben ihn erschossen."

Er sah sie fassungslos an.

„Haben ihn erschossen?" wiederholte er mechanisch und mit bebenden Lippen.

„Er sollte die Stellung unsrer Truppen verraten. Er weigerte sich. Heute morgen in der Frühe erschoß man ihn unweit von unserm Garten ... Ersparen Sie es mir, mehr davon zu sprechen — ich bin dazu nicht fähig."

Sie setzte sich und barg das Antlitz in die Hände. Er ging im Zimmer umher, immer langsamer und schleichender wurde sein Schritt.

„Ich will doch Else rufen lassen," sagte er schließlich.

„Sie ist drüben im Lazarett; nicht wahr? Ich werde selber nach ihr sehen."

Er erwiderte nichts, sie verließ das Zimmer. Wieder war er allein.

„Erschossen!" bohrte, brauste es durch seinen Kopf. Erschossen den alten trefflichen Mann, seinen Freund und Lehrer, nur weil er sich nicht zum

Verrat seines Vaterlandes hergeben wollte! Wie bisher sein Leben, so wurde ihm jetzt auch sein Sterben zum Vorbild. Ein großer, ein Heldentod! Was er mutig gelehrt, das hatte er durch diesen Tod besiegelt. Er konnte sich recht vorstellen, mit welcher Inbrunst und Glaubenszuversicht der alte Mann sein Schicksal auf sich genommen, ohne ein Wort der Klage, ohne eine Bitte. Nein, keins von beiden würde er an seine Feinde verschwendet haben!

So oft hatte er ihn von Leid und Freud sprechen hören, wie man in dieser heiligen Zeit nicht murren dürfte, auch wenn einem das Schwerste auferlegt würde. Nun war die Reihe an ihn gekommen, er hatte seine Worte durch die Tat bewährt und wohl vorbereitet seinen Todesweg angetreten.

Einen Augenblick schien es, als sollte er in diesen Gedanken Beruhigung finden. Aber plötzlich tauchte ein andrer in ihm auf: Wie, wenn ihm ein gleiches Schicksal morgen oder übermorgen bevorstände, wenn die Russen, was jetzt nur noch eine Frage von Tag oder Stunde war, hier eindrängen, ihn wie den Alten eines Tags herausschleppten und vor die Gewehre ihrer Soldaten stellten? War er dann auch bereit? Würde er freudig und festen Herzens dem Tode ins Antlitz schauen?

„Nein!“ sagte ihm eine innere Stimme, „das könntest du nicht. Du wärst nicht fertig und stark genug!“ — —

Und nun stand dieser Tod, jeden versöhnenden Schimmers entkleidet, in seinem ganzen Schrecken vor seiner Seele. Wehrlos ausgeliefert sein der meuchelmörderischen Schar, von ihren Fäusten gepackt, herausgezerrt! Sterben!

Auf dem Schlachtfelde, umwogt von dem Zischen der Granaten, dem Donner der Geschütze, wo man

23*

sich selber wehren und seinen Mann stehen konnte, wo einer wie der andre kämpfte und fiel, da mochte es noch gehen. Da tat die Begeisterung das ihre, man wurde mit fortgerissen, ob man wollte oder nicht.

Aber so waffen- und wehrlos, ohne die Möglichkeit einer Verteidigung, aus seiner Stube, aus der Kirche heraus vor den Lauf einer Flinte gestellt ... ein Schauder faßte ihn an und rüttelte seinen Körper. Wahrhaftig, er fieberte! War er krank? Oder war es etwas andres? Schüttelte ihn die Todesfurcht?

Ja, das war es. Die Todesfurcht, die er jetzt in allen ihren Qualen durchmachte. So war er ein Feigling! Er fiel mit Vorwürfen und heftigen Selbstanklagen über sich her.

Er dachte an Jesus. Er sah ihn ringen im Garten Gethsemane. War es nicht auch die Todesfurcht, die ihn dort packte — ihn, den Einzigen, den aus Gott Geborenen? Und doch die Todesfurcht ... lange bevor der Tod selber an ihn herangetreten war; sein Vorgefühl schon, der eisige Hauch seiner Nähe machte ihn zittern und zagen, ließ ihn aus der Tiefe seiner Seele zu seinem Vater schreien: „Ist es möglich, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen!"

Aber freilich, Christus gewann seine Kraft und seinen göttlichen Gleichmut wieder. Würde er ihn wiedergewinnen, wenn die Stunde für ihn schlug? Würde er sein Schicksal getrost in seines Vaters Hand legen? Er hatte es den Leuten in dieser schweren Zeit so manches Mal mit eindringendem Wort gepredigt. Versagte jetzt sein Glaube, wo er zum erstenmal im Leben selber auf die eigne Probe gestellt wurde? Wo er ihn am nötigsten brauchte? War er fähig, in dieser Verfassung, aus dieser

Zerrissenheit seiner Seele heraus den Leuten zu sein, was sie von ihm verlangten: Vorbild und Lehrer in schwerer Stunde?

Wie, wenn er —?

Er wagte den Gedanken nicht auszudenken, er wies ihn weit von sich. Aber so viele seiner Amtsbrüder aus den Städten wie vom Lande waren gegangen, als es zum Äußersten kam. Er hatte selber mehrere von ihnen hier in seinem Hause aufgenommen und tagelang beherbergt. Und weder er noch ein andrer war je auf den Gedanken gekommen, ihnen Feigheit vorzuwerfen. Sie waren gewichen, als sie nichts mehr ausrichten konnten. Sie hatten ihr Leben in Sicherheit gebracht, als sie in Gefahr gerieten, es nutzlos zu verlieren.

Was für einen Zweck hatte sein Bleiben? Was konnte er hier nützen und wirken, wenn der Feind eindrang? Dann floh doch gewiß alles, und niemand dachte daran, in die Kirche zu gehen oder seine amtliche Tätigkeit zu beanspruchen? Warum wollte er für nichts und wieder nichts sein Leben geben, das er vielleicht noch segensvoll und zum Wohle der guten Sache brauchen konnte? War dieser Todesfall des Alten nicht wie eine Warnung vom Himmel zu ihm gekommen?

Ein Ausspruch des alten Ibsen ging ihm durch den Sinn, den er immer geliebt und noch in einer seiner letzten Predigten angeführt hatte: „Gibst alles du, doch nicht dein Leben — so wisse, du hast nichts gegeben!" Und er? Nein, er war noch nicht fertig, das Letzte und Äußerste zu geben. Er hing am Leben und am Wirken mit ganzer zäher Kraft. Alles in ihm bäumte sich gegen den Gedanken des Sterbens auf. Er rang mit sich und seinem Gotte, Schweißtropfen traten auf seine Stirn! „Mein Gott, hilf mir aus dieser Stunde!"

sprach er vor sich hin, indem er bald mit heftigen Schritten durch das Zimmer ging, bald, bis zum äußersten erschöpft, sich auf ein Sofa niederließ.

Über seinem Schreibtisch hing ein großer Kupferstich: „Der sinkende Petrus“. Der hatte auch den Glauben verloren; als die Wogen hochgingen und ihn zu verschlingen drohten, da war es vorbei mit seinem Mut, da hatte er nur den einen Ruf in letzter Todesangst: „Herr, hilf mir, denn ich ertrinke!“

Wenn jetzt eine Hand von oben sich herniederneigte wie zu jenem da, ihn zu fassen und zu halten, ihn zu retten vor der Qual, die ihn verzehrte!

Ein schneller, fester Schritt kam über den Korridor. Edith stand vor ihm.

„Ich komme von drüben. Es ist eben die Weisung angelangt, daß wir die transportfähigen Verwundeten fortschaffen sollen. Man macht sich auf einen baldigen Einbruch des Feindes gefaßt. Da muß das Lazarett geräumt sein. Wir wollten Sie fragen, ob Sie nicht herüberkommen und noch ein paar Worte zu den Leuten reden wollten?“

Mit so vollkommner Ruhe sagte sie es, als hätte sie ihm irgend eine gleichgültige Mitteilung zu machen.

„Gewiß, ich werde kommen.“

„Es hat noch einen Augenblick Zeit, wir sind jetzt mitten in der Arbeit.“

„Wer wird die Verwundeten begleiten?“

„Schwester Martha übernimmt den einen, die Hutemach, die eben angekommen ist, den zweiten Zug.“

„Und Sie?“

„Ich bleibe mit vier Schwerverwundeten, die Doktor Moll als nicht transportfähig erklärt hat.“

„Sie bleiben?“

„Ja, zur Unterstützung Ihrer Schwester, die ich doch nicht allein lassen werde.“

Eine Pause.

„Sie sollten gehen!“ sagte er dann.

Sie sah ihn mit dem ernsten Auge an. „Gehen? Wie kommen Sie darauf?“

„Haben Sie Hanna Teichgräber gesprochen?“

„Eben einen Augenblick an einem Krankenbett. Die Ärmste! Einen solchen Mann auf solche Weise sterben zu sehen! Ich dachte an den Tod meines Vaters.“

„Und haben selber gar keine Furcht?“

„Gar keine. Doch ich will offen sein: ich hatte sie vor kurzem, als ich von den Greueln las, die die Russen in einer kleinen ostpreußischen Stadt verübt haben sollen. Da hörte ich Ihre Predigt am letzten Sonntag. Sie sprachen von dem guten Hirten, der sein Leben läßt für die Schafe. Und von dem Mietling, der flieht, wenn der Wolf kommt. Und ich sagte mir: Ich will nicht Mietling sein ... Doch sie warten drüben auf mich, und Sie kommen wohl bald nach.“

Mit großer Umsicht und Eile hatte man im Lazarett alles für den Transport der Verwundeten, der noch am Abend vor sich gehen sollte, zurechtgemacht. Hanna wollte sich ihm bis Berlin anschließen, um von da aus nach Wiesbaden zu ihrer Großmutter zu reisen, der Ahnungslosen den schweren Verlust mitzuteilen, den sie während ihrer Abwesenheit erlitten.

Jetzt war alles fertig, auch Dr. Stolzmann und Frau Lisa waren erschienen, um den Abziehenden Lebewohl zu sagen; man wartete nur noch auf Hans.

Endlich kam er. Er sprach einige Worte mit Dr. Stolzmann und seiner Frau, wandte sich aber

sonst ausschließlich an die Verwundeten, von denen der größere Teil auf war, während die andern reisefertig auf ihren Bahren lagen.

Else setzte sich an das Harmonium. Ein weihevolles Vorspiel flutete durch den Saal, dann sang die kleine Gemeinde die ersten Verse des alten schönen Kirchenliedes: „Befiehl du deine Wege." Jetzt trat Hans vor und begann zu reden. Es währte einige Zeit, bis er den alten warmen Ton fand, der ihm hier immer zu eigen gewesen und ihm die Herzen der Verwundeten so bald gewonnen hatte. Nun aber sprach er in weich und klar fließender Rede.

Aber plötzlich riß ihm ein unbeschreibliches Geräusch gewaltsam das Wort vom Munde: ein zischender, murrender Ton, ein dumpfer, harter Krach, ein gellender Schrei — alles gleichzeitig fast und so schnell, daß man meinte, ein furchtbares Unwetter hätte sich urplötzlich entladen, und die Welt ginge in Trümmer. Das ganze Gebäude begann zu wanken, die Fenster klirrten und knackten, die Stühle und und Betten gerieten in zitternde Bewegung.

Eine furchtbare Erregung bemächtigte sich der Verwundeten, insbesondere derer, die in Betten oder auf Bahren lagen. Sie sprangen von ihren Lagern empor, sie wollten denen nach, die zum Ausgang gestürzt waren, sie riefen um Hilfe, eine Panik drohte auszubrechen.

Doch schon war Dr. Stoltzmann, der auch nicht einen Augenblick seine Ruhe und Geistesgegenwart verloren hatte, an der großen Tür. „Niemand verläßt den Saal, jeder bleibt ruhig auf seinem Platz. Die Kranken sofort in ihre Betten!" rief er mit lauter, durchdringender Stimme.

Aber sie beschwichtigte das Entsetzen nicht. „Die Russen ... sie sind schon da ... sie beschießen uns

... wir kommen nicht mehr heraus ... wir sind verloren!" Jetzt hörte man das Krachen einer Salve. „Eine Schlacht! Sie ist in vollem Gange ... wir haben keine Waffen ... wir können uns nicht wehren ... wir werden in Grund und Boden geschossen ... wir alle!" Und wieder drängte man zu den Türen.

„Zurück!" rief abermals der Bürgermeister. „Seid Ihr toll, Leute? Wißt Ihr nicht, daß Ihr hier drinnen am sichersten seid? Ich habe den Inspektor hinausgesandt, er wird uns gleich Nachricht bringen, was da draußen vorgeht. Ihr hört, es ist schon alles still. Beruhigt euch! Niemand wird etwas geschehen."

Da trat auch schon der Inspektor in den Saal und begab sich zum Oberbürgermeister.

„Die Stadt wird nicht beschossen," verkündete dieser jetzt mit weithintönender Stimme. „Ein Flieger hat einige Bomben herabgeworfen; eine ist unweit unsers Vereinshauses in ein Nachbarhaus eingeschlagen, ohne Schaden anzurichten. Unsre Besatzung hat nach dem Flieger geschossen, er war aber sehr hoch gegangen und ist entkommen. Ihr seht also: eure Aufregung war unnötig." Aber zu Else sagte er leise und eindringlich: „Die Verwundeten müssen sofort abgebracht werden, alle, bei denen es irgend geht. Auch die Pflegerinnen hätte ich gern alle fort."

„Fräulein von Barnhoff will sich mir auf jeden Fall anschließen."

„Meinetwegen. Sonst ist es mein Bestreben, möglichst wenig Frauen in der Stadt zu behalten. Es ist alles zum Transport fertig; nicht wahr? Ich kann nicht selber auf dem Bahnhof sein, da ich von hier sofort zur Stadtverordnetensitzung muß."

In der Sitzung wartete man bereits auf den Oberbürgermeister. Aber auch andre der Mitglieder waren verspätet eingetroffen; es war ihnen nicht geheuer erschienen, früher die Straße zu betreten.

Sowie er eingetreten, erbat sich Dr. Stoltzmann das Wort.

„Wir stehen noch unter dem Eindruck eines Ereignisses," begann er unter dem lautlosen Schweigen der Versammlung, „das eben durch das Abwerfen einiger Bomben seitens eines russischen Fliegers unsre Stadt betroffen hat. Wie ich und wohl Sie alle meine Herren sich überzeugt haben, ist jedes größere Unglück verhütet worden. Kein Mensch ist beschädigt worden. Es liegt auf der Hand, daß sich so etwas jeden Tag wiederholen kann; dafür leben wir im Kriege, ja, wir dürfen uns darüber nicht täuschen: Schwereres wird uns bevorstehen. Wir müssen uns auf einen russischen Einfall gefaßt machen. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie Ihre Frauen und Kinder fortschicken. Für Kinder und Frauen ist Derartiges nicht. Eines Mannes, insbesondere eines städtischen Beamten Pflicht aber ist es, komme, was da wolle, auf seinem Posten auszuharren. Gerade im Falle eines Einfalls treten schwere Aufgaben an die Gemeindeverwaltung heran, die sie ohne ihre eingearbeiteten Beamten nicht oder wenigstens nicht so gut erfüllen kann. Die Stadt im Falle der höchsten Not im Stich zu lassen, ist für den Beamten ebenso schimpflich und entehrend, wie für den Soldaten, aus dem Feuer zu weichen. Schlimmeres kann uns auf unserm Posten auch nicht zustoßen als den unzähligen Kameraden im Felde, die Tod, Verwundung und Gefangenschaft zu erleiden haben. Dabei wird die Gefahr für die mir unterstellten Beamten nicht besonders groß sein. Daß die Verwaltung der

Stadt fortgeführt wird, ist unsre Verpflichtung nicht nur gegen die zurückbleibenden Bürger, sondern auch gegen unser Volk und unsern Staat. Was wir hier erleiden, erleiden wir genau so für unser Vaterland, wie wenn wir als Soldat in der Front mitkämpfen. Auf unserm Posten auszuharren, ist unsre Pflicht. Wer ihn verläßt, verdiente wegen Feigheit standrechtlich erschossen zu werden; jedenfalls hat er sein Amt verwirkt. Meine Herren, von allen hier anwesenden Magistratsmitgliedern bin ich beauftragt, Ihnen und der gesamten Bürgerschaft zu erklären: Wir bleiben hier, wir werden die Bürgerschaft nicht verlassen, wie es auch komme. Wir haben das feste Vertrauen: Gott hat bisher geholfen, er wird auch weiter helfen. Ich habe mit vielen Soldaten gesprochen. Jeder eine Persönlichkeit, jeder ein Mann für sich, von einer Opferfreudigkeit und Hingabe für das Vaterland beseelt, daß alle Zweifel an dem endgültigen Sieg schwinden müssen. Wir wollen ihnen nicht nachstehen, keiner von uns."

Ein lautes Bravo antwortete, auf der Zuhörergalerie klaschte man mit den Händen. Von draußen aber klang der dumpfe Donner der Kanonen, den man schon den ganzen Tag in der Stadt vernommen, und der jetzt hörbar näher kam. Ab und zu klirrten die Fenster, dann fuhr wohl einer oder der andre der ratenden Männer zusammen. Aber er dachte an das, was eben der erste Bürgermeister gesagt, und bezwang sich.

In dieser Nacht erkrankte Hans Warsow. Else, deren Zimmer neben dem seinen lag, wurde um Mitternacht aus dem Schlafe, den sie sich seit längerer Zeit zum ersten Male gegönnt, durch ein heftiges Stöhnen geweckt. Sie fand ihren Bruder in Schweiß gebadet, mit leeren, gläsernen Augen

und allen Anzeichen von Fieber. Am liebsten hätte sie gleich zu Dr. Moll geschickt, doch das verbat ihr Hans auf das bestimmteste. Der hatte genug in dieser Zeit zu tun und durfte auf keinen Fall um einer Kleinigkeit halber aus seiner Nachtruhe gestört werden.

Aber in der Frühe des nächsten Morgens kam Dr. Moll, er nahm eine sehr genaue Untersuchung vor und machte ein ernstes Gesicht.

„Sie werden ausspannen müssen, Herr Pfarrer, und zwar sofort," sagte er.

Hans hatte wohl das Empfinden, daß es mit seiner Kraft am Ende war, zugleich aber fühlte er die Bedenken erwachen, die ihn bereits gestern gequält hatten. „Man wird es mir falsch auslegen, wenn ich gehe, gerade jetzt, wo der Stadt unmittelbare Gefahr droht."

„Es gehen so viele und sind nicht einmal krank."

„Aber mein Amt, meine Gemeinde..."

„Gewiß, es ist nicht angenehm für Sie, gerade in diesem Augenblick zu reisen. Ich sehe das vollkommen ein."

„Ich werde bleiben, es wird schon werden."

„Nein, es wird nicht werden. Ich übernehme keine Verantwortung, wenn Sie nicht sofort in ein Bad oder ein Sanatorium gehen. Und käme es zu einem feindlichen Einfall, so würden Sie in diesem Zustand mehr schaden als nützen. Ich schreibe Ihnen ein Attest und übernehme mit gutem Gewissen jede Verantwortung."

Hans' Widerspruch wurde schwächer.

„Und nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Der letzte Zug, der die Flüchtlinge aus der Stadt bringt, geht in zwei Stunden. Mit ihm müssen Sie unter allen Umständen mit. Ich werde das Erforderliche veranlassen."

Das Wort „Flüchtlinge“ berührte Hans wohl eigentümlich, allein er sagte nichts mehr.

Der Arzt ging. Else hatte alle Hände voll zu tun, um in der kurzen Frist, die ihr geblieben war, die Vorbereitung für die Reise des Bruders zu treffen. Der ließ alles mit sich geschehen, beteiligte sich selbst aber an nichts und sah, untätig an seinem Schreibtisch sitzend, ihrer emsigen Arbeit zu.

Dann war es Zeit für ihn, sich auf den Weg zu machen. Else wollte ihn zum Bahnhof bringen, er aber lehnte ihre Begleitung mit Entschiedenheit ab.

Der Weg zum Bahnhof war ziemlich weit, und seine Kräfte waren schwach. Doch seine Hoffnung, unterwegs einen Wagen aufzutreiben, täuschte ihn. Das gestrige Ereignis mußte eine niederschmetternde Wirkung auf die Bewohner geübt haben; die halbe Stadt befand sich auf der Straße, um noch den letzten Zug zu erreichen, der die Möglichkeit eines Entkommens bot. Zu den Flüchtlingen gehörte nun auch er!

Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße sah er seinen Amtsbruder Brettschneider gehen, jugendlichen Schrittes und frischen Antlitzes, obwohl er fünf Jahre älter war, und sein Sohn, ein achtzehnjähriger Student, gerade jetzt in den schwersten Kämpfen im Felde stand. Er sah absichtlich fort, er wollte niemand sprechen, am wenigsten einen Kollegen. Aber der andre hatte ihn erkannt, kam zu ihm herüber und begrüßte ihn in seiner stets freundlichen Art.

„Ich habe eben mein kleines Töchterchen abgebracht,“ sagte er, „sie fährt zu den Großeltern. Für Kinder ist jetzt kein guter Aufenthalt bei uns.“

„Und Ihre Gattin?“

„Bleibt hier. Selbstverständlich; schon des guten

Beispiels halber als Pfarrfrau. Und Sie, lieber Warsow? Wo wollen Sie denn hin?"

Hans würgte am Worte. „Doktor Moll hat mich mit Gewalt fortgeschickt. Ich war in letzter Zeit wenig wohl und hatte eine böse Nacht. Da kam er und lehnte jede Verantwortung ab, wenn ich nicht sogleich ginge. Ich will in ein Sanatorium im Harz, das mir Doktor Moll empfohlen hat."

„Es ist recht so — aber Sie haben Eile, und ich werde Sie ein Stückchen begleiten. Was ich sagen wollte: Doktor Moll ist ein verständiger Arzt. Für Schwache und Kranke ist diese Zeit nicht. Sie haben in der letzten Zeit miserabel ausgesehen, ich habe es des öfteren zu meiner Frau gesagt. Zu tun wird jetzt auch wenig bei uns sein, und was vorkommen sollte, übernehme ich gern für Sie."

„Ich wäre natürlich selber zu Ihnen gekommen, wenn nicht alles so Hals über Kopf gegangen wäre. Aber meine Schwester wollte gleich bei Ihnen vorsprechen und alles mit Ihnen ordnen."

„Es eilt gar nicht, es ist selbstverständlich. Die Hauptsache ist, daß Sie wieder gesund werden, lieber Warsow. Sie haben zuviel gearbeitet, viel zu viel, ich habe es längst kommen sehen. Und nun muß ich umkehren, Gott befohlen und auf ein gesundes Wiedersehen!"

Er drückte ihm warm die Hand und verabschiedete sich. Hans setzte seinen Weg fort. Allerlei Gedanken gingen mit ihm. Dieser Mann war immer gütig und dachte nie an sich, sondern nur an die andern. Kein Wort hatte er von sich gesprochen oder von seinem Sohn. Und doch hing sein ganzes Herz an ihm, und seit vierzehn Tagen war keine Nachricht mehr von ihm gekommen, wie seine Frau gestern erst Else erzählt hatte.

Plötzlich zuckte ein Argwohn durch seine Seele.

Ob jener es wohl wirklich so meinte, wie er es zu ihm gesagt? Vielleicht hatte es ihm nur seine Gutmütigkeit so eingegeben, aber im stillen lächelte er über den Ängstlichen, der sich davonmachte, während er, dem doch dieselben Gefahren drohten, unbeirrt und selbstverständlich auf seinem Posten blieb. Er und seine Frau.

Freilich, Else und Edith blieben ja auch. Aber er war krank, er fühlte es immer deutlicher, und Dr. Moll, der ernste, unbestechliche Arzt, hatte es ihm feierlich bestätigt, sein Attest war in den schärfsten Worten abgefaßt, es sprach von der Gefahr eines völligen Zusammenbruchs. Das war etwas andres. Sonst...

Die schrille Hupe eines Kraftwagens, die unmittelbar neben ihm ertönte, störte ihn aus seinen Betrachtungen. Es war das städtische Auto. Dr. Stoltzmann saß in ihm, und der Führer mußte es sehr eilig haben. Er fuhr mit einer für die belebte Straße kaum statthaften Geschwindigkeit.

Gut, daß der ihn wenigstens nicht sah! Was er wohl sagen würde, wenn er heute erfuhr, daß der Pfarrer von St. Nikolai, mit dem er so manche Vereinbarung über die bevorstehende Zeit getroffen, über alle Berge war?! Aber Dr. Moll würde ihn aufklären.

Hörbar rollte und grollte der Donner der Geschütze von da drüben her, immer näher drang die Schlacht. Ein angsterfüllter Ausdruck war auf den Gesichtern der Menschen. Alles hastete und drängte, ein lautes Wort ward kaum gehört.

Nun war er auf dem Bahnhof. Es war kaum durchzukommen, Kopf an Kopf stand die Menge in der Halle und schob sich wie eine Riesenschlange durch die enge Sperre.

Auf dem Bahnsteig war es noch schlimmer;

obwohl der Zug bereits überfüllt war, stürmten Hunderte auf ihn ein und fanden wunderbarerweise noch einen Platz. Er gab den Gedanken des Mitkommens bereits auf. Aber einer der Beamten, der ein fleißiger Zuhörer in seiner Kirche war, erkannte ihn und trat auf ihn zu: „Suchen der Herr Pfarrer jemand? Kann ich Ihnen behilflich sein? Oder wollen Sie vielleicht selber —?"

„Ja, ich bin erkrankt und muß fort."

War es nun wieder sein Argwohn? Oder sah ihn der Mann wirklich mit einem so verwunderten Blick an?

„Oh, bitte, dann treten der Herr Pfarrer hier nur ein, da wird's noch am ehesten gehen."

Er öffnete ein Dienstabteil, das auch bereits von den Fahrgästen in Anspruch genommen war, in dem sich jedoch noch ein bescheidener Platz fand.

Die Leute rückten zusammen, und Hans setzte sich. Er kannte einige von ihnen, doch er sah mit Absicht über sie hinweg, er wollte gern für sich bleiben.

Aber es gelang ihm nicht. Ein älterer Mann, dessen Sohn er vor kurzem getraut hatte, grüßte ihn ehrerbietig, und da er nichts sagte, begann jener: „Der Herr Pfarrer verlassen auch die Stadt?"

Wieder dieselbe Frage, dieselbe Antwort.

Aber der andre schien sie kaum gehört zu haben. „Ich wollte zuerst auch nicht, wahrhaftig, ich wollte nicht. Wollte Frau und Tochter allein schicken. Aber dann redeten sie mir zu und gaben mir keine Ruhe. Und schließlich, sie hatten ja auch nicht unrecht: ich habe kein Geschäft, habe kein Amt, ich lebe als Privatmann in Rodenburg, nachdem ich Ruveninken — Sie wissen vielleicht noch, Herr Pfarrer — damals gut verkauft. Für wen und wozu soll ich mein Leben aufs Spiel setzen — nicht wahr, Herr Pfarrer?"

Hans nickte. Wenn der alte biedere Mann eine Ahnung hätte, welche Folterqualen ihm seine Worte bereiteten!

Aber der fuhr unbeirrt fort: „Mein Schwager, Sie kennen ihn ja, Herr Pfarrer, der Hollmichel, der das große Geschäft am Danziger Markt hat, wollte eigentlich auch mit, trotz Geschäft und allem. Aber er ist Stadtverordneter, und da soll der Stoltzmann — das ist ein Bürgermeister, auf den die Stadt stolz sein kann; der wird seine Sache auch jetzt schon machen! — hm ... was ich also sagen wollte, ja, richtig, der Stoltzmann soll gestern abend eine solche Rede an seine Leute gehalten haben, daß mein Schwager nach Hause kam und zu seiner Frau meinte: ‚Mutterchen, der Bürgermeister hat heute gesagt, jeder, der ein Amt hat und läßt es im Falle der Not im Stich, der ist wie ein Soldat, der seine Truppe im Feuer verläßt.'"

Seine Tochter, ein junges Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, das eine gute Erziehung genossen, gab ihm einen leisen Wink. Der Alte verstand ihn.

„Aber selbstverständlich gilt das nur für die gesunden Menschen; wenn man krank ist, da hilft eben alles nicht. Nee, dann hilft alles nicht. Und der Herr Pfarrer sind gewiß schon längere Zeit krank. Ich habe es von vielen Seiten gehört, wie elend Sie aussehen!"

Hans saß regungslos in seiner Ecke, die Gedanken abwehrend, die ihn schon auf dem ganzen Weg zum Bahnhof gequält, und die hier in der stillen Geborgenheit des Abteils mit neu erwachter Gewalt über ihn herfielen.

„Krank", hatte der andre gesagt, seine taktlosen Äußerungen zu verbessern; „krank", hatte er sich selber wieder und wieder auf dem Wege hierher vorgesprochen.

Aber war er wirklich so krank, um den Schritt, zu dem er sich jetzt rüstete, verantworten zu können? So krank, um seine Gemeinde in der Stunde der Not und Gefahr verlassen zu dürfen? Konnte er es vertreten vor Gott und seinem Gewissen? Handelte er als ein Mann? Als ein Pfarrer, an den man in solchen Zeiten doch besondere Anforderungen stellte? Und wenn seine Nerven unter der rastlosen Arbeit von des Morgens früh bis in die tiefste Nacht hinein, unter den schweren Eindrücken, von denen er sich nicht loszumachen vermochte, gelitten, wenn das, was er, dem Kriegsschauplatz so nahe, in seiner Lazarettätigkeit gesehen und erlebt, sein Gemüt tief erschüttert — hatte er das Recht, jetzt für sich und seine Heilung zu sorgen, wo alles andre nur für das Vaterland und für sein Wohl lebte und starb?

Er dachte an Fritz, der jetzt hier, vielleicht gar nicht weit von ihm, in den heißesten Kämpfen an der Grenze stand, an all die tapferen Offiziere und Soldaten — ein Gefühl der Traurigkeit über sich selber, der tiefsten Scham kam über ihn.

Wie? Er liebte seine Heimat? Liebte sie so, daß er ihren Verfall nicht mitansehen konnte? Glich er nicht einer Mutter, die sagt, daß sie ihr Kind über alles liebhat? Aber wenn dasselbe Kind in Schmerz und Qual sich windet, läuft sie davon, weil sie seine Leiden nicht ertragen kann!

So fiel er mit Vorwürfen über sich her, indes der andre gemächlich weitererzählte: „Es ist viel Böses in unsrer nächsten Nachbarschaft geschehen. Und es ist ganz richtig, daß Sie aus Rodenburg herausgehen. Gerade die Pfarrer hat man besonders hart mitgenommen. Den Pronitter hat man erschossen, weil er die Sterbeglocke für eine alte Frau läuten ließ. Den Methkeimer — Sie

kennen ihn wohl auch, Herr Pfarrer; er war öfter in Rodenburg, ein lieber, tüchtiger Mann —, den haben sie furchtbar mißhandelt und gefangen nach Rußland geschleppt; er soll jetzt in Sibirien sein ... Nein, wozu soll man sich dem aussetzen? Da hat man vielleicht noch andre Aufgaben im Leben."

Alle Augenblicke wurde die Wagentür aufgerissen, und obwohl die Schaffner in dies Abteil keinen Reisenden mehr hineinlassen wollten, gelang es einigen Kühnen doch noch, einen Stehplatz zu erobern. Eine große Erregung war auf dem Bahnsteig und in dem Zuge; ab und zu krachte ein Schuß so laut und dröhnend, daß man glauben konnte, der Kampf spielte sich unmittelbar vor den Toren der Stadt ab.

Es wird nicht lange dauern, dann sind sie in Rodenburg drinnen — und wir sitzen hier immer noch!"

Aber Hans hörte nicht mehr, was der alte Herr oder irgendein andrer der Mitreisenden sagte. Auch die Angst und Aufregung, die ihn von allen Seiten umgab, fluteten spurlos an ihm vorüber.

Ein Wort nur vernahm er wieder und wieder; es stieg anklagend aus seinem Inneren empor, es mischte sich in das dumpfe Donnern und Grollen der Geschütze aus der Ferne, in das Wogen und Lärmen, das ihn von allen Seiten umschwirrte, in das Fragen und Schreien der Leute, die noch in letzter Stunde in den rettenden Zug wollten, in das Qualmen, Fauchen und Ächzen der Lokomotiven, die, wie ungeduldige Rosse des Abfahrtszeichens harrend, vor dem endlosen Zuge standen.

Und es war lauter als das alles und erhob seine Stimme immer gewaltiger und brachte alles um ihn und in ihm zum Schweigen. Und es hieß: „Mietling!"

24*

„Ein Mietling bist du!“ — so schrie es in ihm empor, so packte es ihn an, wie ein scharfer, spitzer Zahn, der sich tief in sein Fleisch bohrte. Und je mehr er sich wehrte und seine Krankheit, seine Nerven und andre Entschuldigungsgründe wider seine Anklagen ins Feld führte, mit um so größerer Wucht fiel es über ihn her: Ein Mietling, der flieht, wenn der Wolf kommt, und verläßt seine Herde! Und der Wolf erhascht und zerstreut die Schafe! Aber der gute Hirt läßt sein Leben für die Schafe! Ein Mietling bist du, ein Mietling ... ein Mietling!

„Es ist unerhört, daß man den Zug nicht abläßt!“

„Wenn sie noch lange warten, dann werden die Russen ihn wohl nehmen!“

„Haben Sie den Krach gehört? Eben — ganz deutlich. Eine Granate!“

„Fraglos vielleicht wieder ein Flieger. Oder sie sind schon ganz nahe ... Schaffner, zum Teufel, wann werden Sie den Zug fahren lassen?“

Endlich — der Bahnhofskommandant rief seinem Adjutanten einen Befehl zu, der gab dem Beamten ein Zeichen.

Schon rüstete sich der Zug zur Fahrt, schon setzte sich die Lokomotive in Bewegung, da öffnete sich die Tür eines Abteils, ein Mann stieg aus ihm auf den Bahnsteig, sah dem Zuge, der sich langsam und schwer aus der Halle entfernte, eine kleine Weile nach, atmete dann erleichtert auf und wandte sich dem Ausgange zu. Es war Hans Warsow.

Meine liebe Hanna! Ich benutze eine kurze Gefechtspause, die ich in einem kleinen Bauernhause zubringe, um Dir zu schreiben. Wir liegen in schweren Kämpfen. Ich mache mal Patrouillenritte durch die dunkle Nacht auf unbekannten, unebenen Pfaden, ein andermal kämpfe ich ohne Pferd,

genau wie ein Infanterist. Gott hat mich bisher behütet. Gestern, am Sonntag, ging es besonders blutig her. Die Sonntage scheinen immer zu den bösen Zusammenstößen auserwählt zu sein. Die Russen lagen uns auf 800 Meter nahe. Wir hatten unsre Pferde in der Hut eines kleinen Dörfchens gelassen und standen bald in der Feuerlinie. Unsre Batterien waren so gut verborgen, daß der Feind sie trotz der verhältnismäßig geringen Entfernung nicht zu entdecken vermochte. Wir hatten uns zwischen ihnen hinter einen Wegdamm gelegt, über uns gingen die Granaten hinweg, vor uns blitzten die Feldgeschosse auf. Eine vor uns sich schlängelnde Kreisstraße wurde von russischen Granaten förmlich bestreut und glich an manchen Stellen einem einzigen großen Loch. Es war ein heißer Tag; aber etwas Fortreißendes war in ihm. Wir kamen flott vorwärts: vorbei an den Staffelungen der Batterien mit Pferden und Protzen, vorbei auch an den Feldbatterien drangen wir auf den Feind ein. Unsre Artillerie suchte durch erneut einsetzende Kanonade sein Feuer abzulenken. Seine Granaten verloren die Sicherheit der Richtung und schlugen in ein Feld ein, das hinter unsrer Linie lag. Wir machten viele Gefangene, hatten freilich am Ende des Kampfes manchen Verlust zu beklagen.

Es wäre aber alles zu ertragen, wenn man nicht Tag für Tag die große Verwüstung ansehen müßte, unter der unser geliebtes Ostpreußen blutet. Daß Bärwalde ihr zum Opfer fallen würde, fürchtete ich gleich. Auch in Pronitten wirst Du nicht bleiben können. Wir werden es nicht einmal hindern können, daß sie Rodenburg nehmen, und ich bin über euch alle manchmal in Sorge. Aber bange darf es uns nicht machen. Ich schrieb Dir gestern

schon: der Hindenburg hat seinen Plan, und dies Vordringen der Feinde gehört auch zu ihm. Haltet aus, wie wir es hier müssen! Auch Hans und Else müssen tapfer bleiben. Zuletzt werden wir doch aus ganzem Herzen Viktoria rufen! Bis dahin behüte Gott Dich und uns alle! Dein Fritz."

Als Hans vom Bahnhof nach Hause ging, begegneten ihm einige Schüler, die von einem in der Nähe gelegenen Dorfe zu seinem Unterricht kamen. Richtig, heute war ja Konfirmandenstunde, und die braven Jungens hatten den gefahrvollen Weg nicht gescheut!

„Wir haben unterwegs russische Reiter gesehen," sagte einer von ihnen, ein kecker Bursche mit blitzenden Augen.

„Ihr irrt euch, Jungens, es waren gewiß welche von den Unsern."

„Nein, Herr Pfarrer, es waren Russen — ganz gewiß."

„Na, und ihr?"

„Dicht am Wege war ein gepflügter Acker, da warfen wir uns in eine Furche, ganz platt, die Nase in die Erde gedrückt. Sie ritten dicht an uns vorbei, und keiner bemerkte uns."

„Wieviel waren es denn wohl?"

„Genau kann ich es nicht sagen, aber Stücker zwanzig werden es gewesen sein. Sie flogen wie der Wind."

„Herr Pfarrer, ist heute Unterricht?" fragte ein andrer, schüchterner.

„Gewiß, Jungens!"

„Aber wenn die Russen kommen?"

Hans antwortete nicht, sondern blieb still und in sich gekehrt.

„Der Tanz geht los," sprach er zu sich selber,

nachdem er die Knaben verabschiedet hatte. „Nun, mag es geschehen!“

Er fühlte die Nachwehen seiner Krankheit sehr wohl. Eine Müdigkeit und Abspannung war in seinem ganzen Körper, daß er kaum vorwärtskonnte. Zugleich aber empfand er mit stiller Freude die sich anbahnende Genesung. Er hatte nach heißem Kampfe überwunden, hatte den schwersten Feind übersiegt: den in ihm, seine unheilvolle Anlage, seine seelische Empfindsamkeit. Nun wollte er keinen andern mehr fürchten.

Als er zu Hause angelangt war, legte er sich sofort ins Bett und schlief vier Stunden, fest und schwer. Dann begab er sich ins Lazarett. Else glaubte, sie sähe eine Erscheinung, als Hans plötzlich zu ihr trat, gerade, als sie mit Ediths Hilfe einen Schwerverwundeten umbettete.

„Hast du keinen Platz mehr im Zuge gefunden?“ fragte sie, sowie sie ihre Arbeit getan.

„Gewiß, einen guten sogar; in einem Dienstabteil. Aber als der Zug sich gerade in Bewegung setzen wollte, stieg ich heraus.“

Nun wurde sie irre. Ein ernstes Erschrecken lag auf ihrem Antlitz, eine ängstliche Besorgtheit; unwillkürlich sah sie sich nach Dr. Moll um, der im Nebenzimmer an einem Krankenbett beschäftigt war. Er lächelte.

„Nein, liebe Else, du brauchst nichts zu fürchten. Ich bin wieder gesund geworden. Aber“, fuhr er fort, indem er liebevoll mit der Hand über ihre Wangen strich, „ich bin vielleicht kränker gewesen, als ihr alle, als ich selber glaubte. Doch es war keine Krankheit des Körpers oder der Nerven, auch nicht die ‚Kriegs-Neurasthenie‘, wie ich Doktor Moll einmal sagen hörte. Es war eine schwere seelische Erkrankung, die keine Medizin, auch kein Bad und

kein Sanatorium heilen konnten. Nur aus mir selber heraus konnte die Genesung kommen. Und daß sie gekommen ist, dafür will ich Gott danken mein Leben lang."

Jetzt war auch Edith, die so lange mit dem Kranken beschäftigt gewesen, zu ihm herangetreten, und auch in ihren Augen war ein großes Erstaunen. Aber Hans ließ sich durch ihre Nähe nicht stören.

„Ich will dir etwas sagen, Else," fuhr er fort, „das Schlimmste und Traurigste, das einem Menschen in seinem Leben zustoßen kann, ist, wenn er fühlt, daß er sich selbst verloren hat. Und das Größte und Schönste ist, wenn er innewird, daß er sich wiedergefunden hat. Beides habe ich in verhältnismäßig kurzer Zeit, die mir aber eine Ewigkeit schien, durchgemacht. Als hätte ich in einem schweren, schwülen Traum gelegen und wäre erwacht, so ist mir zumute."

Dr. Moll, der aus dem Nebenzimmer Hans' Stimme, wohl auch seine letzten Worte vernommen, hatte seine Arbeit unterbrochen, um ihm die Hand zu reichen. Aber er war viel weniger erstaunt als die andern.

„Solche Zustände sind unberechenbar," sagte er zu Else, sowie Hans außer Hörweite war. „Sie erreichen ihren Höhepunkt, wenn die erste Gefahr sich zeigt, und sie werden überwunden, wenn diese ein ernstes Antlitz annimmt. Es sind Geheimnisse, die kein Arzt und kein Weiser ergründen kann; der Körper macht uns schon genug zu schaffen, aber in das Dunkel und in die Tiefe der Seele dringt kein geschaffener Geist. Unser Freund ist genesen und uns wiedergeschenkt, das sei uns genug."

Hans hatte sich zu Dr. Stoltzmann begeben, um ihm zu berichten, was eben die Schüler unterwegs erzählt. Er fand ihn in eifriger Arbeit auf seinem Amtszimmer. Auch er hatte von Hans' Erkrankung und Abreise Kunde erhalten. Aber seiner nüchternen und tatkräftigen Natur ging das Verständnis für solche Zustände ab. Er fand es selbstverständlich, daß Hans wieder da war.

„Wir dürfen einfach nicht krank werden" — das war alles, was er sagte. „Und was Ihre Erzählung von den Jungens betrifft, so bin ich bereits unterrichtet. Der Feind dringt vor und ist in der nächsten Nähe der Stadt. Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß der Kanonendonner seit einer Stunde völlig verstummt ist? Das ist kein gutes Zeichen. Es bleibt jetzt also bei unsrer Vereinbarung und dem, was Sie übernommen haben."

„Ich will tun, was meine Kräfte vermögen. Vorläufig zwar —"

Der Diener kam ins Zimmer. „Herr Oberbürgermeister — die Russen! Sie sind im Anzuge!"

Obwohl dem Manne die Furcht auf dem Gesicht geschrieben stand, meldete er es mit völliger Ruhe, geradeso wie er sonst einen Fremden meldete. Dr. Stoltzmann hatte seine Leute gut gezogen.

„Ich bleibe hier auf meinem Zimmer," gab er in dienstlicher Weisung zurück. „Wer nach mir fragt, den führen Sie hierher." Und als der Diener gegangen war: „Ich habe angeordnet, daß jeder meiner Beamten, gleichviel ob höherer oder niederer, in dem ihm zugehörigen Raume und in seinem Dienste bleibt — so werden wir am ruhigsten der Dinge harren, die da kommen sollen."

Schon vernahm man von ferne Regimentsmusik; bald erkannte man die Weise, die gespielt wurde: der Hohenfriedberger Marsch. Unter seinen Klän-

gen rückten die feindlichen Regimenter in Rodenburg ein.

Es war eine unabsehbare Schar, vielleicht zehntausend Mann. Sie kamen nicht alle auf einmal, nacheinander zogen sie ein. Zuerst die Infanterieregimenter 209 und 211 mit einer Abteilung von Kavallerie und Artillerie; später wieder zwei Infanterieregimenter, 213 und 278, und wieder eine gleich große Reiterschar wie beim erstenmal.

Die verschiedensten Gestalten sah man zu Fuß und zu Pferde, ein ungleichartiges Menschenmaterial. Harmlos, beinah kindliche Slawen, andre mit verbissenen Gesichtern und tückischen Augen, aber zugleich hochgewachsene urdeutsche Gestalten aus den Ostseeprovinzen mit freien Zügen und guten Augen.

Die ruhige Haltung der Bürgerschaft verfehlte ihre Wirkung nicht.

Der Einzug der Riesenmenge vollzog sich in geordneter Weise; nichts Ungehöriges ereignete sich. Die Soldaten, durch den Anblick einiger blühender Kindergestalten, die harmlos vor den Türen oder auf den Bürgersteigen standen und mit großen, neugierigen Augen dem Einzuge zusahen, von vornherein friedlich gestimmt, nickten ihnen gutmütig zu; hier und da grüßte sie auch ein Offizier, der an seine Kleinen daheim denken mochte, freundlich vom Pferde herab.

„Wo seien das Oberrbürrgerrmeisterr von diese Stadt?“

Ein Adjutant, der an der Seite des Generals geritten, hatte sich aus dem Zuge gelöst, sein Pferd vor die Rathaustreppe pariert und diese Worte in lässig schnarrendem Ton vom Sattel herunter dem Kastellan zugerufen, der oben auf der Estrade stand.

„Der Herr Oberbürgermeister sind auf seinem Amtszimmer."

„Sagen Sie, daß er soll cherrauskomme. Paschull!"

Ungeduldig wartete der Offizier. Sein zierliches Pferd, ein wunderhübsch gebauter Fuchs mit weißer Blesse, trat, durch den Weitermarsch seines Zuges erregt, so wütend das Pflaster, daß feurige Funken aus den Steinen sprühten, stieg und zerrte an der Kandare, bis der Schaum in dichten weißen Flocken von seinem Maule fiel. Der Reiter tat einige herzhafte Flüche auf russisch, seine Ungeduld stieg.

Endlich erschien der persönliche Diener des Oberbürgermeisters und trat an den Adjutanten heran. „Der Herr Oberbürgermeister lassen sehr bitten."

„Wo seien er?"

„Auf seinem Zimmer."

„Cherraus soll er komme, zu mich — hierrherr — Paschull!"

„Der Herr Oberbürgermeister lassen sagen, er verhandle auf der Straße nicht."

„Err haben nicht zu verhandeln — wirr verhandelen, wirr."

Der Magistratsdiener antwortete nicht. Der kleine Adjutant sah, daß er auf diese Weise nichts ausrichtete. Wütend und unter neuen Flüchen versetzte er seinem tanzenden Fuchs die Sporen, um zu seinem Chef zurückzureiten, schien sich dann aber eines andern zu besinnen, winkte einem Soldaten, übergab ihm das Pferd und begab sich sporenklirrend und immer weiterfluchend mit einem jüngeren Offizier, der in einiger Entfernung von ihm geblieben war, die Treppe hinauf in das Rathaus.

Als die beiden in sein Zimmer traten, erhob sich Stoltzmann von seinem Stuhl, trat ihnen einige

Schritte entgegen und bat sie, Platz zu nehmen. Alles genau in derselben Art und Haltung, wie er sie jedem Besucher gegenüber einzunehmen pflegte.

Aber die beiden Russen setzten sich nicht, ließen sich überhaupt auf keine gesellschaftlichen Umständlichkeiten ein.

„Ich chaben Ordre," sagte der kleine, wohlgenährte Adjutant, „Sie zu befehlen, im Lauf von eine Stund vor dem Chöchstkommandierenden, General Schneidemann, zu erscheinen. Sie und zwei anderre Cherren von diese Stadt. Seine Exzellenz haben sein Domizil im ‚Rodenburrgerr Chof'. Seien Sie nicht da auf das Sekund, seien Sie Gefangener von uns."

Stoltzmann lächelte verbindlich. „Ich werde zur Stelle sein."

General Schneidemann hatte für sich und seinen Stab ein Stockwerk des großen, erst vor zwei Jahren ausgebauten „Rodenburger Hofs" belegt. Der Ruf eines tüchtigen Strategen und unbestechlichen Soldaten ging ihm voraus. Zugleich war er als ausgesprochener Deutschenhasser und eine wesentliche Stütze der Kriegspartei des Nikolai Nikolajewitsch schon von den Friedenszeiten her bekannt.

Tief über einem Stoß von Akten und Karten gebeugt, saß er an einem Schreibtisch in dem sogenannten Fürstenzimmer des „Rodenburger Hofs", während seine Offiziere sich unten im großen Speisesaal zu einem üppigen Mahl versammelt hatten. Ihre lebhafte Unterhaltung und ihr fröhliches Lachen klangen in dumpfem Brausen bis in die stille Stube. Ab und zu knallte ein Sektpfropfen. Dann lief wohl ein unwilliges Zucken über die wetterharten Züge des Generals. Er war kein

Freund von Zechen und Gelagen; aber er hatte sein strenges Alkoholverbot nur während der Zeit im Felde durchführen können. Sein Versuch, es auf den Aufenthalt seiner Truppe in besetzten Städten auszudehnen, hätte ihm beinah seine Stellung gekostet. Seitdem hatte er, so schwer es ihm auch fiel, gelernt, ein Auge zuzudrücken.

Im Nebenzimmer arbeitete sein persönlicher Adjutant, derselbe, der dem Oberbürgermeister den Befehl seines hohen Chefs überbracht hatte; obwohl er sich viel lieber an den Vergnügungen seiner Kameraden beteiligt hätte, ließ ihn der General niemals von seiner Seite und beurlaubte ihn unter keinen Umständen.

„Eintreten!" rief der General, als ihm die Ordonnanz die drei Rodenburger Herren meldete. „Und bitten Sie Herrn Stabskapitän Iwanowitzsch zu mir."

Aus dem Nebenzimmer trat die hagere Erscheinung des Adjutanten mit dem schleppenden Schritt, den müde zugekniffenen Augen und jenem mißvergnügten und mißgünstigen Ausdruck auf seinem Gesicht, den er immer annahm, wenn die andern sich belustigten, während er bei dem Alten „schuften" mußte. Zugleich öffnete sich die große Flügeltür, und Dr. Stoltzmann erschien mit seinen beiden Begleitern.

„Sie sind der Oberbürgermeister dieser Stadt?" fragte der General, sich in seinem Sessel emporrichtend und den Nähertretenden kurz und scharf ins Auge fassend, jedoch ohne aufzustehen.

„Jawohl!"

„Und die beiden andern Herren?"

„Herr Bürgermeister Kern — Herr Stadtverordnetenvorsteher Doktor Klausmeier", stellte Stoltzmann vor.

„Ich habe einiges mit den Herren zu verhandeln.“

Ohne ein Wort zu erwidern ließ sich der Oberbürgermeister auf einem der um den Tisch gestellten Sessel nieder und lud seine Kollegen ein, ein gleiches zu tun. Nun stand nur noch der Adjutant, und die Falten auf seinem Gesichte wurden immer größer und die Augen immer kleiner.

„Ihre Stadt befindet sich von diesem Augenblick an in russischem Besitz,“ begann der General mit einer trockenen, aber geläufigen Stimme. „Zu ihrem Kommandanten habe ich Polkownik (Oberst) Cavour ernannt, dessen Anordnungen sich die Stadt bedingungslos zu fügen hat.“

„An uns soll es nicht fehlen. Ich glaube für die Einwohner meiner Stadt bürgen zu können. Sie werden alles tun, mit dem Kommandierenden und der Besatzung in Frieden zu leben.“

„Ich habe soeben eine Verordnung erlassen, die sofort bekanntzugeben ist: daß jeder dem russischen Heer geleistete Widerstand, auch nur ein Versuch dazu, schonungslos und ohne Unterschied des Geschlechts und Alters bestraft wird. Sollten aus einem Hause irgendwelche Feindseligkeiten gegen meine Soldaten kundgegeben oder Waffen in ihm vorgefunden werden, so wird nicht nur das betreffende Haus, sondern die ganze Stadt niedergebrannt.“

„Ich glaube wiederum versichern zu dürfen, daß derartige Sorgen und Androhungen unnötig sind.“

„Es handelt sich nun noch um die zweckmäßige Unterbringung einiger höherer Offiziere, die mit ihren Stäben geräumige und ruhige Wohnungen haben müssen. Zuerst der Kommandant, Polkownik Cavour.“

„Ich stelle ihm und seinem Stabe mein Haus zur Verfügung.“

„Einige andre Offiziere —"
„Wir haben genug geeignete Quartiere."
„Iwanowitzsch!" General Schneidemann winkte seinem Adjutanten. „Notieren Sie die Namen und veranlassen Sie das übrige." Und sich dann wieder zum Oberbürgermeister wendend: „Haben Sie viel Verwundete in der Stadt?"
„Die Lazarette sind möglichst geräumt. Mehrere zwar mußten wir zurücklassen."
„Auch Russen?"
„Einige."
Der General runzelte die Stirn. „Wo?"
„Im Garnisonlazarett und im Hilfslazarett des evangelischen Vereinshauses."
„Die Lazarette sollen sofort inspiziert werden, Iwanowitzsch!" sagte er wiederum zu seinem Adjutanten. „Ich selber werde mich nach den verwundeten Soldaten umsehen ... Ich bin fertig, Herr Oberbürgermeister. Es wird Ihre Aufgabe sein, dafür zu sorgen, daß wir uns bei Ihnen wohlfühlen und Ihre Stadt von allem Schweren verschont bleibt."

Im Lazarett des Vereinshauses war alles in eifriger Tätigkeit.
Else hatte im Operationszimmer zu assistieren, und Edith war gerade damit beschäftigt einen stark Fiebernden, der ihr schon den ganzen Tag Sorge bereitet, zu messen, als Hanna Teichgräber vor ihr stand.
„Du wieder hier?" fragte sie voller Erstaunen. „Ich glaubte dich längst auf der Fahrt nach Berlin und Wiesbaden."
Hanna nahm sie beiseite. „Ich begleitete den Verwundetentransport eine Strecke, kam dann aber bald zu der Erkenntnis, daß jeder Gedanke an

ein Weiterfahren für mich ausgeschlossen war. Die ganze Strecke weiter hinein ist durch Militärzüge gesperrt, man schafft große Truppenmengen heran."

„Gott sei Lob und Dank," erwiderte Edith leise, „dann können wir vielleicht auf Befreiung hoffen!"

„Ich glaubte, mich hier nützlicher machen zu können, und kehrte kurz entschlossen wieder um."

„Das hast du gut gemacht. Wir konnten dich nie so nötig brauchen als gerade jetzt."

„Exzellenz Schneidemann!" meldete eine eintretende Ordonnanz.

Der General erschien mit seinem Adjutanten, der heute noch verdrießlicher dreinschaute und die Oberschwester verlangte.

„Sie ist im Operationszimmer, ich vertrete sie," sagte Edith.

Iwanowitzsch sah sie mit Wohlgefallen an und führte sie zu General Schneidemann. Der nahm wenig Notiz von ihr, blieb kalt und kurz angebunden und ließ sich nur von seinen Sanitätsoffizieren Bericht erstatten. Erst als diese bei einem Falle nicht Bescheid wußten, wandte er sich an Edith. Und als ihm diese auf jede Frage kurz und schlagfertig antwortete, taute er auf, lobte die Einrichtungen und Anordnungen und ließ sich von nun an, unter Umgehung seiner Ärzte, nur noch von ihr führen und unterrichten.

„Man sollen an de arrmen Kerrle von die Unsern mehr Schokolade und Zigarren geben," meinte Iwanowitzsch.

„Der Arzt schreibt alles vor, und genau nach seinen Anordnungen wird verfahren," gab Edith zurück.

„Es ist alles gut, sehr gut."

Der General reichte Edith die Hand und verabschiedete sich.

Frau Lisa hatte alles für die angekündigte russische Einquartierung vorbereitet. Eine ganze Flucht von Zimmern hatte sie dem neuen Kommandanten von Rodenburg in ihrer geräumigen Villa zur Verfügung gestellt und nur den Eßsaal, Wohn- und Schlafstube für sich behalten.

Jetzt empfing sie Oberst Cavour. Sie hatte ein dunkelbraunes Sammetkleid an, das in Stoff und Schnitt einfach und zugleich vornehm war und ihr ausgezeichnet stand. Sie konnte beides zugleich: sehr verbindlich und ganz zurückhaltend sein; in dem hohen Wuchs ihrer schönen Gestalt wie in der Art, mit der sie dem Feinde ihres Vaterlandes, der nun ihr Hausgast war, entgegentrat, lag etwas Königliches. Sie wußte es wohl, allein es blieb mehr im Untergrunde ihres Seins beschlossen, sie war von Natur zu bescheiden, um es je nach außen hervortreten zu lassen. Das erhöhte die Anziehungskraft ihrer Erscheinung.

Auch Oberst Cavour schien sie zu empfinden. Er war ein verhältnismäßig junger Mann, wuchtig gebaut, mit kahlem Schädel und angegrautem, kurzgeschnittenem Spitzbart. Er war der Eroberer und der Herr, er konnte befehlen. Dies Bewußtsein prägte sich in seinem Wesen wie in seinem Aussehen, mit ihm hatte er das Haus des Oberbürgermeisters der eingenommenen Stadt betreten.

Aber die vornehme Frau, die ihn jetzt im Empfangszimmer begrüßte, entwaffnete ihn. Er stimmte seinen Ton wesentlich anders, als er sich vorgenommen hatte, ja, was er noch eine Minute früher für unmöglich gehalten, er neigte das Haupt und küßte Frau Lisas schöne schlanke Hand. Er mußte es tun, man konnte es einer Dame wie Frau Lisa gegenüber gar nicht anders, und er war unverheiratet und hatte immer ein ritterliches Empfinden für vornehme Frauen gehabt.

„Ich begrüße Sie in meinem Hause, Herr Oberst," sagte Frau Lisa, indem sie sich setzte und ihn mit einer Handbewegung zu einem Gleichen aufforderte. „Sie werden es einer deutschen Frau nicht verdenken, wenn ihr diese Begrüßung nicht ganz leicht fällt."

Der Oberst zog die dunklen Brauen ein wenig in die Höhe, erwiderte aber kein Wort.

„Nun aber, da Sie das Schicksal einmal in mein Haus geführt, werde ich meine Schuldigkeit als Wirtin zu erfüllen mich bemühen und wünschen, daß Sie sich wohl bei mir fühlen."

Wie stolz sie sprach! Eigentlich betrachtete er sich jetzt als den Herrn dieses Hauses, und sie tat, als wäre es eine besondere Gefälligkeit, daß sie ihn bei sich aufnahm. Jeder andern hätte er seinen Standpunkt mit unverhohlener Deutlichkeit klargelegt; ihr gegenüber schwieg er, ja, ein Hauch von Verlegenheit spielte über sein feingeschnittenes Antlitz. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau, und würde jetzt gern die Räume in Augenschein nehmen, die Sie mir und meinem Stabe zur Verfügung stellen können."

„Dies Empfangszimmer gehört Ihnen, Herr Oberst; hier nebenan, wenn ich bitten darf, die Stube meines Mannes, ich dachte als Arbeitszimmer für Sie; an sie schließt sich ein größeres Balkonzimmer, das für die Herren Ihres Stabes passend sein möchte. Die Schlafräume liegen eine Treppe höher. Wenn Sie sie zu besichtigen wünschen ..."

Sie klingelte dem Mädchen.

„Ich danke, gnädige Frau, ich bin überzeugt, daß sie ebenso gut sein werden wie diese hier."

„Du kannst gehen," sagte Frau Lisa zu dem Mädchen. „Haben Sie sonst noch irgendwelche

Wünsche? Darf ich Ihnen ein wenig Frühstück schicken?"

„Ich danke für alles. Die Herren werden sofort eintreffen, und wir müssen dann gleich an die Arbeit."

„Wünschen Sie bei uns zu speisen? Unsre Essenszeit ist 2½ Uhr. Ist Ihnen eine andre genehmer, werde ich mich danach zu richten suchen, vorausgesetzt, daß mein Mann frei ist."

Oberst Cavour hatte auch jetzt danken wollen. Man sah es seinem Gesicht an, auf dem die verbindlich ablehnende Miene schon bereit war. Aber mit einem Male sagte er: „Ich nehme Ihre Einladung sehr gern an, gnädige Frau. Ein halb drei Uhr paßt mir sehr gut, ich habe dann das Notwendigste aufgearbeitet und brauche nicht zum Essen auszugehen."

„Wieviel Herren darf ich erwarten?"

„Mit mir speist mein Adjutant und ein zweiter Offizier."

In dem behaglichen Speisezimmer stand die Tafel gedeckt. Mit dem Glockenschlag 2½ Uhr trat Oberst Cavour ein, zwei jüngere Offiziere folgten ihm.

Dr. Stoltzmann empfing seine Gäste in derselben würdigen Art wie einige Stunden vorher seine Frau.

„Porudzik Wolfshagen und Podporudzik Panguroff," stellte der Oberst vor. Er war, bis herunter zu den schmalen Lackschuhen und seidenen Strümpfen, auf das sorgsamste gekleidet, die Nägel glatt poliert, rosig schimmernd wie seine Gesichtshaut. Seine Umgangsformen waren gut, ein gewisser schonender Takt sprach aus ihnen, und doch verleugneten sie das Bewußtsein seiner Stellung nicht. Indem ihm Dr. Stoltzmann in genau derselben Art begegnete, fanden sie bald und ungezwungen den rechten Ton zueinander.

Inzwischen unterhielten sich die beiden jüngeren

25*

Offiziere mit der Dame des Hauses. Der Oberleutnant war ein Balte und sprach ein ebenso fertiges Deutsch wie sein Chef, während der Unterleutnant, ein Stockrusse aus dem Grodnoschen Gouvernement, die deutsche Sprache barbarisch behandelte, in seinem Radebrechen und Kauderwelsch aber von so ungewollter Komik war, daß Frau Lisa ihrem Temperament nicht mehr gebieten konnte und bei einer besonders drastischen Redewendung in ein helles Lachen ausbrach. Das sprengte die Bande der Befangenheit, die naturgemäß bisher über dieser seltsamen Tischgesellschaft gelegen.

Frau Lisa, über sich selber ärgerlich und den unwilligen Blick ihres Mannes fühlend, konnte einem aufsteigenden Rot nicht gebieten, das ihre runden Wangen in lebhafte Farben tauchte. Indessen besprach Oberst Cavour, der mit seinem scharfen Blick sofort die geistige Bedeutung und umsichtige Energie des Oberbürgermeisters erkannt, mit diesem allerlei städtische Maßnahmen, fragte nach dem und jenem und sagte schließlich: „Die Leitung der Geschäfte und die Führung der Stadt bleiben in Ihren Händen, für gute Manneszucht unter meinen Soldaten werde ich sorgen.“

Stolzmann war es lieb, daß auf diese Weise sein Einfluß auf die Stadt wenigstens nicht ganz beschränkt werden sollte; er litt genug unter diesem feindlichen Einfall und mußte alle Kraft aufbieten, um nicht dreinzufahren, wenn er die fremden Scharen in seiner Stadt hausen sah. Dazu wurden noch schwere Abgaben von ihm gefordert. Er wollte versuchen, das Los seiner armen Stadt auch in dieser Beziehung zu lindern und begann mit dem russischen Kommandanten ein dahinzielendes Gespräch, das er sich im stillen klüglich zurechtgelegt hatte.

Aber der war nun nicht mehr zu haben. Sei es, daß er die Absicht seines klugen Nachbarn durchschaute und über diese Dinge nichts hören, noch weniger sich selber über sie äußern wollte; sei es, daß es ihn mehr reizte, sich an der lebhaften Unterhaltung seiner Offiziere mit der schönen Frau zu beteiligen — jedenfalls brach er das Gespräch mit einer kurzen Bemerkung ab und wandte seine Aufmerksamkeit nun ebenfalls seiner liebreizenden Wirtin zu.

Die beiden jüngeren Offiziere traten respektvoll zurück, als ihr Polkownik auf dem Felde erschien, und bald beherrschte er es allein. Frau Lisa nahm seine Huldigungen als etwas Selbstverständliches und ihr Gebührendes hin und hätte sich vielleicht gewundert, wenn man sie ihr vorenthalten hätte. Denn sie war eben eine Frau, und das Typische ihres Geschlechts kam in ihr so stark zum Ausdruck wie vielleicht in kaum einer andern seiner Vertreterinnen.

Aber niemals, mit keinem Wort und Blick vergaß sie, daß sie die Gattin des Oberhaupts dieser Stadt, und daß es die Feinde ihres Vaterlandes waren, die sie an ihren Tisch zu laden gezwungen war. Und bei aller Lust, die ihnen diese Unterhaltung gewährte, merkte man an dem Gebaren der drei Offiziere ganz sichtbar den Respekt, den ihnen die deutsche Frau einflößte.

Man war am Ende des Mahls angelangt, als ein Bote des Magistrats erschien und den Oberbürgermeister in einer unaufschiebbaren Angelegenheit zu sprechen wünschte.

Der verließ die Tafel, blieb einen Augenblick draußen, kehrte dann zurück und überreichte, ohne ein Wort zu sagen, dem Obersten ein Schreiben.

Cavour las es. Die starkgeschlängelte Ader an

seiner rechten Seite schwoll stark auf. „Porudzik Wolfshagen,“ sagte er in dienstlichem Ton, „man berichtet dem Oberbürgermeister, daß einige Soldaten des Infanterieregiments 209 und 278 in einem Delikateßwarengeschäft Sachen entnommen haben, ohne sie zu bezahlen, daß in zwei andern Geschäften regelrechte Plündereien vorgekommen sind. Ich beauftrage Sie mit der sofortigen Untersuchung der Fälle. Die Schuldigen sind unverzüglich und auf das strengste zu bestrafen.“

Der Oberleutnant wollte sich entfernen.

„Ich bin noch nicht zu Ende,“ sagte der Oberst. „Es wird weiter berichtet, daß einige Soldaten, wieder des 209., aber auch des 213. Infanterieregiments, in einige Häuser, ja ein Hilfslazarett, wider ausdrückliches Verbot eingedrungen und die Schwestern belästigt hätten. Gegen diese ist mit besonderer Schärfe vorzugehen. Lassen Sie sofort einige Anschlagzettel anfertigen und an diesen wie an andern irgendwie gefährdeten Häusern mit den Worten befestigen: ‚Der Soldat, der dies Haus betritt, wird mit dem Tode bestraft.‘ Ich selber werde heute abend durch die Stadt reiten, um mich zu überzeugen, daß meine Anordnungen in der striktesten Weise befolgt werden.“

Er gab dem Oberbürgermeister das Schreiben zurück, nahm von der Mehlspeise, die das Mädchen reichte, und erzählte Frau Lisa die harmlose Geschichte zu Ende, die er eben begonnen hatte.

Aber er sollte sich der wiedererlangten Ruhe nicht lange erfreuen. Denn kaum hatte er seine Mehlspeise verzehrt, da wurde er von der Tafel abgerufen, und als er wiederkehrte, war ein Ausdruck von Bestürzung in seinem Gesicht, den seine Energie und Kunst diesmal nicht verbergen konnten. Er murmelte einige Worte von unerwartetem Dienst,

gab seinen Ordonnanzen Befehl, sofort sein Pferd vorzuführen, winkte dem jungen Podporudzik, daß er ihn zu begleiten hätte, und verabschiedete sich „bis auf morgen“ von seinen Wirten.

Es war Abend geworden und Dr. Stolzmann vom Rathaus in einer Erregung nach Haus gekommen, die ihm sonst fremd war.

„Es ist mehr im Gang, als wir ahnten,“ sagte er, „Oberst Cavour ist im Lazarett gewesen, angeblich, um den Schwestern sein Bedauern über die Ungehörigkeiten einiger Soldaten auszusprechen, in Wahrheit jedoch, um die sofortige Räumung von allen Russen mit Ausnahme zweier Schwerverwundeten anzuordnen, die er beim besten Willen nicht transportieren kann. General Schneidemann ist eben bereits in möglichster Stille mit dem größeren Teil des Heeres abgezogen. Obwohl strenges Schweigen gewahrt wird, mutmaßt man, daß die übrigen Truppen ihm morgen in der Frühe folgen werden. Das russische Heer zieht sich von allen Orten zur entscheidenden Schlacht zusammen. Unsre deutschen Truppen tun dasselbe. Der Hindenburg will den Feind stellen, und ich hoffe zu Gott: er wird ihn vernichten.“

Es war Zeit zum Abendessen, aber man wartete noch auf Oberst Cavour. Doch der kam nicht. Es war ganz spät geworden, als die Eisen seines Pferdes draußen auf dem Pflaster hörbar wurden. Frau Lisa schickte zu ihm hinüber und bat ihn zum Essen.

Er lehnte ab, ließ jedoch sagen, daß es ihm erwünscht wäre, den Oberbürgermeister noch heute abend, vielleicht in einer Stunde, zu sprechen.

Stolzmann fand den Obersten an seinem Schreibtisch sitzen. Eine große Karte lag vor ihm, um ihn herum standen mehrere Offiziere, die gleichfalls

Karten in den Händen hielten. Sein Eintritt unterbrach ihre Unterredung.

„Nein, Sie stören nicht, Herr Oberbürgermeister, wir sind fertig. Ich habe nur noch einige Schriftstücke durchzusehen."

Die andern Offiziere gingen, nur Oberleutnant Wolfshagen blieb. Der Oberst durchblätterte in fliegender Eile die vor ihm liegenden Papiere. Auf dies oder jenes machte er eine kurze Randbemerkung, sprach einige Worte in russischer Sprache zu seinem Adjutanten oder reichte es ihm hin. Seine Hand zitterte dabei, er war überhaupt in den wenigen Stunden, die seit der Mittagstafel verflossen waren, wesentlich verändert.

Nun ging auch der Adjutant, und sie waren beide allein.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, Herr Oberbürgermeister, um Ihnen mitzuteilen, daß ich morgen in der Frühe dieses Quartier räume und Ihnen Ihre Wohnung wieder zur Verfügung stelle. Vielleicht kehre ich bald zurück und übernehme meine Stellung als Kommandant aufs neue. Was ich Ihnen heute, bevor ich ins Feld rücke —"

Er stockte einen Augenblick, räusperte sich und fuhr fort: „Es ist ein Rat, den ich Ihnen gebe, weil ich mich in Ihrem Hause wohl gefühlt habe, und unsre Soldaten gut versorgt wurden. Es liegt die Möglichkeit vor, daß andre Truppen in Ihre Mauern einziehen werden, vielleicht auch Kosaken, für die ich keine Verantwortung übernehmen kann. Sie stehen in unserm Heer unter andern Verpflichtungen und Gesetzen, über die ich mich hier nicht auslassen will. Mein Rat ist deshalb der: Räumen Sie Ihre Stadt, soweit es möglich ist, schicken Sie Ihre Frau Gemahlin fort, überhaupt Frauen und Mädchen; auch die jungen Schwestern,

wie ich eben solche sah, würde ich aus den Lazaretten entfernen. Sie können es sich denken, daß es mir als Russen nicht leicht wird, Ihnen diesen Rat zu geben."

„Um so dankbarer bin ich Ihnen und werde ihn befolgen."

Frau Lisa wartete mit einer Spannung auf die Rückkehr ihres Mannes, die sich mit jeder Sekunde steigerte, um die sich diese hinzog. Als er endlich kam, sagte er kein Wort. Sie wußte, daß er bei allem Verlangen, sich auszusprechen, auch ihr gegenüber schweigen konnte, wenn eine amtliche Angelegenheit dies erforderte. Dennoch hätte sie zu gern gewußt, was der Oberst mit ihm besprochen hatte.

„Er verabschiedete sich von mir."

„Und dazu brauchte er so lange Zeit?"

„Er hatte zu tun, ich mußte warten; bei einem feindlichen Gewalthaber bleibt einem ja nichts andres übrig, obwohl es sonst nicht zu meinen Liebhabereien gehört."

Er nahm die Zeitung oder vielmehr eine Art von Plakat, das unter russischer Anordnung in einer Druckerei erschienen war und lediglich Verfügungen des Kommandanten enthielt. Sie wußte, daß ihre Kunst heute versagen würde, und als kluge Frau beschied sie sich.

Am nächsten Morgen war die Stadt vom Feinde geräumt. Alles atmete auf, man begab sich an die Arbeit, die verschlossenen Läden wurden wieder geöffnet.

Auch Dr. Stoltzmann saß auf seinem Arbeitszimmer im Rathaus und bemühte sich, die in der Verwirrung der letzten Tage liegengebliebenen Geschäfte aufzunehmen. Aber es ging ihm heute nichts recht von der Hand. Eine große Unruhe war in ihm; an seinem ganzen Körper fühlte er, daß sich

jetzt, vielleicht gar nicht weit von Rodenburg, eine schicksalsschwere Entscheidung vollziehen mußte.

Ein Stadtverordneter, der in der Umgegend eine größere Besitzung hatte, brachte die Nachricht, daß größere Kosakenschwärme gesichtet wären, und daß der Stadt ein zweiter Einbruch drohte.

Die Mitteilung überraschte Stoltzmann nicht, er war auf sie gefaßt und traf sofort seine Vorkehrungen. An irgendwelche andre Arbeit war nun natürlich kein Gedanke mehr.

Eine zweite Meldung: ein starker Trupp Kosaken hätte in der Umgebung der Stadt eine Anzahl von Gehöften in Brand gesteckt und mehrere harmlos des Wegs kommende Frauen überfallen.

Fast zugleich erschien ein Abgesandter des Stadtkommandanten: eine Abteilung deutscher Artillerie und Infanterie wäre im Anzuge und könnte in kürzester Zeit zum Schutze Rodenburgs einmarschieren. Sie erwartete hier Verstärkung. Da diese aber vielleicht nicht schnell genug eintreffen und sie allein nicht stark genug wäre, die Stadt gegen eine große Übermacht zu verteidigen, so empfähle es sich, Rodenburg von allen entbehrlichen Elementen zu räumen.

Stoltzmann gedachte der Worte, die Oberst Cavour gestern zu ihm gesprochen. Er schrieb einige Worte an Hans Warsow, die er durch einen Eilboten überbringen ließ, und begab sich dann mit seinem Auto in seine Wohnung.

Frau Lisa, die etwas länger geschlafen hatte, kam ihm zu herzlicher Begrüßung entgegen. Er erwiderte sie nur flüchtig.

„Du packst deine Sachen, Lisa," sagte er, „die notwendigsten — so schnell als möglich!"

„Zu welchem Zweck?"

„Du mußt fort."

Sie lachte. „Kommst du wahrhaftig noch ein-

mal mit der alten Sache? Hast du ganz vergessen, was du mir versprochen hast?"

Er verharrte in seinem tiefen Ernste. „Das vorige Mal legte ich die Entscheidung in deine Hand. Diesmal entscheidet mein Wille, und er ist unabänderlich."

„Und ich frage noch einmal: Weshalb?"

„Weil ich meine Frau nicht rohen Banditen ausliefern, sie nicht — Oberst Cavour hat es mir gestern abend ans Herz gelegt. Er als Russe! Das genüge dir."

„Und dich sollte ich in solcher Gefahr allein lassen? Niemals!"

„Ich werde viel ruhiger sein, sowie ich dich in Sicherheit weiß. Und nun beeile dich! Es ist nichts zu ändern oder aufzuschieben. Das Auto steht vor der Tür. Es wird dich unter militärischem Schutz vorläufig bis Königsberg bringen, der Weg bis dahin ist frei. Deiner Freundin Edith habe ich es durch Pastor Warsow freistellen lassen, dich zu begleiten, auch seiner Schwester Else. In spätestens einer Viertelstunde fährt das Auto."

Niemals, so lange sie verheiratet waren, hatte er in dieser Weise zu ihr gesprochen. Etwas Unbeugsames lag in seinen Worten und überwand ihren Gegenwillen. Es wurde ihr sehr schwer, aber sie fügte sich.

Der Magistratsbote traf Hans in dem Augenblick, als er ins Lazarett gehen wollte. Er las Stoltzmanns Brief, und nun geschah das Wunderbare: gerade jetzt, wo die Gefahr wirklich und drohend geworden, war jedes, auch das leiseste Furchtgefühl von ihm gewichen, und eins nur lebte in ihm: die Sorge für die, die er liebhatte.

Er ging zu Else und bat sie mit dringenden

Worten, sich der Vernunft nicht zu verschließen und dem Rate eines ebenso mutigen wie klugen Mannes zu folgen.

Aber sie weigerte sich in ihrer festen und ruhigen Art: „Edith und Hanna mögen gehen. Daß ich bei dir und den Kranken bleibe, dünkt mich selbstverständlich. Aber wir behalten mit den beiden Russen nur vier Verwundete zurück. Für die ist meine Kraft ausreichend. Sprich du mit Edith, ich werde es Hanna sagen."

Edith war gerade mit dem Aufräumen des Operationsraumes beschäftigt, als Hans sie für einen Augenblick in das Konferenzzimmer bat.

„Der Stadt droht ein neuer, schwerer Einfall von Kosaken. Der Oberbürgermeister empfiehlt schleunige Entfernung der irgend entbehrlichen weiblichen Kräfte. Ich habe mit meiner Schwester vereinbart, daß sie mit mir bleibt, während Sie und Fräulein Teichgräber das Lazarett verlassen werden."

Er sprach in ganz bestimmter Weise, beinah im Tone eines Vorgesetzten, der seine strikten Anordnungen gibt.

Edith schob eine Liste, in die sie einen Einblick genommen, beiseite und sagte: „Ich habe auf meiner Station zwei Schwerverwundete liegen, die ich nicht im Stich lassen kann."

„Meine Schwester übernimmt sie."

„Aber sie sind meiner Obhut anvertraut."

„Für die wenigen Patienten, die wir zurückbehalten, genügt Elses Pflege."

„Das entbindet mich nicht von meiner Pflicht."

„Wir, der Vorstand dieses Hauses, entbinden Sie von ihr."

„Ich bezweifle, ob Sie ein Recht dazu haben. Ich habe nie im Leben etwas getan, was gegen mein Gewissen war. Ich werde es auch diesmal nicht tun."

Er fühlte, daß er in diesem Tone nicht mit ihr weiterkam. Sie war ihres Vaters Tochter, des hartköpfigen, starren Mannes, der keinem fremden Druck und Willen nachgab. Das Kind des altadligen, ostpreußischen Geschlechts, das keine Furcht und kein Zagen kennt, dem es tief und unauslöschlich ins Herz geschrieben ist, daß Abkunft und Geburt verpflichten.

„Fräulein Edith, Sie sollten doch gehen!“ sagte er wärmer und persönlicher. „Sie müssen gehen!“

„Warum muß ich?“

„Weil Sie hier in Gefahr sind.“

„Das rote Kreuz schützt mich.“

„Die rohen Kosaken achten das rote Kreuz nicht. Sie haben es wer weiß wie oft nicht getan.“

„Ich habe meinen Beruf hier, dem ich treu sein muß. Ich habe ihn freiwillig übernommen, um so mehr fühle ich mich an ihn gebunden. Wenn ich ihn jetzt in der Gefahr verließe, dann könnte ich mich selbst nicht mehr achten, mein ganzes Leben lang nicht mehr. Wollen Sie das?“

Ihr Blick war klar und fest auf ihn gerichtet. Er begegnete ihm, eine tiefe Bewegung ging durch sein Herz und brach sich Bahn, unwiderstehlich, gewaltsam: „Sie dürfen nicht bleiben! Und wenn Sie es Ihretwegen wollten, meinetwegen dürfen Sie es nicht!“

„Ihretwegen nicht?“

„Weil ich nicht ansehen könnte, daß Ihnen ein roher Mensch ein Leid antäte, und ich stände dabei, wehrlos, waffenlos — und könnte nichts für Sie tun, nicht das Geringste!“

Seine ganze Seele lag mit diesen Worten vor ihr offen, seine Seele, in der nichts lebte als die Sorge um sie, die ihr entgegenschlug in Liebe und Bewunderung.

Sie sah ihn an, etwas Unbeschreibliches war in ihren Augen, leuchtete ihm entgegen.

„Ich danke Ihnen," sagte sie mit leiser, bebender Stimme. Und dann: „Was Sie mir da eben gesagt haben, werde ich Ihnen nie vergessen — niemals, komme es, wie es wolle!"

„Und werden meine Bitte erfüllen?" fragte er rasch und dringend.

Sie kämpfte. Aber nur einen Augenblick. „Ich kann nicht! Fühlen Sie es denn nicht, daß ich nicht kann? Fliehen jetzt, wo andre in viel schwererer Lage aushalten? Wo mein Vater und der Alte in Pronitten ihr Leben gaben, wo Ihr Bruder Fritz — ich könnte ihm nicht mehr ins Auge sehen, wenn ich jetzt wiche. Was wagen wir denn schließlich? Was können wir mehr verlieren als das Leben? Und jetzt, nachdem Sie mir das da eben gesagt, was sollte ich da noch fürchten?"

Er streckte ihr die Hand entgegen, heiß fühlte er die ihre in der seinen; er hätte sie jetzt halten mögen und nie mehr lassen! Aber als hätte sie schon zuviel gesagt, die spröde Seele zu sehr enthüllt, löste sie die Hand aus der seinen und wandte sich von ihm. „Else ist drüben mitten in der schwersten Arbeit, und ich verschwätze mit Ihnen die Zeit. Ich bin ein tüchtiger Mensch!"

Else hatte mit Hanna Teichgräber anfangs einen leichteren Stand. Das Furchtbare, was diese eben erst in Pronitten durchgemacht, hatte ihr sonst so starkes Gemüt doch hart mitgenommen. Aber dann tauchte vor ihrer Seele dasselbe Bild auf, das Edith eben erst Mut und Kraft zum Ausharren gegeben. Sie dachte an Fritz, der jetzt in schwerer Entscheidungsschlacht vor dem Feinde stand. Nun war ihr Entschluß gefaßt, und Else verstand ihn.

„Ich würde an deiner Stelle kaum anders handeln," sagte sie. „Wir werden gewiß bald ein ganzes Teil mehr Arbeit bekommen, und es ist mir lieb, daß du bei uns bleibst."

Sie will ihr die Hand reichen, da fahren sie beide, wie von einem harten Schlag getroffen, auseinander. Ohne Zweifel ein Kanonenschuß! Geschütze aus der Stadt oder aus ihrer Umgebung — man kann es nicht genau unterscheiden — antworten. Eine starke Kanonade setzt ein. Durch das große Fenster, der Eingangstür gegenüber, sieht man ab und zu den Feuerschein der Schüsse.

„Ein Kampf in nächster Nähe!" sagt Else sehr ernst, aber mit einer Stimme, in der nicht das leiseste Beben ist, und begibt sich zu einem der beiden Russen, der sich mit verzweifelter Anstrengung in seinem Bett aufgerichtet hat und vor Aufregung am ganzen Körper fliegt.

Und wieder ein schwerer Schlag, von einem zischenden, sirrenden Sausen begleitet. Nun sind auch die andern Schwerverwundeten aufmerksam geworden, die drei Schwestern haben alle Kraft nötig, sie zu beschwichtigen. Jetzt ist es Else doch lieb, daß sie nicht allein geblieben ist ...

Die Geschosse fliegen über das Haus dahin, ein Schrapnell platzt in einem nicht weitgelegenen Garten und sägt ein paar Bäume glatt ab, die krachend zur Erde fallen. Dr. Moll ist zur Stelle und hilft den Frauen in ihrer Arbeit. Einer ist gefaßt und ruhig wie der andre.

Da schlägt drüben in den Hof des Nachbarhauses eine Granate ein ... ein betäubender Knall, eine schwarze Wolke von Rauch und Staub, die bis zu den Fenstern des Lazaretts emporsteigt, entsetzte Schreie, kopflose Flucht der Einwohner ... alles sieht, hört man hier oben.

„Zweifeln Sie noch, daß wir beschossen werden, Herr Pfarrer?"

„Ich hatte es nicht für möglich gehalten, aber es scheint so."

„Wir sollten wohl eine größere Anzahl deutscher Truppen erhalten, aber es ist erst eine Vorhut eingetroffen. Nun ist es hier zum Kampf gekommen, und die wenigen können mit all ihrem Heldenmut gegen solche Übermacht nichts ausrichten."

„Man hat alles zu der großen Schlacht zusammengezogen; ehe sie entschieden, können sie uns nicht helfen."

„Die Stadt brennt an mehreren Stellen!" ruft Edith. Und wie zur Bestätigung ihrer Worte loht heller Feuerschein durch den Saal.

„Es ist Brandstiftung," sagt Dr. Moll mit heißem Ingrimm, „die paar Geschosse machen das nicht. Viele krepieren ja nicht einmal. Aber wenn es so weitergeht, dann müssen wir auf Mittel und Wege sinnen, unsre Kranken durch die Hinterpforte ins Freie zu schaffen und an einer geschützteren Stelle ein kleines Lazarett aufzuschlagen."

„Bei diesen Schwerverwundeten wird es unmöglich sein."

„Es gäbe noch ein andres Mittel," sagt Hans, der eine Weile in tiefes Sinnen verloren dagestanden hat. Auf die Fragen der andern antwortet er nur einsilbig. „Es will überlegt sein," meinte er schließlich. „Aber so geht es nicht weiter."

Ein gewaltiger Krach ... ein gellender Schrei ... ein Schwanken und Beben durch das große, starke Gebäude. Ist es getroffen? Wird die Decke über den zitternden Wänden zusammenbrechen, sie alle unter ihren Trümmern begraben? Keiner wagt zu atmen, auch die Verwundeten liegen totenstill ...

das lähmende Schweigen vor dem Eintreten des Letzten, Furchtbaren. Aber nein — noch ist nichts geschehen. Es muß der riesige Luftdruck gewesen sein, der diese Erschütterung hervorgerufen und sie alle betäubt hat. Sie kommen wieder zur Besinnung. Sie falten die Hände, doch Hans ist nicht unter ihnen. Wo ist er geblieben? Ist ihm etwas zugestoßen?

Von einer dunklen Ahnung getrieben, geht Edith ans Fenster. Da sieht sie ihn; er steht auf der Straße, er überschreitet sie. Es ist ganz leer auf der Straße; nur hier und da ein Mensch, der gebückt und dicht an die Häuser gedrückt wie ein Schatten vorübergleitet. Eine Granate fällt, ohne zu krepieren, in großem Bogen nieder. Sie merkt, wie er stutzt, aber nur einen Augenblick, dann geht er weiter. Eine weiße Fahne mit dem Roten Kreuz ist in seiner Hand. Er schwenkt sie ... man ist auf ihn aufmerksam geworden, man scheint ihm warnende Worte zuzurufen. Ein Schuß kracht ... noch einer ... ist er getroffen? Eine Todesangst erfaßt sie. Else ist an ihrer Seite, auch Dr. Moll, indes Hanna bei den Verwundeten bleibt.

„Er ist hinausgegangen, um gegen die Beschießung unsers Lazaretts Verwahrung einzulegen," sagt Dr. Moll. „Er deutete es mir vorhin im stillen an. Ich warnte ihn, aber er hat es doch getan."

Sie sehen ihn in all dem Rauch und Gewirr kaum noch, nur die weiße Fahne weht einigemal zu ihnen herüber, dann entschwindet auch sie ihren Blicken.

Sie treten vom Fenster zurück, nur Edith bleibt an ihm stehen. In banger Erwartung schleicht ihnen die Zeit dahin. An die Geschosse, die über das Haus dahinsausen, und an die einfallenden

Granaten fangen sie an sich zu gewöhnen. Sie denken nicht mehr an sich, ihre Sorge ist bei dem, der draußen einen Todesweg geht.

Wenn nur die Verwundeten sich beruhigen wollten! Aber deren Erregung steigt mit jeder Sekunde. Nur der eine der beiden Russen liegt in völliger Gleichmut auf seinem Lager.

„Tod ist nichts," tröstet er seinen Nachbar. „Kommt doch, wenn er will ... Leben ist schwerer. Hast du gutes Gewissen, kannst du gut sterben."

Seltener wird das Krachen und Blitzen; mit einem Male hört es ganz auf. Eine unvergleichliche, herrliche Stille tritt ein, ein tiefer Seufzer der Erlösung und Dankbarkeit ringt sich aus den Herzen.

„Es ist sein Werk," sagt Dr. Moll, weiter nichts.

Edith steht immer noch am Fenster, immer noch blickt ihr Auge auf die Straße. Sie, die sonst so gewissenhafte, kümmert sich um ihre Kranken nicht und läßt die andern für sie sorgen.

Endlich! — Sie hat ihn sofort erkannt, obwohl der Rauch noch dichter geworden. Dort, jenseits des kleinen Einnehmerhäuschens, das aus der Zeit der Wegzollerhebung stehengeblieben ist, sieht sie seine Gestalt auftauchen und näherkommen, sehr langsam, wie es scheint, mit schleppendem Schritt. Kein Wunder nach dem Gang, den er gemacht!

Sie ruft es den andern zu, hat zugleich ihren Platz verlassen und ist die Treppe hinuntergeeilt. Es war gut, denn allein hätte er sie nicht mehr emporsteigen können.

„Sie sind verwundet?"

„Vielleicht ... aber es ist nicht der Rede wert. Eben erst ... da drüben am alten Zollhaus wohl ... eine der letzten Kugeln, die sich verirrt hatte. Oder vielleicht war sie ärgerlich, daß ich so gut davongekommen."

Er versucht zu scherzen. Aber sie merkt, wie er den Schmerz niederzwingt.

Sie ruft nach Hanna, sie sind beide stark und haben ihre Kräfte in der vielen Arbeit gestählt. So stützen sie ihn und führen ihn die Treppe empor.

„Erst wollten sie nicht, aber als ich ihnen mitteilte, daß Russen bei uns lägen, und als ein andrer dazukam und sagte, daß seine Kameraden bei uns gut verpflegt würden, gaben sie Befehl, das Lazarett zu schonen."

„Sie haben Großes getan."

Er lächelt, müde und schwer. „Es war — es war —"

Er will den Satz mit aller Gewalt zu Ende bringen. Aber es gelingt ihm nicht, mitten im Worte bricht er ab, ein Fieberschauder schüttelt mit plötzlicher Gewalt seinen Körper, unter dem Rock sickert das Blut hervor — Gott sei Dank, sie sind oben! Dr. Moll ist sofort zur Stelle, sie haben ihn entkleidet, verbunden und in ein Bett gelegt.

„Man kann vorläufig nichts sagen", äußert sich der Arzt, „aber ein Wunder ist es, daß der Schuß nicht tödlich gewesen ist; jedenfalls ist er hart am Herzen vorbeigegangen. Morgen werde ich die Kugel zu entfernen suchen, dann müssen wir pflegen und warten."

Eine ganze Weile liegt Hans still. Aber das Bewußtsein hat ihn nicht verlassen, Else und Edith wechseln sich an seinem Lager ab, eine von ihnen ist immer um ihn. Als Edith ihm auf seine Bitte ein wenig zu trinken gibt, wird ihm sichtbar wohler. Er lächelt ihr dankbar zu und beginnt einige Worte zu sprechen.

„Sie wollten vorhin etwas sagen, das Ihnen auf der Seele zu liegen schien. Sie begannen zweimal: Es war — es war —"

Er besinnt sich. „Ganz recht," flüstert er, „es war — die Sühne, wollte ich sagen — die Sühne —"

Es ist ganz still um sie. Die Schüsse sind verstummt, der Abend ist gekommen und deckt die dunklen Fittiche über die Stadt und ihr Leid.

Von einer Beschießung Rodenburgs konnte man kaum reden. Es war nur ein kurzer Artilleriekampf gewesen, der sich in der Linie der Stadt abgespielt hatte. So waren die meisten Straßen und Häuser unbeschädigt geblieben und lagen, von einer strahlenden Morgensonne beschienen, mit ihrem Blumenschmuck an den Fenstern da, wie in den schönsten Friedenszeiten, das ganze Stadtbild war unversehrt. Nur an zwei Stellen der Stadt brannte es, und dem stolzen Portal des Rathauses, das noch aus der Ritterzeit stammte, hatte eine Granate ein klaffende Wunde beigebracht.

Aber die sonst so freundliche Stadt glich heute einem einzigen wilden Heerlager. Nichts sah man als Soldaten. In allen Waffengattungen und Uniformen schienen sie vertreten. Sie lungerten auf der Straße herum, sie drangen in die Geschäfte, sie belästigten die Einwohner, von denen nur wenige auf die Straße sich wagten, während die meisten sich ängstlich und scheu in ihren Wohnungen hielten. Als wären sie die Herrscher hier, so gebärdeten sich die eingedrungenen Feinde. Ab und zu sah man einen Offizier in gummibereifter Karosse an der Seite einer auffällig gekleideten „Dame" durch die Straßen fahren, um „Einkäufe" zu machen.

Durch all diesen Wirrwarr und diese Zuchtlosigkeit schritt Dr. Stoltzmann dahin. Das war seine Stadt, in der er nie die leiseste Unregelmäßigkeit oder Gesetzlosigkeit geduldet, für deren Wachstum und Ordnung er mit nie ruhendem Eifer gesorgt,

die ihm ans Herz gewachsen war wie ein lebendes Wesen! Und mußte nun sehen, wie plumpe Willkür und rohe Gewalt hier hausten, und ohnmächtig dem schamlosen Treiben gegenüberstehen!

Der Inhaber eines großen Warenhauses, der es auf seine dringende Befürwortung offengehalten, war seiner ansichtig geworden, kam auf ihn zugestürzt und beklagte sich bitter, daß russische Soldaten Waren aus seinem Geschäft entnahmen, ohne dafür zu bezahlen, und daß zwei Offiziere ihrem Tun lachend zusähen.

Da packte den Bürgermeister ein heißer Ingrimm. Er hatte genug getragen und erduldet; noch länger untätig zuzusehen, wäre ihm wider seine Ehre als Leiter und Schützer dieser Stadt gewesen!

Er begab sich auf schnellstem Wege in den „Rodenburger Hof", die Wohnung des neuen Stadtkommandanten, den man eingesetzt, ohne eine Verständigung mit ihm zu suchen.

Ein untersetzter Offizier, seiner Uniform nach wieder ein Polkownik, wie Cavour es war, von robustem Aussehen, die Stirn stark geformt und drohend, in den gleichgültig blickenden Augen ein stumpfes Schwarz, trat ihm an der Schwelle des Zimmers entgegen. Er schien zum Ausgehen gerüstet und mußte es eilig haben; die des öftern aneinanderklirrenden Sporen sollten von vornherein seine Ungeduld und seine geringe Lust dartun, sich auf Auseinandersetzungen einzulassen.

„Ich bin der Oberbürgermeister dieser Stadt."

Der Kommandant schob die borstigen Brauen in die Höhe.

„Warum kamen Sie nicht sofort zu mir? Ich nahm an, daß Sie den Ort bereits verlassen hatten."

„Es ist nicht die Gepflogenheit eines deutschen Bürgermeisters, die ihm anvertraute Stadt in der Not zu verlassen."

„Und was treibt Sie heute zu mir?"

„Ich komme zu Ihnen, um Protest einzulegen gegen die Gewalttätigkeit, die sich Ihre Truppen in unsrer Stadt erlauben."

Ein leises Feuer brach durch das stumpfe Schwarz der Augen. „Protest einzulegen, ist Ihre Sache wohl nicht mehr. Die Stadt untersteht mir. Ich kann und will es meinen Leuten nach manchen Strapazen und Leiden nicht verargen, wenn sie sich jetzt in der tapfer eroberten Stadt auf ihre Art vergnügen. Übrigens werden Sie sich über das Schicksal Ihrer Stadt keine große Sorge mehr zu machen brauchen."

Er rief ein kurzes Wort in den langen Gang hinaus. Ein junger Unterleutnant erschien.

„Ist meine Order weitergegeben, Podporudzik, daß die Stadt Rodenburg die Summe von hunderttausend Mark Kriegskontribution bis zum Abend hier einzuzahlen hat?" fragte er.

„Porudzik Poschnikoff überbringt sie soeben der Stadtbehörde."

„Es ist gut. Dieser Herr hier ist unser Gefangener; er ist auf das sorgsamste zu bewachen."

„Wenn Sie mich gefangensetzen, werden Sie das Geld schwerlich zusammentreiben," sagte Stoltzmann ohne die geringste Erregung.

„Das lassen Sie unsre Sorge sein," erwiderte der Russe kühl, „dafür haben wir unsre Mittel und Wege". Und nun wieder zu seinem Podporudzik sich wendend: „Es ist der Oberbürgermeister dieser Stadt, er wird sofort als Geisel nach Rußland transportiert. Ist das Geld bis zum Abend auf den letzten Heller in unsern Händen, so schicken Sie ihn an mich zurück, ich werde weiter über ihn verfügen. Ist das Geld nicht da, so wird er unterwegs standrechtlich erschossen."

Wieder leuchtete durch das stumpfe Schwarz der kalten Augen ein mattes Licht und glitt triumphierend über den Bürgermeister hin. Der stand unbeweglich, nicht eine Muskel zuckte in dem energischen Gesicht.

„Ich bitte, bevor Sie mich abführen lassen, eine kurze Weisung an meinen Stadtkämmerer schreiben zu dürfen; er würde ohne eine solche nichts tun dürfen."

Ein Lächeln flog über die schmalen Lippen des Kommandanten hinüber zu dem jungen Leutnant, der es pflichtschuldigst sofort erwiderte. Sehen Sie, wie kirre er geworden ist!, schien dies Lächeln zu sagen. Man muß die Gesellschaft nur richtig anzufassen wissen, dann hat man sie. „Sie dürfen die Anweisung dort nebenan schreiben. Papier und Tinte finden Sie."

Stoltzmann begab sich in das kleine Nebengemach, setzte sich an den Tisch und schrieb mit fliegender Hand: „An den Stadtkämmerer der Stadt Rodenburg, Herrn Mertens. Die uns auferlegte Kriegskontribution von 100000 Mark wird, weil viel zu hoch, unter keinen Umständen gezahlt. Man lasse sich durch keine Drohungen, welcherart sie auch seien, einschüchtern. Stoltzmann, Oberbürgermeister."

Er wollte sein Schreiben gerade in eine Hülle stecken, als ihn ein stetig zunehmender Lärm aus dem großen Nebenzimmer aufhorchen ließ, unaufhörlich öffnete sich die Tür zu dem Flur und schloß sich wieder, schwere Schritte kamen und gingen, ein Offizier nach dem andern brachte seine Meldung, die Stimme des Kommandanten klang dazwischen, laut und schrill, Ordonnanzen flogen hin und her, etwas von großer Wichtigkeit mußte sich ereignet haben. Manchmal trat eine kurze Pause ein; dann ging es um so lebhafter zu, schließlich schien sich die Beratung in eine allgemeine Verwirrung aufzulösen.

Alles redete, rief, schrie durcheinander, die schrille Stimme des Kommandanten hatte Mühe, sich Geltung zu schaffen. — An ihn dachte niemand mehr, man hatte ihn vollständig vergessen, und er hütete sich, die leiseste Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Da nahten sich Schritte und kamen auf sein kleines Gemach zu. Er besaß gerade noch so viel Geistesgegenwart, sich hinter einen Vorhang zu stellen, der eine in ein weiteres Zimmer führende Tür abschloß. Zwei Offiziere traten ein, nahmen in der größten Eile einige auf dem Tisch liegende Karten und Papiere zu sich und verließen das kleine Zimmer wieder, ohne sich nach irgend etwas anderm umzusehen.

Noch einmal ein kurzes, lebhaftes Gespräch nebenan, dann war es still. Er horchte auf, eine ganze Weile, nichts vernahm er als das laute Pochen seines Herzens.

Ganz langsam und leise schritt er aus seinem Versteck, tastete sich in das große Nebenzimmer, in dem die deutlichen Spuren der Unordnung und des wüsten Durcheinanders von dem plötzlichen Aufbruch zeugten, und gelangte ungehindert durch den langen Flur ins Freie. Gott sei Lob und Dank — er war gerettet! Und sein Rodenburg vielleicht mit ihm!

Der erste, den er auf der Straße traf, war sein persönlicher Sekretär.

„Wir suchen den Herrn Oberbürgermeister überall," sagte er, mit glückstrahlendem Gesicht auf ihn zutretend, „man hatte Sie hier in den „Rodenburger Hof" gehen und seit Stunden nicht mehr zurückkommen sehen. Man sagte, der Herr Oberbürgermeister wären gefangen — ja bereits nach Sibirien transportiert, hieß es."

„Nahe daran war es auch! Aber meine Gefangen-

schaft war nur kurz. Es müssen große Dinge im Anzuge sein."

„Haben der Herr Oberbürgermeister noch nichts vernommen? Schon vor zwei Stunden hörten wir durch einige Landleute, die auf der Flucht hierherkamen, daß hinter Wollbütten eine deutsche Dragonerpatrouille aufgetaucht und eine Kosakenpatrouille beschossen hätte. Eben kam die Meldung, daß deutsche Truppen in großer Anzahl im Vordringen wären."

„Dann muß die entscheidende Schlacht geschlagen und gewonnen sein!"

„Gott möchte es geben! Aber davon verlautete bisher nichts. Jedenfalls haben es die Russen sehr eilig mit dem Abzug."

Sie konnten sich kaum noch verständigen. Von allen Seiten her klang zu ihnen das laute Hallen der Schritte, das Klappern der Hufe, das Rattern der Räder, das Krachen und Donnern der schweren Geschütze und der Munitionswagen. Hier zog ein Haufe von Fußsoldaten in wirrer Auflösung durch die Straßen, dort rasselte die russische Artillerie, ebensowenig geordnet und in Trabtempo, dem Tore zu. Alle Straßen und Plätze dröhnten wieder von lautem Kommandorufen, von denen einer immer den andern überschrie, von dem Lärm der Ausziehenden, über die die Befehlshaber alle Macht verloren hatten, daß es sich oft anhörte, als brächen wilde Tiere aus einem sicheren Verlies aus.

Stoltzmann war in das Innere eines großen Schulhauses getreten, das einige Schritte vom „Rodenburger Hof" entfernt war. Er selber wäre kaum darauf gekommen, aber sein Sekretär drang in ihn. Und der hatte recht: es war für ihn nicht ratsam, sich auf der Straße zu zeigen, der ausziehende Feind hätte ihn mitschleppen können. Freilich, ob der jetzt noch solche Gedanken haben, ob er

nicht froh sein würde, wenn er das Weichbild der Stadt so schnell als möglich hinter sich hätte —?

Lange hielt es ihn nicht im Schutze des Hauses; sowie der Lärm ein wenig verhallt war, begab er sich auf die Straße zurück.

Jetzt kamen auch andre von den Einwohnern aus ihren Wohnungen. Einer fragte den andern, was geschehen, man sprach seine Mutmaßungen aus, man hoffte, und man zagte. Der spannende Druck der Ungewißheit hielt alles in seinen Banden. Die Dächer der Häuser füllten sich mit Menschen, alle wollten Ausschau halten, was da draußen vorginge.

Endlich sah man durch ein scharfes Glas einzelne Reiterpatrouillen über die Anhöhen unweit von Mellkauen, dem Nachbarort Rodenburgs, sprengen. Aber keiner wußte: war es deutsche, oder war es russische Kavallerie?

Die Erwartung wuchs fieberhaft und wurde unerträglich. Das Schießen schien völlig verstummt, man hörte nichts mehr. Was würden die nächsten Augenblicke bringen: Sieg oder Niederlage? Drangen die deutschen Truppen weiter vor? Waren sie zurückgedrängt worden?

Alles hielt den Atem an. Keiner wagte mehr zu fragen oder zu sprechen — da ertönt plötzlich ein vielstimmiger Ruf, dumpf noch und undeutlich, brandet wie Wogenprall von entlegener Küste her, ein andrer Klang mischt sich in ihn, erst kann man ihn schwer erkennen, dann ist es, als wäre er wie Hufeisen, die über den Boden fliegen — näher kommt der Ruf, deutlicher wird der Ton, und jetzt — kein Zweifel mehr: ein brausendes, jauchzendes „Hurra, Hurra!“ hallt von den Toren her, nimmt Flügel, pflanzt sich mit Sturmeseile auf ihnen fort, packt die Herzen, daß sie springen wollen, erschüttert die Luft, daß es ist, als sängen gewaltige, unsicht-

bare Geisterchöre in ihnen einen Lobgesang, dringt, stürmt, rast, zum Himmel empor, daß man nichts hört, nichts mehr weiß als diesen einen, lösenden, befreienden Ruf, dies Hurra, das ein Hosianna zugleich ist, ein heiliges, dankerfülltes, glückjauchzendes Emporringen und Emporjubeln aus der Tiefe zur Höhe!

Eine Abteilung preußischer Ulanen sprengt durch das Tor, deutsche Artillerie folgt ihr. Und nun, keiner weiß, woher man sie so schnell bekommen, regnet es Blumen aus allen Fenstern, von den Dächern, von der Straße her, Tücher werden geschwenkt, man stürmt den Einziehenden entgegen, man lacht und schluchzt in einem Atem, umarmt sie und sich untereinander — eine Raserei der Glückseligkeit erfüllt die ganze Stadt.

In seinem einsamen Zimmer liegt Hans. Es ist still um ihn. Die Russen haben das Lazarett plötzlich geräumt, nur die beiden Schwerverwundeten, deren Zustand sich durch die Erregungen der letzten Tage bedeutend verschlechtert hat, sind geblieben.

Ab und zu vernimmt er vom Nebenzimmer her ihr Stöhnen und Ächzen. „Arme Kerle!" denkt er und fühlt die Feindesliebe, die er einmal für immer erstorben gewähnt, in warmer Regung durch sein Herz ziehen. Er hat ja auch noch immer Schmerzen, und seine Genesung wird, wie Dr. Moll ihm heute erst gesagt, nur langsam vonstatten gehen — da empfindet man mit den andern mit, auch wenn sie Feinde sind.

Aber dann kommt der Augenblick, wo er ihr Wimmern und Stöhnen nicht mehr vernimmt, wo wirre, unerklärliche, immer wechselnde Geräusche von der Straße her in sein stilles Zimmer dringen, rasselnde Räder, klappernde Hufe, polternde Wagen, wüstes Geschrei — ist sein geliebtes Ostpreußen-

land, um das er nie so gezittert wie in diesen leiderfüllten Tagen, aufs neue in Not und Bedrängnis geraten?

Wohl weilen seine Schwester, auch Edith und Hanna, oft an seinem Krankenlager. Aber sie erzählen ihm nicht viel, denn Dr. Moll hat es ihnen zur Pflicht gemacht, ihm jegliche Aufregung fernzuhalten. So verzehrt er sich, zur völligen Untätigkeit verurteilt, in quälenden Gedanken und sieht alles in schwarzem und getrübtem Licht.

Bis plötzlich nach längerer, peinigender Stille das fern anhebende, bald die ganze Stadt durchbrausende Hurra an seine Ohren klingt, ihn in tiefster Seele erbeben läßt in Wonne und freudiger Erwartung, daß er Krankheit und Schmerz vergißt, sich auf seinem Lager aufrichtet, hinaus will, hinaus muß — aber da steht schon Edith vor ihm, ein Leuchten ist in ihrem Antlitz, umfließt ihre ganze Erscheinung, spricht aus ihren dunklen Augen, in denen er, zum erstenmal, so lange er sie kennt, eine Träne sieht.

„Ein großer, entscheidender Sieg!" ruft sie ihm entgegen, und ein Jauchzen ist in ihrer Stimme. „Ostpreußen ist gerettet! Fünf russische Armeekorps in dreitägiger Schlacht geschlagen, in die masurischen Seen gedrängt und völlig vernichtet!"

Er ergreift ihre Hand, er umschließt sie fest ... aber es ist etwas viel gewesen, er sinkt in die Kissen zurück, er kann es noch nicht fassen, zu übermächtig ist die Freude. Nur eins hört er wieder und wieder, es klingt und singt ihm in den Ohren, es durchzuckt jeden Nerv, durchglüht seinen ganzen Körper: „Ostpreußen ist gerettet!"

Inzwischen rücken da draußen in ununterbrochenem Zuge die deutschen Truppen in Rodenburg ein.

Alle Straßen sind geschmückt, nach wie vor regnen von Dächern und Fenstern Blumen auf die Einziehenden hinab. Mit einer Schnelligkeit, die nur die flammende Begeisterung möglich machen kann, hat man vom Markt und aus den Geschäften alles Eichenlaub sowie andre Baumzweige, die aufzutreiben sind, zusammengekauft und -gebettelt, Girlanden daraus gewunden, die nun quer über die Straße gezogen sind. Jedes Haus ist überfüllt mit Einquartierung, in den Gasthäusern muß man sich selbst bedienen, holt sich Speise und Trank aus Küche und Keller; was man vor den Russen vorsorglich verborgen, gibt man jetzt willig und gern. Das Bier ist knapp geworden, um so reicher fließt der Wein, und manche der edelsten Sorten, die man für ganz besondere Tage aufbewahrt und gepflegt, haben jetzt das würdige Ziel ihrer Bestimmung gefunden.

Vor dem „Rodenburger Hof", in dem eben noch das russische Oberkommando seinen Wohnsitz aufgeschlagen, steht bereits der deutsche Posten, von dem Rathausturm ist die russische Fahne verschwunden, dafür weht das deutsche Schwarzweißrot über das zerschossene Portal dahin und grüßt die von schwerem Druck erlösten Einwohner. Einige russische Haubitzen, die die einziehenden Truppen mitgebracht, sind vor der großen Rathaustreppe aufgestellt, auf der der Oberbürgermeister mit den schnell zusammengerufenen Stadträten steht, mit warmen Worten dem einziehenden Heer das Willkommen der Stadt zu bieten.

Es ist Abend geworden. Bei Hans ist nach der starken Erregung der Freude der Rückschlag eingetreten: eine große Mattigkeit, die ihn inmitten all des frohen Lärmens und Jubelns da draußen einen wohltätigen Schlaf finden läßt.

Erquickt ist er von ihm erwacht; er möchte wohl Edith oder Else rufen, aber er weiß, die haben jetzt alle Hände voll zu tun, denn manchen braven verwundeten deutschen Soldaten haben die einziehenden Truppen in ihren Sanitätswagen mitgebracht, und das geht jetzt vor, das ist selbstverständlich.

Da öffnet sich die Tür, ganz langsam und behutsam, ein Gesicht schaut forschend hinein, ein stark gebräuntes, unrasiert, mit deutlichem Bartansatz, der es beinah unkenntlich macht. Aber trotz dem dämmernden Dunkel, das die stille Stube erfüllt, erkennt es der Kranke sofort. „Fritz," ruft er, „braver, einziger Kerl!"

Der Krieger tritt näher, von dem schlichten Feldgrau seiner Uniform hebt sich etwas Schimmerndes ab: das Eiserne Kreuz. „Sie gaben es mir heute morgen. Ich war einer der Ersten."

Aber als fürchtete er in seiner Bescheidenheit, daß es wie eine Ruhmrednerei klingen könnte, fügte er hinzu: „Du hättest es reichlich so gut verdient als ich."

Hans schüttelt das Haupt, ein wehmütiges Lächeln ist auf seinen bleichen Lippen. „Ich hatte manches gutzumachen," gibt er flüsternd zurück. Jetzt erst sieht er, daß mit dem Bruder eine andre an sein Bett getreten ist: Hanna. Und beider Hände halten sich umschlungen, und ein großes, heiliges Glück ist in ihren Gesichtern und glänzt durch die fahle Abendstimmung.

„Und ich dachte, du würdest uns jetzt trauen ... eine stille Kriegstrauung, bevor es wieder hinausgeht. Aber nun werden wir warten müssen, bis der Friede da ist, denn ohne dich geht es nicht. Und es ist vielleicht auch besser so."

Von draußen klingt ein erneutes Hurrarufen. Edith kommt aus dem Nebensaal: „Der Landsturm

rückt an, die Landsturmhelme mit Eichenlaub geschmückt! Mancher graubärtige Mann ist unter ihnen. Aber nirgend eine Spur von Ermüdung. Als kämen sie nicht aus Strapazen und Schlacht, sondern vom frischen Tanz."

„Das kommen wir ja auch, Edith!" ruft Fritz. „Und ziehen bald wieder in den frischen Tanz! Und dürfen nicht müde werden, die rechte Weise zu spielen!"

Er ist in so froher und gehobener Stimmung; Hanna sucht es ihm gleichzutun, aber in ihren Augen ist immer ein feuchter Schimmer. Er hat es ihr eben gesagt, daß er morgen in der Frühe wieder hinausrücke, nun hört sie immer das eine: Morgen früh!" Aber sie weiß, er liebt es nicht, wenn sie traurig ist. „Es gehört nicht in diese Zeit," hatte er zu ihr gesagt, als sie damals in Pronitten Abschied nahmen, „Helden müssen Heldenfrauen haben!"

Ein neues Hurra. „Stoltzmann fährt mit seinem Auto vorüber," verkündet Else vom Fenster her. Sie begrüßen ihn mit begeisterten Rufen."

„Sie haben auch Grund dazu," meint Hans. „Seiner Umsicht und Energie haben sie viel zu danken."

„Und wahrhaftig!" ruft Edith mit dem Ausdruck hellen Erstaunens, „Frau Lisa an seiner Seite! Und ihr ganzes Gesicht strahlt, und sie winkt mit der Hand wie eine Königin, der das Volk seine Huldigung darbringt!"

„Du erzähltest uns doch, sie wäre geflohen," wendet sich Else zu Hans, „auf ausdrücklichen Wunsch ihres Mannes geflohen!"

„Ich dachte mir gleich, daß sie das nicht tun würde," wirft Edith ein. „Es paßt ganz und gar nicht zu ihr. Als kluge Frau hat sie ihrem Manne

nachgegeben, sich hier irgendwo in die nächste Nachbarschaft zurückgezogen und ist bei der ersten günstigen Sendung nach Rodenburg heimgekehrt. Aber wäre es schlecht gegangen, dann wäre sie erst recht gekommen — doch da ist sie ja selber! Nun entscheide, Lisa, habe ich recht oder nicht?"

„Du hast recht, mein Herz, obwohl ich nichts gehört habe."

An der Seite ihres Mannes ist Frau Lisa in das Zimmer getreten, einfach und kleidsam zugleich angezogen, wie immer, auf dem lilafarbigen Strohhut die große wehende Straußenfeder, darunter das feine, von froher Erregung rotschimmernde Antlitz. Sie grüßt die andern nur mit einer freundlich flüchtigen Bewegung ihres Kopfes, geht auf die beiden Brüder zu, reicht Fritz mit jener impulsiven Wärme, die ihr so gut steht, die Hand: „Heil Ihnen, Herr Rittmeister! Willkommen mit Ihren tapferen Leuten in Rodenburg! Sie haben viel für uns getan!"

Die Schatten des Abends sinken tiefer, aus der Dämmerung ist das Dunkel geworden, matte Lichter brennen auf. Die andern haben sich verabschiedet, nur Fritz bleibt bei Hans, und für eine kleine Weile Stoltzmann, der hauptsächlich seinetwegen gekommen ist. Dann geht auch er, und die beiden Brüder sind allein.

„Welch ein Glück nach all dem Schweren!" sagt Hans. „Noch sind wir wie die Träumenden und können es nicht fassen."

„Sie haben böse gehaust," gibt Fritz zurück, „aber mögen sie uns den heimatlichen Boden zerstampfen und versengen, mögen sie die Früchte unsrer redlichen Arbeit uns entreißen — das, was deutsch an uns ist, was den tiefsten Kern unsers Wesens ausmacht, können sie uns nicht rauben. Deutschland stirbt nicht!"

Von draußen her tönt heller, flutender Klang. Die Glocken von St. Nikolai sind die ersten, die ihn anstimmen, die andern fallen ein; nun singt und preist und jauchzt es mit ehernen Zungen durch die Stadt. Siegesjubel ist in diesem gewaltigen Glockengeläut, zugleich Demut, die ehrfürchtig sich beugt, und heiße Friedenssehnsucht, die die Schwingen regt hinein in ein Land ferner Verheißung.

Eine Weile verharren die beiden Brüder in tiefem Schweigen. Ihre Gedanken und ihre Andacht sind dieselben.

„Du hast recht," sagt dann Hans, „Deutschland stirbt nicht; es kann nicht sterben. Geht Deutschland zugrunde, so geht mit ihm alle Hoffnung des Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde. Versinkt Deutschland, so versinkt die ganze Menschheit mit ihm und steht nicht wieder auf."

Und dann, nach einer langen Pause, ganz leise, ganz in sich hinein, daß ihn kaum der Bruder versteht: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen!"
